Schiller und seine Zeit.

Von

Johannes Scherr.

In drei Büchern.

Drittes Buch:

Schiller's Meisterjahre.

1790—1805.

Vierte Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

Inhalt.

Drittes Buch.

Schiller's Meisterjahre.

Drittes Buch.

Schiller's Meisterjahre.

1790 — 1805.

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort;
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn Nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schön'res find' ich Nichts, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Die Huldigung der Künste.

Erstes Kapitel.

Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Die deutsche Ehe. — Charakter der dritten Lebensperiode Schiller's. — „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben.“ — Portrait des Dichters in den Jahren seiner Männlichkeit. — Studien und Arbeiten. — Ideal und Bedarf. — Die Neue Thalia. — Historische Abhandlungen. — Geschichte des dreißigjährigen Krieges. — „Täglich vierzehn Stunden in Arbeit.“ — Vorlesungen. — Aesthetische Abhandlungen. — Gesellige Verhältnisse. — Wolken und Tumulte. — Novalis. — Baggesen. — Göthe. — Kant. — Beginn der Krankheitsgeschichte des Dichters. — An den Pforten des Todes. — In Karlsbad. — Ein schönes Zeugniß für Lotte. — Oekonomische Sorgen. — Die frohe Botschaft aus Dänemark.

Ein bedeutsamstes Merkmal der Verschiedenheit germanischer und romanischer Anschauung und Sitte ist, daß der „Roman des Lebens“ bei den Völkern germanischen Stammes mit dem Abschluß des Ehebundes zu enden und bei den Völkern romanischen Stammes zu beginnen pflegt. Ausnahmen, und zwar

zahlreiche, gibt es selbstverständlich hüben wie drüben; aber die Regel bleibt, daß für die Deutschen und ihre Stammverwandten der Traualtar den großen Wendepunkt bildet, wo der ungestüme Gefühlsüberschwang in das ruhige Geleise der Pflicht einbiegt, während in Frankreich, Spanien und Italien — wenigstens in den höheren Gesellschaftsclassen — der Ringwechsel gleichsam die Emanzipation der Leidenschaft symbolisirt. Die Ursache hievon ist allbekannt: sie liegt in der verschiedenen Weise der Erziehung und der geselligen Sitte. Die Französin, Spanierin, Italienerin wird erst als Frau gesellschaftsfähig. Sie tritt unmittelbar aus dem Kloster, wo sie erzogen wurde, in die Welt und gewöhnlich muß ihr die Stufe des Altars, wo sie einem ihr meist nur ganz oberflächlich bekannten Manne verbunden wird, als Uebergangsschwelle dienen. Bei uns in Deutschland, wie auch in der Schweiz, in England und im skandinavischen Norden, ist der Umgang zwischen Jünglingen und Mädchen viel zwangloser. Man hat also Gelegenheit, vor der Ehe sich kennen zu lernen; man hat Zeit, sich gegenseitig angezogen oder abgestoßen zu fühlen und den Unterschied zwischen augenblicklichem Flackerfeuer und nachhaltiger Flamme zu erfahren; man kann erproben, ob beiderseitig die Bedingungen vorhanden seien, welche das Glück einer Verbindung auf immer verbürgen. Daher rührt es, daß, selbst in unserem berechnenden Jahrhundert noch, bei uns die Ehe vorwiegend eine Sache der Neigung statt der bloßen Convenienz ist oder wenigstens sein kann. Der Roman pflegt in Deutschland nicht mit dem Ende anzufangen, und wenn „mit dem Gürtel, mit dem Schleier" der „schöne Wahn" entzweireißt, so gewähren aus den angedeuteten Gründen unsere Sitten doch die Möglichkeit, daß an die Stelle des schönen Wahns, d. i. der jugendlichen Schwärmerei, eine schöne Wirklichkeit trete, d. i. die ruhige Befriedigung, welche ein dauerndes und durch die Prüfungen des Lebens nur gestähltes Gefühl verleiht. „Die Leidenschaft flieht,

die Liebe muß bleiben" — man kann das Wesen einer echten und, ich sage es mit Stolz, einer deutschen Ehe nicht besser bezeichnen, wogegen es für die französische Sitte höchst charakteristisch ist, daß in der Blüthezeit des Mittelalters (1174) die Gräfin von Champagne, als Muster einer Edeldame von damals anerkannt, auf die von einem „Liebeshof" (cour d'amour) gestellte Frage, „si l'amour était possible dans lè mariage?" in Form eines feierlichen Urtheilsspruches (arrêt d'amour) mit Nein! antwortete und daß noch in unseren Tagen ein Mann wie Guizot es für nöthig hielt, ein Buch zu schreiben eigens zu dem Zwecke, in Form der Biographie einer englischen Ehefrau (Lady Russel) seine Landsleute darauf aufmerksam zu machen, „que l'amour est possible dans le mariage."

Das Vorstehende läßt sich ohne Zwang auf unseren Dichter anwenden. Der „schöne Wahn," die Schwärmerei, die Leidenschaft hatten auch ihn besessen. Seine Jugend war stürmisch gewesen und so, wie sie war, hatte sie nicht ohne Ueberspanntheit, Ueberstürzung und Irrthum sein können. Er hatte gehofft und geträumt, geliebt und geliebelt, Luftschlösser gebaut und in glücklichen Stunden, die freilich selten genug waren, den Schaum des Brausekelchs der Freude gekostet. Aber er hatte auch entbehrt und entsagt, hatte mit Noth und Sorge gerungen, hatte die glänzendsten Träume frühzeitig erblassen gesehen. Es ist ein abenteuerliches Element in seinem Jugendleben, die ganze Poesie einer Armuth, welche den Kampf seines Genius gegen die äußeren und inneren Hemmnisse seiner Laufbahn zu einem doppelt glorreichen macht. Aber das romantische Interesse, welches Schiller der als Regimentsmedicus verpuppte jugendliche Titan, Schiller der geängstigte Flüchtling, Schiller der unstäte Wanderer, Schiller der Geliebte der „Titanide," Schiller der zwischen Line und Lotte gestellte Liebende erregte, erlischt zugleich mit dem Lichte der stillen Hochzeitsfackel von Wenigenjena. Seine Heirat mar-

kirt einen ganz bestimmten Wendepunkt, nicht nur in seinem äußeren Gehaben, sondern auch in seinem Herzensleben. Die Leidenschaft floh, die Liebe blieb. Er hatte in Lotte eine Frau gefunden, wie er sie gewollt. Zur Geliebten hat er fortan nur noch die Muse gehabt. Ihr galten die heißesten Schläge seiner Pulse, die höchsten Entzückungen seiner Seele. Man erstaunt, in den Beziehungen zu seiner Schwägerin Karoline keinen Anklang an seine frühere Doppelliebe zu finden, sondern nur eine brüderliche Freundschaft, die keineswegs eine blinde war. Oder vielmehr, man braucht darüber nicht zu erstaunen. Denn auch abgesehen davon, daß Lotte dem Dichter Alles gewesen, was eine Frau ihm sein konnte, war für einen Mann, dessen ganzes Sinnen und Schaffen darauf ging, den kategorischen Imperativ der Pflicht in natürliches Gefühl zu verwandeln und die Sittlichkeit zur Schönheit zu verklären, eine reine und edle Lebensführung selbstverständlich. Es fehlt auch nicht an deutlichen Spuren, daß er in der Vollreife seiner Männlichkeit den strengsittlichen Maßstab, welchem er sich unterwarf, auch an Andere zu legen geneigt war. So wissen wir, daß ihm Göthe's häusliche Verhältnisse zuwider waren, und es kennzeichnet das Wahrheitsgefühl seiner Seele, daß er, während Göthe im Briefwechsel mit ihm selten vergißt, die „liebe Frau" (Lotte) grüßen zu lassen, seinerseits nie auch nur mit einer Sylbe der Christiane Vulpius gedenkt.....

Ja, die Romantik von Schiller's Lebensgeschichte geht mit dem Jahr 1789 zu Ende, es wäre denn, daß man in dem bald zu berührenden schwäbischen Heimweh, welches ihn die Heimat wieder zu sehen drängte, noch einen romantischen Zug erkennen wollte. Je reicher und glanzvoller sein inneres Leben sich entfaltete, um so weniger Ungewöhnliches und Wechselndes bot sein Äußeres. Er lebte das bescheidene, sorgenvolle Dasein eines deutschen Schriftstellers, welches mit Würde zu führen er ein so leuchtendes Beispiel gegeben hat. Die ganze Energie seines

Willens an die Erfüllung seiner Mission setzend, flüchtete er „aus der Sinne Schranken in die Freiheit der Gedanken," aus dem Wirrsal und Getöse der widerstreitenden Interessen seiner Zeit „in die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen." Er war würdig, „in des Ideales Reich" zu herrschen; denn wie ihn die gemeinen Sorgen des Lebens nicht zu irren vermochten, so durften ihm selbstische Wünsche, Grillen und Begierden nicht mehr nahen. Sein Herz blieb sanft, wie auch sein Blick es blieb; aber seine Haltung wurde selbstbewußter, in sich gefaßter, auf Unberufene mehr abweisend als anziehend wirkend. So konnte er selbst einem Manne wie Jean Paul bei der ersten Begegnung „felsigt, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe" erscheinen. Ohne Liebe? Es ist wahr, in einer bittern Stunde hat er sich den Seufzer entwischen lassen, daß gerade des besseren Menschen Herz in dem Weltgedränge allmälig der Liebe sich verschließe; aber daneben zeugt ja jede Seite seiner reiferen Werke von einem unendlichen Wohlwollen, welches nicht mit wilden Ahrimansflammen, sondern mit mildem Ormuzdlicht die Welt von allem Unschönen und Verwerflichen reinigen will. Die Leidenschaft floh, die Liebe blieb. Einer leidenschaftlichen Neigung, wie sie Göthe noch als Vierundsiebziger für die schöne Ulrike von Levezow empfand und in der „Elegie von Marienbad" ausströmte, wäre Schiller schon als Vierziger nicht mehr fähig gewesen; aber nur die innigste Liebe konnte ein Gedicht wie „die Würde der Frauen" dictiren.

Es dürfte nicht unpassend sein, hier, am Eingang der Mannes- und Meisterjahre des Dichters, seine äußere Erscheinung uns wieder einmal zu vergegenwärtigen. Sein Jugendfreund Scharffenstein hat uns früher das Portrait Schiller's des Jünglings entworfen, seine Schwägerin Karoline mag uns das Bild Schiller's des Mannes zeichnen. „Schiller's große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, Etwas von militärischer Haltung, was

ihm aus der Akademie geblieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Aeußeren ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirne trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen Blau und Lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen warf, nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigene Innere gekehrt als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andere fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen, aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches. Seine Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester. Aller Cy-

nismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, zuwider; die Kleider einfach aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohlgeordnet sein. Er liebte sehr Blumen um sich, Lilien hatte er vor allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe."

Indem Schiller, häuslich eingerichtet, sich anschickte, seine Arbeiten wieder aufzunehmen, hatte er neben den Forderungen seines Genius auch die des Bedarfes zu berücksichtigen. Zudem waren jene zu dieser Zeit noch keine so entschiedenen, daß sie ohne alles Schwanken auf ein großes Ziel sich gerichtet hätten. Im Gegentheil sehen wir noch bis zum Jahre 1794 unseren Dichter seine Kraft in Studien und Anläufen zersplittern oder auch auf eine literarische Thätigkeit verwenden, wie eben der „Bedarf" sie heischte. So schrieb er die historischen Abhandlungen „die Sendung Moses," „die Gesetzgebung des Lykurg und Solon," „Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter," „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs," „Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I.," „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen." Die vier letztern dieser Aufsätze dienten als Einleitungen und verbindende Mittelglieder der „Sammlung historischer Memoiren," welche Schiller 1790 in deutscher Uebersetzung herauszugeben anfing, die er dann in Verbindung mit Woltmann und Anderen fortsetzte und die erst 1806 mit dem dreiunddreißigsten Band aufhörte, nachdem sich Schiller längst von dem Unternehmen zurückgezogen hatte. Der Bedarf war es auch, welcher ihn, nachdem seine von Wieland's Merkur gehegten Erwartungen nicht erfüllt worden, darauf denken ließ, die Thalia wieder mehr in Schwung zu bringen. So wurde, nachdem die Rheinische Thalia 1790 eingegangen, 1792 die „Neue Thalia" eröffnet und zwar mit keinem geringen Zeugniß poetischer Uebersetzungskunst, mit den deutschen Stanzen, in

welche unser Dichter das zweite und vierte Buch von Virgil's Aeneis übertragen hatte, zunächst, um seiner Frau und Schwägerin eine Vorstellung von Virgil'scher Dichtung zu geben. Sonst enthielt die Neue Thalia keinen poetischen Beitrag; sie wurde vielmehr ein bequemes Vehikel der historischen und philosophischen Uebungen, durch welche sich Schiller auf seine poetischen Hauptthaten vorbereitete. Zunächst nahm vor allem Uebrigen seine „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" Zeit und Thätigkeit in Anspruch. Sie erschien, durch die Erkrankungen des Verfassers mehrfach unterbrochen, in den Jahrgängen 1791 — 93 des von Göschen verlegten historischen Damen-Kalenders, — ein Umstand, der schon andeutet, daß es dabei nicht auf ein gelehrtes Fachwerk abgesehen war. Was schon früher über Schiller's Verhältniß zur Historie und Historik gesagt worden, gilt auch von seiner Darstellung des dreißigjährigen Krieges. Das kritisch-historische Moment tritt vor dem künstlerischen zurück. Ein tiefer gehendes Quellenstudium hätte dem Verfasser hinsichtlich des Causalzusammenhanges der Ereignisse jener schrecklichen Zeit, wo unter dem Vorwande: Bibel oder Papst? die gewaltigsten wie die gemeinsten Leidenschaften auf deutschem Boden dreißig Jahre hindurch sich austobten, gewiß Manches in anderem Licht erscheinen lassen. So z. B. die Stellung Gustav Adolf's, den er allerdings nicht als den gutmüthigen Schwärmer und selbstsuchtslosen „Glaubensretter" faßt, als welcher der Schwedenkönig noch immer in bornirt lutherischen Compendien spukt, dessen leitender Gedanke aber, hinter dem plausiblen Aushängeschild protestantischer Sympathieen ein möglichst großes Stück von Deutschland zu erobern, auch bei Schiller lange nicht klar und bestimmt genug hervortritt. Im Uebrigen hat unser Dichter mit richtigem Instinkt erkannt, daß sich jener furchtbare Kampf weit mehr um die Politik als um die Religion drehte. Aber es fragt sich doch sehr, ob seine Auffassung des dreißigjährigen Kriegs

als eines politischen Befreiungskriegs von protestantischer Seite eine berechtigte gewesen. Man weiß ja, welcher Art die Politik war, zu welcher das Lutherthum die dogmatische Unterlage hergab. Schiller hat, scheint mir, seinem idealen Freiheitsprinzip bedeutend viel vergeben, indem er der sogenannten, von protestantischer Seite so scharf betonten „Reichsfreiheit" die Ehre anthat, sie für mehr zu halten als die unselige Lüge, welche sie war. Aus dieser freilich durch die Abwendung der Kaiserdynastie von deutschen Interessen mitverschuldeten Reichsfreiheit, d. h. Reichsanarchie ist, wie Jedermann weiß, die Zersplitterung des Reiches und aus dieser die absolute Herrscherwillkür der Landesfürsten hervorgegangen. Man erkennt auch unschwer, daß der Dichter seiner einmal gefaßten Ansicht von der Reichsfreiheit nicht ganz traute und sich einigen Zwang anthun mußte, dieselbe durchzuführen. Das ganze Buch ist daher nicht, — wie die Geschichte der niederländischen Rebellion es war — ein Werk der Begeisterung, sondern vielmehr des Verstandes. Der historische Kunststyl Schiller's hat dabei unstreitig gewonnen: die Schilderungen sind von hoher Anschaulichkeit, die Portraitirung ist meisterhaft, in gleichmäßiger Ruhe und Würde, nur bei dringend gebietenden Veranlassungen höher gefärbt und bilderreich, geht die Darstellung einher. Deutlich sieht man, wie den Dichter vor Allem das dramatische Interesse anzog, welches dieser beispiellose Kriegstumult allerdings in ungewöhnlichem Grade darbot. Denn nachdem die zwei vorragendsten Gestalten des ungeheuren Drama's, welches für Deutschland ein bis auf den heutigen Tag so schmerzlich nachwirkendes Trauerspiel war, nachdem Gustav Adolf und Wallenstein von der Bühne abgetreten, erlahmte Schiller's Theilnahme für seinen Gegenstand so sehr, daß er die weiteren Begebenheiten bis zum westphälischen Frieden nur noch ganz summarisch erzählte. Aber mochte er auch möglichst rasch zum Abschluß seines Geschichtswerks eilen, von der Zeit, welche dasselbe behan-

delte, hatte er einen so tiefen Eindruck empfangen, daß er zu ihr zurückkehrte, als er dazu verschritt, sein größtes Dichterwerk zu schaffen. Mit der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs beendigte er seine Laufbahn als Historiker, denn die später (1797) als Lückenbüßer für die Horen nach einer französischen Quelle gearbeiteten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville" können auf den Werth eines selbstständigen Werkes keinen Anspruch machen und die Idee, einen deutschen Plutarch zu schreiben, womit sich Schiller längere Zeit getragen hat, ist nie zur Ausführung gekommen.

Neben den Arbeiten des Dichters schritt im ersten Jahre seiner Ehe auch sein Leben rüstig und heiter fort. In den Osterferien von 1790 führte der Herr Professor seine junge Frau nach Rudolstadt, wo er „in der schönen Reminiscenz der vorigen Zeiten" mit ihr „gar angenehme Tage" verlebte und sich auch die „trefflichen Torten und Pasteten" behagen ließ, welche die Verwandten den Gästen auftischten. Wieder nach Jena zurückgekehrt, gab er in Briefen an Körner vom 16. Mai und 18. Juni seiner Zufriedenheit Ausdruck, indem er schrieb: „Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein, auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und mich in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust .... Ich wundere mich selbst über den Muth, den ich bei meinen drückenden Arbeiten beibehalte, eine Wohlthat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit und dennoch geht's so leidlich wie sonst nie." Am 14. Mai eröffnete er seine Vorlesungen für den Sommer und zwar las er ein Privatum über Universalgeschichte und ein Publicum über die tragische Poesie. Zur Vorbereitung für letzteres hatte er des Aristoteles Poetik durchgearbeitet, welche ihn „wahrhaft stärkte

und erleichterte.“ Als bleibendes Resultat dieser akademischen Thätigkeit gewann er die beiden ästhetischen Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „Ueber die tragische Kunst.“ Gar gemüthlich hört es sich an, wenn wir erfahren, wie die Frau Professorin dem Herrn Gemahl die Last seines Amtes erleichterte. „Lottchen — meldete der Dichter am 15. Mai an Karoline — hat gestern zwei Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen gehört und mir Thee gemacht. Sie hat sich erst vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz.“

Die geselligen Verhältnisse von Jena waren angenehm, ungenirt und munter. Im Griesbach'schen und Paulus'schen Hause fand Lotte freundliche Aufnahme, Reinhold's Frau wurde ihre Freundin. Die gelehrten Herren machten mit ihren Damen häufige Ausflüge in die freundliche Umgegend und auch daheim fehlte es nicht an Kurzweil. Eine gewisse Unbekümmertheit und Leichtlebigkeit kennzeichnete damals das Dasein der gebildeten Kreise und man verstand und befolgte noch das weise „Carpe diem!“ des römischen Schäckers. Schiller fand neben allen seinen Arbeiten noch Zeit zum Billard- und Tarokspiel, ja sogar die Uebungen im Kegelschieben, welchen er vor Zeiten im Garten der Kraftgeniesherberge zum Ochsen in Stuttgart obgelegen, nahm er jetzt dann und wann wieder auf. An seinem Mittagstisch, welchen die „Hausjungfern“ besorgten, nahmen zwei Landsleute theil, der Privatdozent Niethammer und der Hofmeister Göritz, ferner der Professor Fischenich und Fritz von Stein, der Sohn Charlotte's. In dieser Tischgesellschaft, zu welcher noch Lotte und häufig auch Karoline gehörte, war nicht allein der sokratische Ernst, sondern auch der aristophanische Scherz heimisch. Man verfiel da auf allerlei Possen, wie z. B. auf die von unserem Dichter angegebene, daß die Tischgenossen eine Art Uniform, blauen Frack mit himmelblauem Futter und silbernen Knöpfen

tragen sollten und wirklich trugen. Göritz, der uns dieses erzählt, weiß auch von einem Bankett zu melden, wobei die gute Laune bis zu einem allgemeinen, die Damen keineswegs ausschließenden Studentensmollis fortgegangen sei. Glaublicher als dieses Abenteuer, welches Karoline ausdrücklich zu desavouiren sich veranlaßt sah, ist das harmlosere, daß Schiller eines Abends auf der Kegelbahn eine Gesellschaft aus dem Stegreif zum Abendessen bei sich eingeladen habe und wie dann dieses improvisirte Souper, behufs dessen geschwind ein paar ungleiche Tische zusammengerückt und e i n e Schüssel mit etwas Braten und eine andere mit Salat beschafft wurden, in idyllischer Heiterkeit vor sich gegangen sei. Ja, sie wußten zu leben und sich zu freuen, die Menschen von damals. Drüben in Weimar, wie hüben in Jena. So erzählt uns der wackere Voß von einem bei seiner Anwesenheit in Weimar im Juni 1794 im Hause Herder's stattgehabten Symposion, welchem Wieland, Göthe, Knebel und Böttiger anwohnten: — „Wir wurden ausgelassen lustig. Die Erzväter der Bibel wurden recensirt mit unauslöschlichem Lachen, indem Herder komisch ihre Vertheidigung übernahm. Dabei wurde rechtschaffen gezecht, Steinwein und Punsch. Göthe saß neben mir; er war so aufgeräumt, wie man ihn selten sehen soll." Zur Abwechslung strich auch wohl mitunter eine Wolke an dem Himmel des häuslichen Glückes unseres Dichters hin, aufgestiegen aus der Region hypochondrischer Grillen, welche leider in keinem Gelehrtendasein fehlt, und von Lotte mit sanfter Hand bei Seite geschoben — oder unterbrach ein burschikoser Tumult die akademische Stille. Ein sonst ganz solider Student war auf Betreiben des Prorectors Ulrich relegirt worden, weil er, in der Weinlaune an dem vor dem Posthause haltenden Reisewagen eines durchreisenden gräflichen Paares vorbeigehend, die schöne junge Dame mit studentischer Naivetät um einen Kuß gebeten hatte. Obgleich der Herr Gemahl und wahrscheinlich auch die Dame über diesen galan-

ten Einfall nur lachten, war der pedantische Prorector mit äußerster Strenge gegen den armen Kußlustigen vorgefahren und hatte dadurch die Wuth der Commilitonen desselben gereizt. Bei erster bester Gelegenheit brach diese Wuth in einen jener Tumulte aus, um welcher willen Jena früher berüchtigt gewesen. Ulrich's Haus wurde erstürmt und verwüstet und in Schiller's Studirzimmer wurden die Fenster eingeworfen, weil er den durch die Gassen tobenden Ruf: Lichter aus! nicht beachtet hatte. Am andern Morgen erschien dann freilich — zum Beweis, wie sehr der Dichter bei der Studentenschaft in Achtung stand — eine Deputation, welche ihn im Namen sämmtlicher Landsmannschaften dieses „Versehen" wegen um Verzeihung bat. Als dann Executionstruppen von Weimar einrückten, zogen die Studenten in Masse aus und nach Erfurt hinüber. Darüber wurde es nun begreiflicher Weise Professoren und Philistern nicht wenig „graulich," und als die Ausgezogenen unter Zusicherung einer Amnestie zur Rückkehr eingeladen wurden, beschlossen Senat und Bürgerschaft eine feierliche Einholung der Rückkehrenden, wogegen sich Schiller als gegen etwas der Würde des akademischen Lehramts Unangemessenes unverholen ausgesprochen haben soll.

Das Jahr 1790 war für unseren Dichter auch nicht arm an interessanten neuen Bekanntschaften. Friedrich von Hardenberg, berühmt unter dem Dichternamen Novalis, der genialste der Romantiker, damals Student in Jena, suchte eine freundlich gewährte Annäherung, welche vertraulich wurde und es blieb, bis der junge Mann in die Schlegel'schen Kreise hinübergezogen ward, wo dann freilich die Beziehung zu Schiller sich lösen mußte. Reinhold führte dem Dichter einen begeisterten Verehrer zu, den dänischen Poeten Jens Baggesen, der mit seiner jungen Frau aus den schweizerischen Alpen kam. Baggesen war ein so gutmüthiger Enthusiast, als nur immer das achtzehnte Jahrhundert einen hervorgebracht hat. Daneben besaß er ein ganz hübsches poeti-

sches Talent und jetzt noch sind die Schilderungen unübertroffen, welche er in seiner „Parthenais“ in deutschen Hexametern — damals herrschte in Dänemark überhaupt das deutsche Element — von der Größe und Lieblichkeit der Alpennatur entwarf. Er verweilte mehrere Tage in Jena und Weimar und, nach Kopenhagen zurückgekehrt, konnte er nicht satt werden, seinen Gönnern und Freunden, dem Erbprinzen Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und dem Minister Grafen Ernst von Schimmelmann, sowie der Herzogin und der Gräfin, von Schiller zu sprechen und die Kenntniß und Schätzung von dessen Werken in diesem Kreise einheimisch zu machen, — eine Bemühung, deren Folgen sich dem Dichter bald höchst wohlthätig kundgeben sollten. Aeltere Bekanntschaften wurden anhänglich gepflegt: so die mit dem Coadjutor in Erfurt, von welchem sich Schiller im Herbst hinsichtlich seiner Zweifel, ob er bei der Geschichtschreibung bleiben oder aber zur Poesie zurückkehren sollte, Rath und Entscheidung erbat. Dalberg schrieb zuerst ausweichend, daß er nicht zu bestimmen wage, was Schiller's „allumfassender, allbelebender Genius“ unternehmen sollte, sondern daß er nur wünsche, „mit Riesenkräften ausgerüstete Geister möchten sich selber fragen, wie sie der Menschheit am nützlichsten sein könnten;“ auf eine wiederholte Anfrage jedoch gestand der Prälat, zu wünschen, daß unser Dichter „in ganzer Fülle dasjenige leiste, was nur er leisten kann, und das ist Drama.“ Das war nicht vergeblich gesprochen, um so mehr, da es mit Schiller's innigster Neigung zusammenstimmte. Er mochte um jene Zeit auch des Aristoteles Ausspruch: „Die Tragödie ist gedankentiefer und erhabener als die Geschichte“ — gelesen und beherzigt haben. Genug, gegen Ende des Jahres finden wir ihn mit tragischen Entwürfen beschäftigt, unter welchen der Wallenstein gewissermaßen eine dämonische Anziehungskraft auf den Dichter zu üben begann, ohne jedoch jetzt schon bestimmtere Umrisse zu gewinnen. Das Sommersemester war

inzwischen zu Ende gegangen und Schiller ging mit Lotte in den Herbstferien nach Rudolstadt, wo er „zwölf Tage mit Essen, Trinken und Schachspielen oder Blindekuhspielen verbrachte," wie er am 1. November an Körner schrieb, nachdem er, heimgekehrt, am 22. Oktober seine Vorlesungen fürs Wintersemester begonnen hatte. Im nämlichen Briefe meldet er dem Freunde auch eine freundliche Wiederbegegnung mit Göthe, welcher kurz zuvor in Dresden gewesen war und an Körner Gefallen gefunden hatte. Bekanntlich flüchtete sich Göthe aus dem Weimarer Hof- und Geschäftsleben von Zeit zu Zeit immer gern in das „liebe närrische Nest," wie er Jena nannte, um hier Mensch, Poet, Er selbst zu sein. In seinem stillen Asyl im Jenaer Schloß und mehr noch in seiner auf die rauschende Saale niederblickenden Erkerstube im Wirthshaus „zur Tanne" an der nach Kamsdorf führenden Brücke hat er schönste Dichterstunden gelebt. Lotte meinte noch 1798 gegen Charlotte von Stein, Göthe sei in Jena „ganz anders" als in Weimar. „Es ist recht eigen — schrieb sie — welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen; hätte ich ihn nicht hier kennen gelernt, so wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden." Was Schiller angeht, so kam er Göthen nicht viel näher, als ihn dieser in den letzten Oktobertagen von 1790 besuchte. „Göthe — schrieb er an Körner — hat uns viel von dir erzählt und rühmt gar sehr deine persönliche Bekanntschaft. Er war gestern bei uns und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist's, wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend Etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der

Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann."

Also um Kant drehte sich das Gespräch der Beiden? Aber wo auch hätten damals in Deutschland zwei Männer von Bildung zusammenkommen können, ohne von Kant zu reden? In Wahrheit, es ist eine der wundersamsten Parallelen, welche die Weltgeschichte aufzeigt, daß, während jenseits des Rheins die Revolutionstragödie in Szene zu gehen begann, dahinten in Königsberg, in der Studirstube des friedsamsten aller Professoren die kühnste Gedankenrevolution wissenschaftlich durchgeführt wurde. Ein dürres, unansehnliches Männchen, in seinem Gebahren behutsam bis zur Aengstlichkeit, in seinen Lebensgewohnheiten regelmäßig bis zur Monotonie einer Uhr, wohlfristrt, wohlbezopft, in ein stillstes Forscherleben so eingesponnen, daß es so zu sagen nie einen Schritt über das Weichbild seiner Vaterstadt hinausthat, — dieses Männchen ließ Gedanken in die Welt ausgehen, welche den Himmel stürmten und, zum System des „kritischen Idealismus" organisirt, die theologische Weltanschauung geradezu umkehrten, indem sie unsere Welt zum Zwecke machten und Gott nur noch als eine Hypothese zur Lösung ihrer Widersprüche herbeizogen, als ein Postulat der praktischen Vernunft, als ein Etwas, dessen Dasein auf theoretischem Wege zu erweisen unmöglich sei. Die Wirksamkeit von Immanuel Kant begann erst in seinen alten Tagen mit Herausgabe seiner drei Hauptwerke: Kritik der reinen Vernunft (1781), Kritik der praktischen Vernunft (1785) und Kritik der Urtheilskraft (1787). Seine Lehre bedurfte ihrer abstrusen Form wegen der Dolmetschung, wie begeisterte Jünger, unter denen Reinhold vorragte, sie unternahmen, aber ihrer Verbreitung vermochte die ganze Brutalität der Reaction gegen die

Aufklärung, welche unter Friedrich's des Großen Nachfolger von Berlin aus durch die Bischofswerder, Wöllner und Consorten ins Werk gesetzt wurde, keinen Einhalt zu thun. Wundersame Zeit, wo die Sehnsucht nach Erlösung von Wahn und Unfreiheit so allgemein war, daß selbst greise Dorfpastoren gegen das Wöllner'sche Gemaßregel der Aufklärungstendenzen in die Schranken zu treten sich gedrungen fühlten. Durch Hume's Untersuchung über den Begriff von Ursache und Wirkung zu seiner Kritik des Erkenntnißvermögens angeregt, deren Resultat er den transcendentalen Idealismus nannte, hat Kant die philosophische Arbeit ganz von Neuem begonnen und das Reich des Wissens neu construirt, mit gänzlicher Beiseitestellung des Materials des Offenbarungsglaubens. Die letzten Gründe unseres Erkennens einer voraussetzungslosen Kritik unterwerfend, fand er, daß nicht das Wahrnehmen die Quelle des Allgemeinen und Nothwendigen sei, sondern vielmehr die menschliche Ichheit (Subjectivität), das selbstbewußte Ich. Zu den subjectiven Denkformen gehört unter andern auch das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Jede Erkenntniß besteht aus Erfahrungsstoff und darauf angewandter Denkform, es gibt also keine aus bloßem Denken gewonnene Erkenntniß und demnach gehört insbesondere die Erkenntniß des Uebersinnlichen ins Gebiet der Unmöglichkeit und ist es nur ein Umhertappen im Dunkeln, wenn wir uns aus der Erscheinungswelt ins Uebersinnliche versteigen: mithin sind unsere Vorstellungen von einer übersinnlichen Welt leere Hirngespinnste, willkürliche Behauptungen über Dinge, von denen sich ebenso gut die Nichtexistenz als die Existenz, in Summa Nichts beweisen läßt. An dieser Theorie der reinen Vernunft findet aber die praktische Vernunft kein Genügen. Die letztere geht auf die Bestimmung des freien Willens des Menschen zum Handeln. Des Willens Aufgabe ist die Verwirklichung des höchsten Sittengesetzes: Handle jeder Zeit nach Maximen, welche fähig sind, allgemeine Gesetze zu werden!

und die allgemeine Verbindlichkeit dieses Sittengesetzes äußert sich als kategorischer Imperativ, d. h. als innere Nöthigung zum Guten in der Form des befehlenden Sollens. Unterwerfen wir unsere selbstsüchtigen Neigungen der durch den kategorischen Imperativ befohlenen, um ihrer selbst willen zu übenden Pflicht, so haben wir Tugend. Die Verbindung der Tugend mit der Glückseligkeit macht das höchste Gut aus, das letzte Ziel des Willens, dessen Realisirung einerseits das Dasein Gottes, andererseits die Unsterblichkeit der Seele voraussetzt. Um also der Tugend ein entsprechendes Aequivalent in Aussicht zu stellen, fand es Kant praktisch-vernünftig, das, was die reine Vernunft verneinen müsse, Gott und Unsterblichkeit, wieder zu setzen .... Die Kant'sche Philosophie war die höchste wissenschaftliche Formulirung der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und zugleich ist sie das Fundament der ganzen neueren Geisteskultur. Sie hat alle Disziplinen, das ganze Reich der Intelligenz mit neuem Leben durchdrungen, Alles umgestaltet oder wenigstens beeinflußt, Alles auf neue Grundlagen gestellt. Ueberwältigend, wie diese Erscheinung war, konnte es ihr dennoch an Gegnern nicht fehlen. Ein Herder polemisirte vom Standpunkt eines rationalistischen Christen aus gegen Kant, ein Jakobi vom Standpunkt einer Gefühlsseligkeit, welcher es vor den kühlen Aetherhöhen der reinen Vernunft graute und die nach Jakobi's eigener Aussage in einer „Unphilosophie" Befriedigung fand, welche im Nichtwissen ihr Wesen hat und der zufolge das an sich Wahre, Gute und Schöne uns ohne irgend eine Vermittlung durch Begriffe im Gefühl als unmittelbares Geistes- und Gottesbewußtsein geoffenbart wird.

Es konnte nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite Schiller sich stellen würde, nachdem die philosophischen Probleme ihm einmal ernstlich nahegetreten. Denn bis jetzt hatte er sich gegen dieselben ziemlich gleichgültig verhalten und auch Körner's eifrige Beschäftigung mit Kant's Schriften hatte ihm keine Theilnahme

abgewonnen. Als ihm der Freund im Mai 1790 meldete, daß ihm die „Kritik der Urtheilskraft" viel zu schaffen mache, schrieb er kühl zurück: „Viel Glück zu der neuen Kant'schen Lectüre. Hier in Jena höre ich sie bis zum Sattwerden preisen." Diese Kühle sollte aber bald dem wärmsten Interesse Platz machen, als die Schriften des Königsberger Weisen der Trost seines Krankenbettes wurden. Denn, ach, wir haben die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, schon hier zu sagen, daß Schiller's Lebensgeschichte vom Neujahr 1791 an eigentlich nur noch eine Krankengeschichte gewesen ist. In seinen Briefen an Körner hat er sie selbst geschrieben. Man muß diese Leidensberichte lesen, wenn man in ihrem ganzen Umfange die beispiellose Energie des Willens kennen lernen will, welche einen hinfälligen, schmerzdurchwühlten Leib zwang, noch so lange im Dienste des Geistes auszuhalten. Die Passionsgeschichte unseres Dichters ist seine schönste Apotheose.

Nicht selten wiederholt sich die Laune der Natur, große Herzen und kräftige Geister in schwächliche, für jede Unbill des Klima's und der Witterung doppelt und dreifach empfängliche Körper einzuschließen. Wie unglücklich solche Existenzen sind, nur sie selber wissen es. Für sie birgt jede Wolke, die am Horizont aufsteigt, Schmerz in ihrem Schooße und der Wechsel der Jahreszeiten ist für sie nur ein Wechsel wehvoller Empfindungen. So ein Dasein, so ein Purgatorium hat Schiller von jetzt an gelebt. Nur auf flüchtige Stunden oder Tage, in günstigsten Fällen auf Wochen, ließen die Schmerzen von ihm ab. Sie zwangen ihn, aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag zu machen, und sogen aus dieser Umkehr der Lebensordnung neue Nahrung. Bewunderungswürdig hat sich in dieser vierzehnjährigen Trübsal die Liebe Lotte's bewährt und es unterliegt keinem Zweifel, daß ohne die zärtliche Pflege seiner Frau der Dichter viel früher unterlegen wäre. Das Uebel fing in den ersten Tagen des Januars 1791 zu Erfurt an, wo Schiller mit seiner Frau dem Coadjutor einen Neujahrsbesuch ab-

stattete. Einem Concert auf dem Stadthause anwohnend, zog er sich eine Erkältung zu — die Männer des Schreibtisches sind dafür, wie bekannt, ganz unglaublich empfänglich — und die Folge davon war ein heftiges Katarrhfieber. Scheinbar genesen, kehrte er am 11. Januar über Weimar nach Hause zurück und schrieb in heiterer Stimmung an Körner: „Man hat mir auf Veranstaltung des Coadjutors in Erfurt die Ehre angethan, mich zu einem Mitgliede der kurmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. Nützliche! Du siehst, daß ich es schon weit gebracht habe.“ Aber kaum hatte er seine Vorlesungen wieder aufgenommen, so erfolgte ein Rückfall und das Fieber steigerte sich rasch zu einer lebensgefährlichen Brust- und Unterleibsentzündung, welche die Kunst und Sorgfalt des trefflichen Arztes Starke kaum zu bewältigen vermochte. Erst gegen Ende Februars konnte der „kümmerlich Genesende“ wieder „am Stocke herumkriechen“ und dem Freunde in Dresden schreiben: „Die Pflege war vortrefflich und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Zuhörer und hiesigen Freunden mir erwiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dies dreimal in der Woche. Der Antheil, den man sowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt. Nach den ersten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolstadt und ist noch hier, ein höchst nöthiger Beistand für meine Lotte, die mehr gelitten hat als ich. Auch meine Schwiegermutter besuchte mich auf acht Tage und diesem innigen Leben mit meiner Familie, dieser liebevollen Sorge für mich, den Bemühungen meiner Freunde, mich zu zerstreuen, danke ich größtentheils meine frühere Genesung. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madera.“ Nachdem er so seinen Dankgefühlen Worte gegeben, redete er von Arbeitsplänen, die

er sofort weiter verfolgen wollte, und am 3. März meldete er dem Freunde, daß er das Studium Kant's begonnen habe: — „Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten.“ Die Osterferien verlebte er mit Lotte wieder in Rudolstadt, von wo er unterm 10. April an Körner schrieb, der Herzog habe ihn für diesen Sommer vom Lesen dispensirt: — „indessen dispensirte es sich von selbst, denn ich würde nicht gekonnt haben, was mir unmöglich ist.“ In der That, das Professorthum Schiller's war eigentlich schon im Winter 1791 zu Ende. Denn der Zustand seiner Brust verbot ihm die Anstrengung, Publica zu lesen, schlechterdings und er mußte sich daher von da ab, und so lange er überhaupt noch lehrte, auf Privatissima beschränken, die er auf seinem Zimmer vortrug. In dem eben angezogenen Briefe ließ er sich die leise Klage entwischen, es sei „nicht gut, daß er diesen Sommer nicht frei von Arbeit sei;“ doch fügte er bei: „Mein Gemüth ist übrigens heiter und es soll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmste über mich kommen wird.“ Ach, es kam sofort Schlimmstes und er hatte Gelegenheit genug, seinen Muth zu bewähren. Ein abermaliger Rückfall warf den Dichter in Rudolstadt aufs Lager und heftige asthmatische Beklemmungen brachten ihn wieder dem Tode nahe. Zuweilen wurden „die Extremitäten schon ganz kalt, der Puls verschwand und nur die stärksten Frictionen brachten wieder Leben in die Glieder.“ Der Kranke hielt sich für verloren und in fieberfreien Augenblicken suchte er mit männlicher Fassung seine Lieben zu beruhigen und sie das Unvermeidliche ertragen zu lehren. Karoline las ihm Stellen aus Kant's Kritik der Urtheilskraft vor. „Den Lichtstral aus der Seele des ruhigen Weisen — erzählt sie — und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden

könne, nahm er ruhig auf." Auf den liebevollen Zuspruch der schwesterlichen Freundin gab er zur Antwort: „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben und müssen wirken, so lange wir es vermögen." Als der Tod anzupochen schien, bat er, die Freunde eintreten zu lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne. Das Bedrohliche ging aber vorüber und Blick und Hoffnung des Kranken kehrten sich wieder dem Leben zu. Als der Arzt, Conradi aus Rudolstadt, bestimmte Aussicht auf Genesung eröffnete, sagte der Kranke, die Augen auf Lotte und Line geheftet: „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammenblieben."

Im Laufe des Juni schritt seine Genesung soweit vor, daß er in Begleitung Lotte's nach Karlsbad gehen konnte, um durch den Gebrauch des dortigen Sprudels namentlich seine sehr geschwächten Verdauungswerkzeuge wieder zu kräftigen. Die berühmte Heilquelle erfüllte wenigstens einigermaßen die Erwartungen des Arztes und des Patienten und der Letztere erholte sich so weit, daß er seinem Verleger Göschen, welchen er in Karlsbad traf, die Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges versprechen konnte. Göschen meldete dies an Wieland und der gute Patriarch des Weimarer Musenhofes schrieb voll Freude zurück: „Der Himmel belohne Sie durch die glücklichsten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünschen und erwarten können, für die Freude, die Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsreichen Aussichten zur Wiederherstellung unseres vortrefflichen Schiller gegeben haben. Mit der lebhaftesten Ungeduld sehe ich der Bestätigung dieses Evangeliums für mich und Alle entgegen, die wie ich den unschätzbaren Werth unseres Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig sind." In dem böhmischen Thalkessel legte sich der Genesende das Problem des Wallenstein mehr und mehr zur dramatischen Behandlung zurecht. Die im Karlsbad gemachte Bekanntschaft mit mehreren ausgezeich-

neten östreichischen Offizieren gab ihm lebendige Anschauungen vom kaiserlichen Heer und er machte auch einen Ausflug nach Eger, um das Haus zu besichtigen, wo Wallenstein ermordet worden war. Sehr wahrscheinlich ist in dieser Zeit auch die bekannte Zeichnung entstanden, welche unseren Dichter auf einem jener weltberühmten Karlsbader Esel reitend darstellt. Der Zeichner war der treffliche Landschaftsmaler Johann Christian Reinhart, welcher als Neunzigjähriger 1847 zu Rom gestorben ist. Er hatte schon in der Bauerbacher Zeit Schiller's Bekanntschaft gemacht und scheint während der Karlsbader Cur wieder mit ihm zusammengetroffen zu sein. Das Bild ist hübsch: — der Dichter sitzt schößlings auf dem Grauchen, angethan mit einer weiten Redingote, kurzen Beinkleidern und Stulpenstiefeln; auf dem Kopf hat er einen breitrandigen Schlapphut und in der Linken eine brennende holländische Pfeife, während er mit der Rechten den Zügel hält. Das rechte Bein baumelt ihm fast bis auf den Boden herab. Die lässige Haltung und der sinnende Gesichtsausdruck des Reiters bilden einen gar artigen Contrast zu der eselhaften Grandezza des Grauchens; es sieht komisch aus. Nach vollbrachter Cur und einem kurzen Aufenthalt zu Hause diente im September ein Besuch bei Dalberg in Erfurt als Nachcur. Von hier aus schrieb er am 6. September dem Freunde in Dresden: „Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam und noch immer bleiben die Krampfzufälle nicht ganz aus; auch der kurze Athem hält noch immer an. Doch nehmen die Kräfte zu und man findet mich auch frischer aussehend.“ Dann, nach Jena zurückgekehrt, unterm 24. Oktober: „Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir. Obgleich der Athem nie frei ist und noch immer Krämpfe im Unterleib mich beunruhigen, so bin ich doch zu Beschäftigungen aufgelegt und kann, wenn sie mich stark interessiren, stundenlang meine Umstände darüber vergessen.“ Dann legt er das schöne Zeugniß für Lotte ab: „Es macht mir, auch wenn ich Geschäfte

habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir Beide nur gesund, wir brauchten weiter Nichts, um zu leben wie die Götter." Wie eben nur ein liebendes Weib es kann, verbarg Lotte vor dem Gatten das eigene Leiden und die quälende Angst um ihn, aber in einem Schreiben an den Vetter Wilhelm von Wolzogen äußerte sie unterm 13. August 1792 so ihre Besorgnisse: „Wir leben immer still fort, und wenn Schiller wohl ist, bin ich es meistens auch; doch ist meine Gesundheit und daher auch die Stimmung oft nicht gut und ich bin gar ernsthaft und trübsinnig. Es ist so traurig, daß man noch gar nicht sagen kann, daß es viel besser mit Schiller wäre. Das Uebel ist oft noch stark und die Krämpfe im Unterleib lassen nicht nach. Manche Tage ist er ganz leicht und wohl, aber doch kann man auf keinen Tag ganz rechnen. Diese Ungewißheit und das öftere Sehen des Uebels hat freilich keinen guten Einfluß auf mich und du fühlst wohl, wie ich ernst und traurig werden kann, wie Einen das beugen kann." Die Sorge um den geliebten Mann verschwand nicht wieder aus Lotte's Leben, denn sein Uebel blieb und er ist nie wieder auch nur andauernd halb, geschweige ganz gesund geworden. Im folgenden Jahre, unterm 1. Juli 1793, schrieb Karoline an den Vetter Wilhelm: „Ach, Lieber, immer fürchte ich, daß unser Schiller wird frühzeitig aus unserem Kreise gerissen. Die Aerzte finden sein Uebel bedenklich und ich glaube nicht, daß er noch länger als ein paar Jahre leben kann. Es kann sein, daß meine große Anhänglichkeit an ihn mich zu besorgt macht, aber ich kann die furchtbare Ahnung nicht loswerden." Neben den Leiden und Sorgen der Krankheit meldete sich im Jahre 1791 auch die finanzielle Bedrängniß wieder, obgleich Schiller's Schriften eine immer stärkere Verbreitung

fanden. Der Herzog Karl August zeigte guten Willen, dem Dichter zu helfen, allein die Kasse des Fürsten, dem seine Stellung als preußischer General große Ausgaben verursachte, befand sich damals „in nicht sehr glänzenden Umständen.“ Später erhöhte er, wie wir sehen werden, Schiller's Besoldung oder Pension auf 400 und zuletzt, unlange vor des Dichters Hingang, auf 800 Thaler. Zunächst aber kam ganz unerwartet Hülfe aus dem Ausland, aus Dänemark, allerdings von Männern deutscher Abstammung, aber doch immer aus Dänemark, dem wir all unserem gerechten Ingrimm über die Mißhandlung Schleswig-Holsteins zum Trotz das nicht vergessen wollen. Selbst das brennende Schamgefühl, welches wir darüber empfinden, daß nicht das Vaterland, sondern das Ausland es sein mußte, welches der kranken Brust unseres theuersten Geistesheros für ein paar Jahre die Mittel bot, sorgenfreier zu athmen, soll uns nicht verhindern, mit inniger Befriedigung diese Hülfeleistung zu erzählen.

Droben in Kopenhagen hatte der enthusiastische Baggesen im Juni 1791 eines jener idyllischen Feste veranstaltet, wie die gebildeten Kreise des vorigen Jahrhunderts sie häufig zu feiern pflegten. Draußen am Meeresufer, bei Hellebeck, im Angesichte der von der schwedischen Küste herüberblickenden Felsenklippe Kullen, wollten die Verehrer Schiller's diesem zu Ehren eine poetische Frühlingsfeier begehen. Schon war Alles vorbereitet und Baggesen schickte sich an, mit seiner Frau in den Wagen zu steigen, um unterwegs die Schimmelmann'sche Familie abzuholen, als er von der Gräfin ein Billet erhielt, des Inhalts, der Ausflug könne nicht statthaben, denn — Schiller sei todt. Baggesen wurde durch diese Nachricht niedergeschmettert und im ersten Schmerzgefühl schrieb er an Reinhold: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei dieser schrecklichen Nachricht. Ist's möglich? Unser Schiller ist gestorben? ... Trösten Sie mich über den Verlust von Mirabeau und den noch empfindlicheren

von Schiller! O, was haben wir an diesem seltenen Geiste verloren! Er stieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in seinem Meridian geworden sein! O, warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!" Es ließ dem wackern Dänen keine Ruhe, seine Trauer mußte einen entsprechenden Ausdruck finden. Mit seiner Sophie, mit Schimmelmann, einem dritten Verehrer des Dichters und den beiden Gattinnen der Freunde fuhr er nach Hellebeck hinaus und hier, am „romantischsten, erhabensten, naturgrößesten Ort, welchen man diesseits der Alpen finden kann," begingen diese sechs guten, idealisch gestimmten Menschen Schiller's Todtenfeier. Baggesen intonirte: „Freude, schöner Götterfunken" — worauf Flöten, Clarinetten und Hörner einfielen und, während weißgekleidete, blumenbekränzte Knaben und Mädchen einen Reigen aufführten, Alle mit feuchten Augen in den Chor einstimmten. Drei Tage lang blieben die Freunde im Andenken Schiller's versammelt, Lieblingsstellen aus seinen Werken lesend und ihre Gedanken darüber austauschend. Eben hatte Reinhold den Brief Baggesen's erhalten, worin von diesen Exequien Meldung geschah, als Schiller aus Karlsbad nach Jena heimkehrte. Er beeilte sich, dem in Kopenhagen todtgesagten und todtgeglaubten Dichter Mittheilung zu machen und — schrieb er an Baggesen — „ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe." Tiefer noch als Schiller war Lotte gerührt. Sie zog Reinhold bei Seite und sagte zu ihm: „Wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — Thränen erstickten ihre Stimme. „Ich kann ihm nichts Rührenderes schreiben, als was ich jetzt sehe und höre," gab der Freund zur Antwort. Und er schrieb dem dänischen Poeten, was er gesehen und gehört, zugleich aber schrieb er auch, Schiller könnte sich vielleicht ganz erholen und wieder zu fester Gesundheit gelangen, „wenn derselbe nicht im Fall einer Krankheit unschlüssig sein müßte, ob er seinen Gehalt von 200 Thalern in die

Apotheke oder in die Küche schicken sollte.“ Mit diesem Briefe, worin mit so wenigen Worten eine ganze deutsche Jammergeschichte erzählt war, eilte Baggesen zu dem Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und dem Grafen von Schimmelmann und die Folge davon war, daß ein von diesen beiden Herren unterzeichnetes, vom 27. November 1791 datirtes Schreiben am 13. Dezember in Schiller's Hände gelangte. Dieses Schreiben, eines der schönsten Documente der humanen und weltbürgerlichen Tendenzen des 18. Jahrhunderts, lautete so: — „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber Beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben. Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit. Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf . . . Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende

Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen ... Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die Einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen. Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung (Ihres Aufenthalts) zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

Ein so gebotenes Geschenk durfte selbst ein Schiller annehmen und er that es mit freudiger Rührung und Dankbarkeit. Er konnte erst am 16. Dezember dazu kommen, die frohe Botschaft aus Dänemark einigermaßen ruhig zu beantworten, so hatte

sie ihn erschüttert. In der ersten Aufwallung glaubte er seinen hochherzigen Freunden in Kopenhagen versprechen zu dürfen, daß er sie bald persönlich dort begrüßen würde. Auch an Baggesen schrieb er ausführlich und sagte ihm unter Anderem, er sehe jetzt heiter in die Zukunft und es solle wenigstens an seiner Beharrlichkeit nicht fehlen, „die Hoffnungen zu rechtfertigen, welche zwei vortreffliche Bürger unseres Jahrhunderts auf mich gegründet haben." Gegen den Freund in Dresden machte der Dichter schon unterm 13. Dezember seinem stürmischen Freudegefühl Luft: — „Das, wonach ich mich so lange ich lebe aufs Feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tausend Thaler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit, zu bleiben, wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delicatesse und Feinheit, womit der Prinz mir dieses Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen, zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten." Da übrigens die Sache nicht verholen blieb und auch in die Zeitungen kam, so hielt es Schiller für passend, dem Herzog von Weimar Mittheilung zu machen und dem Fürsten zu sagen, daß er zwar eine Reise nach Kopenhagen, nicht aber einen Wegzug aus Jena beabsichtige. Unterm 8. Januar 1792 schrieb ihm Karl August zurück: „Ich statte Ihnen meinen Glückwunsch ab, daß Sie so thätige Freunde gefunden haben, welche Ihnen zu erkennen zu geben wünschen, wie sehr sie Ihren Verdiensten Gerechtigkeit

widerfahren lassen. Es freut mich, daß Sie Jena nicht verlassen wollen. Ich werde gern beitragen, Ihnen den Vorsatz angenehm zu machen, der Universität durch Ihre Gegenwart aufzuhelfen, und jede Gelegenheit will ich ergreifen, Sie von der Wahrheit der Werthschätzung und Freundschaft zu überzeugen, welche ich Ihnen gewidmet habe." Körnern, so sehr er die Großmuth des Prinzen und des Grafen anerkannte, verdroß doch einigermaßen der Lärm, den man darüber aufschlug. „Eine traurige Empfindung — äußerte er gegen den Freund — mischt sich bei mir in die Freude über dein Glück: daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist." Der gute Körner! Als ob das Gute, Schöne, Menschliche nur so alle Tage geschähe, weil es „doch eigentlich so natürlich ist!"

Zweites Kapitel.

Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Eintritt ins Jahr 1792. — Philosophische Studien. — „Ueber Anmuth und Würde." — Ausflug nach Dresden. — Liebe Besuche. — Verhalten deutscher Größen zu der französischen Revolution. — Forster. — Klopstock. — Wieland. — Herder. — Göthe. — Schiller will als Anwalt Ludwig's des Sechszehnten auftreten. — Er bricht mit der Revolution. — Aus Paris. — Le sieur Gille citoyen français. — Einrichtung einer eigenen „Menage". — „Der Schwabe regt sich." — Der Heimat zu! — In Heilbronn. — In Ludwigsburg. — Lotte's „Campagne" und Schiller's erste Vaterfreude. — Tod des Herzogs Karl. — Ein Triumph. — In Stuttgart. — Dannecker. — Der Freiheitsbaum zu Tübingen. — Schelling, Hegel, Hölderlin. — Eine Weissagung. — Rückkehr nach Jena. — Die ästhetische Erziehung des Menschen.

Heiteren Muthes schritt der Dichter in das Jahr 1792 hinüber. Am 1. Tage desselben schrieb er seinem Körner: „Ich beginne das neue Jahr mit den besten Hoffnungen. Bin ich auch noch nicht gesund, so hat mein Kopf doch seine ganze Freiheit und an meiner Thätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig gehindert. Indeß werde ich jetzt noch einen entscheidenden Schritt

zu meiner Wiederherstellung thun, da meine ökonomischen Umstände es zulassen und die Rücksicht auf meine Gesundheit für jetzt die dringendste ist. Wir haben ausgemacht, wenigstens für dieses Jahr eigene Pferde zu halten, daß ich alle Tage in der Regel zwei Stunden ausfahren kann.“ Diese heitere Stimmung wurde freilich Anfangs Februars durch einen neuen Krankheitsanfall gestört, indem der Winterfrost die Unterleibskrämpfe, an denen Schiller oft Nacht für Nacht litt, in verstärktem Maße wiederbrachte. Auch der großartige Equipageplan wurde bedeutend ermäßigt, indem der Dichter am 15. März dem Freunde meldete, er habe sich Behufs einer „Motionscur“ einstweilen ein Reitpferd angeschafft. Die Kant'sche Philosophie war jetzt der Hauptgegenstand seiner geistigen Thätigkeit. „Mein Entschluß — schrieb er — ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte.“ Er führte diesen Vorsatz redlich durch.

Göthe hat freilich, wie bekannt, die Ansicht geäußert, daß Schiller's „philosophische Richtung seiner Poesie geschadet habe.“ Er sagte dieses am 14. November 1823 zu Eckermann und fügte hinzu: „Es ist betrübend, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm Nichts helfen konnten.“ Aber fast in demselben Athem gab Göthe die beste Kritik dieser seiner Ansicht, indem er fortfuhr: „Es war nicht Schiller's Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren; vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflectiren.“ Da haben wir es! Der Unterschied ist: Göthe war ein naiver Dichter, Schiller ein bewußter. Der Zug der Göthe'schen Poesie ging auf die Natur, während die Schiller'sche auf die Freiheit gerichtet war. Es war keine Zufälligkeit, keine Willkür, daß Schiller's Genius am Feuer philosophischer Erkenntniß zur poetischen Meisterschaft sich hinaufbildete. Freiheit ist eine Sache des Be-

wußtseins, die sittliche so gut wie die künstlerische und politische: nur der bewußte Mensch kann ein freier sein. Und errungen will die Freiheit sein, sie fliegt Einem nicht an, wird Einem nicht im Schlafe gegeben. Der bewußt freie Künstler ist der wahrhaft idealische Mensch. So faßte auch Schiller den Dichter, als er noch 1790 seine Rezension von Bürger's Gedichten schrieb, welche im folgenden Jahr in der Allgemeinen Literaturzeitung erschien und dem Schöpfer der Lenore freilich Unrecht that, weil der Maßstab, den Schiller an ihn legte, ein zu hoher war. Aber sie ist höchst merkwürdig, insofern Schiller hier der Welt und sich selber das Bild des Dichters, wie er sein soll, vorzeichnete. „Es ist nicht genug — sagt er — Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen: wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt.“ Von diesem hohen Standpunkte der Kritik herab ermaß Schiller die Wegstrecke, welche ihn selber noch von seinem Ideal eines Dichters trennte, und ging rüstig daran, diesen Zwischenraum zu verringern. Zunächst theoretisch, philosophirend. So las er, durch Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen angeregt, im Winter 1792—93 ein Privatissimum über Aesthetik und schrieb dann im Frühling für die Neue Thalia die schöne Abhandlung: „Ueber

Anmuth und Würde“ in den „guten Intervallen,“ wo ihm das „alte Uebel“ bei dem unbeständigen Wetter Ruhe ließ. Diese Abhandlung, von welcher Kant urtheilte, daß sie „mit Meisterhand verfaßt sei,“ ließ an Ideenfülle alles Philosophische, was unser Dichter bisher geschrieben, weit hinter sich und diese Ideenfülle war in eine Form gegossen, welche die Gesetze der Schönheit „schon im Geben erfüllte.“ Schiller ist in dieser Schrift bereits dem Zenith seiner Weltanschauung nahe; mit dem Freiheitsprinzip hat er das Humanitätsprinzip verbunden. Würde und Anmuth sind die Erscheinungsformen dieser Prinzipien. Auf dem harmonischen Wechselspiel der sinnlichen und der sittlichen Kräfte des Menschen beruht die Schönheit der Seele, deren unwillkürlicher Ausdruck in der Erscheinung die Anmuth ist. Aber nicht immer verhalten sich die sinnlichen und die sittlichen Kräfte harmonisch oder, mit anderen Worten, nicht immer stimmen Natur und Vernunft überein. Wenn nun der Mensch in diesem Conflict die Natur der Vernunft, seine Neigung der Pflicht unterwirft, handelt er erhaben und die Erscheinungsform dieser sittlichen Kraft ist die Würde. Man sieht, der Dichterphilosoph ging darauf aus, der Freiheit die Humanität, der Würde die Anmuth, der Sittlichkeit die Schönheit zu gesellen. Doch ist der moralische Gesichtspunkt noch vorwiegend, denn Schiller will das Schöne moralisch gerechtfertigt und begründet wissen. Damit hatte er freilich weder einem Kant noch einem Göthe genug gethan. Jenem erschien das Ideal, welches in der Abhandlung über Anmuth und Würde aufgestellt war, zu sinnlich, diesem zu sittlich: Kant meinte, Schiller räume der Natur zu viel ein, Göthe, er abstrahire viel zu sehr von ihr. Den letzten Schritt in die Region, wo ihm das moralische Ideal völlig im ästhetischen aufging und Natur und Geist, Neigung und Pflicht, Anmuth und Erhabenheit harmonisch im Schönen zusammenfloß, that unser Dichter unlange darauf in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Er dachte schon im

Mai 1792 daran, sie zu schreiben, und aus einer damals gegen Körner gethanen Aeußerung ersehen wir recht klar, daß Schiller bei seinen philosophischen Arbeiten als Ziel stets und bewußt seine Künstlerschaft im Auge hielt. „Eigentlich — schrieb er am 25. Mai — ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen; da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat, und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst soweit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück und setzt sich keine anderen als freiwillige Schranken.“ Hierin liegt eine scheinbare Bestätigung einer oben angezogenen Aeußerung Göthe's, aber eben nur eine scheinbare; denn wenn Schiller's philosophische Studien ihn der naturalistischen Unmittelbarkeit seiner dichterischen Erstlingsperiode beraubten, so haben sie ihm dafür die Kunstmäßigkeit zur Natur gemacht.

Zwischen dem 7. April und dem 14. Mai war der Dichter mit seiner Frau für mehrere Wochen bei seinem Herzensfreund in Dresden zu Besuch. Heimgekehrt, wurde er durch den Besuch eines liebsten Jugendgenossen überrascht. Conz, der als Knabe mit ihm unter der Klosterlinde von Lorch gespielt und später als angehender Vikar den rebellischen Regimentsmedicus in der Räuberhöhle auf dem „Kleinen Graben“ in Stuttgart besucht hatte, kam nach Jena, weil er, jetzt wohlbestallter und schon

ziemlich fetter Repetent, aus welchem später ein fabelhaft fetter Professor wurde, doch mal mit eigenen Augen sehen wollte, was der Landsmann mache, dessen Ruf auch daheim in Schwaben so laut erscholl. Der dicke Repetent und Poet hatte alle Ursache, mit dem Jugendfreunde zufrieden zu sein. „Schiller — erzählte er dreißig Jahre später — lebte und webte damals ganz in Kant's Schriften. Auch bildete diese Philosophie den Hauptgegenstand der geselligen Unterhaltungen, welchen Schiller oft das größte Interesse zu geben wußte. Im Uebrigen war er die Humanität selbst, so wie seine treffliche Gattin ein Muster edler Gefälligkeit und Bescheidenheit. Sie führten damals keine eigene Haushaltung, sondern ließen sich von einem älteren Frauenzimmer des Hauses, das sie bewohnten, die Kost reichen. Die einfache Tafel, welche Niethammer, Göritz und dessen Zögling theilten, gewann durch Schiller's sokratischen Ernst und Scherz die beste Würze. Er sprach nicht viel, aber, was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth; er liebte den gemäßigten Scherz. Ein Feind des Leeren, gleichförmig und heiter, wie er war, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten, hörte man nur selten einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden brausenden Schiller von ehemals erinnert hätte. Einmal nur konnte er, über die niederträchtige That eines damals in Jena angesehenen Mannes, die während des Essens erzählt ward, lebhaft entrüstet, sich nicht enthalten, wenn auch mit edler Haltung und selbst lächelnd zu sagen: Es ist zu verwundern, daß solche Menschen im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit nicht augenblicklich verwesen!" Zu Anfang Septembers wurde dem Dichter von daheim, von der Solitude aus eine große Freude angekündigt, der bevorstehende Besuch seiner Mutter, und wirklich kam einige Wochen später Frau Elisabeth Dorothea, begleitet von ihrer jüngsten Tochter Nane. „Meine Mutter — schrieb Schiller unterm 21. September an Körner — hat mich zwei Tage früher überrascht als ich erwarten konnte.

Die große Reise, schlechte Witterung und Wege haben ihr Nichts angehabt. Sie hat sich zwar verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war; aber nach so viel ausgestandenen Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngste Schwester, die fünfzehn Jahre alt ist, hat sie begleitet. Diese ist gut und es scheint, daß Etwas aus ihr werden könnte." Schiller und Lotte führten die Mutter und Schwester am 23. September nach Rudolstadt, wo die Familie zehn behagliche Tage verlebte. In der frohen Stimmung, in welche das Wiedersehen der geliebten Mutter ihn versetzt hatte, beschäftigte sich der Dichter mit dem schon in Dresden mit Körner durchgesprochenen Plan zu einem „großen Journal," so daß der Gedanke, welcher nachmals in den Horen verwirklicht wurde, schon in den Sommer von 1792 gehört.

Gegen den Winter zu drängten sich die revolutionären Ereignisse, welche am Rheine spielten, der Betrachtung Schiller's auf, welcher bis dahin so zu sagen gar keine Notiz davon genommen hatte. Johannes von Müller kam auf seiner Reise von Mainz nach Wien im November durch Jena und erzählte im dortigen Professorenclubb viel von den Vorgängen in der alten Moguntia, wo bald darauf unter französischer Aegide das Zerrbild einer Republik etablirt wurde. Schon hatte die kurzsichtige Cabinetspolitik der deutschen Höfe gegenüber der französischen Revolution für unser Land bittere Früchte zu tragen angefangen. Der dynastische Interventionsversuch von deutscher Seite, welcher im eigentlichen Sinne des Wortes im Koth der Champagne erstickt war, wurde Seitens der Franzosen mit einem Einfall in das Reich vergolten, dessen Wehrlosigkeit jetzt schmachvoll zu Tage kam. Der Krieg war wie der Kampf zwischen einer Mumie und einem Berauschten. Ende Oktobers machte der Befehlshaber der Invasionsarmee, General Cüstine, „im Namen der französischen

Republik" einen Aufruf „an die gedrückte Menschheit in Deutschland" bekannt, hinter dessen bombastischen Freiheitsphrasen bekanntlich nur eine gemeine Eroberungs- und Raubsucht sich versteckte. Und doch, so in ihren Tiefen aufgewühlt war die Zeit, so allgemein die Erwartung, daß von Paris das Heil der Welt ausgehen werde, so weltbürgerlich die Stimmung, daß selbst redlichste und gebildetste deutsche Männer den Rheinübergang der Franzosen als eine Garantie einer anbrechenden neueren und besseren Zeit enthusiastisch begrüßten. So Georg Forster, der den 13. Januar 1793, wo er unter dem Schutze französischer Bajonnette den ersten Freiheitsbaum in Mainz pflanzen half, als den schönsten Tag seines Lebens pries. Forster war aber auch einer der wenigen, der sehr wenigen Deutschen, welche die Idee der Revolution erkannten, welche erkannten, daß es sich hier nicht um etwas willkürlich Gemachtes, sondern um eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit handle, nicht bloß um eine politische Rebellion, sondern vielmehr um eine soziale Umwälzung, und noch auf dem Pariser Schmerzenslager, auf welchem den unglücklichen Mann am 12. Januar 1794 der Tod antrat, hielt er, unbeirrt von den Gräueln des Terrorismus, standhaft den Glauben an diese Idee fest. Von solcher äußersten Consequenz waren andere Deutsche in ihrem Verhalten zur französischen Revolution weit entfernt. Klopstock hatte alles Feuer seines Alters in einer Ode zur Begrüßung der ersten Thaten der Revolution gesammelt und hatte nur beklagt, daß nicht Deutschland es war, „das der Freiheit Gipfel erstieg;" bald aber schlug sein Ton um und er verwünschte aufs Heftigste die „mörderische Freiheit der Neufranken." Wieland trat bis gegen 1794 hin in seinem Merkur, und zwar in Form einer Reihe von politischen Gesprächen, als begeisterter Apologet der constitutionellen Grundsätze auf, welche die französische Nationalversammlung bekannt und verkündigt hatte; als jedoch in Paris der Jakobinismus herrschend geworden, wurde Papa Wie-

land wieder ein eifriger Monarchist und seine politischen Auslassungen im Merkur nahmen eine so reactionäre Färbung an, daß seine Freunde Herder und Knebel mit äußerstem Mißfallen darauf blickten und ihn von der Fortführung der Gespräche abzubringen suchten. Knebel nämlich und Herder blieben im Ganzen ihrer anfänglichen Sympathie für die Grundsätze der Revolution getreu. Der Letztere hatte sogar geradezu einen Zug demokratischer Verbissenheit an sich, welchen er nicht selten wahrhaft sansculottisch-grobianisch gewähren ließ, und zwar auch in den Hofkreisen. Was Göthe betrifft, so hat er bekanntlich gar kein Verhältniß zur Revolution gewinnen können, ausgenommen ein entschieden abweisendes oder ein kleinlich ironisches, wie es die seines Genius so unwürdigen Tendenzdramen „der Bürgergeneral" und „die Aufgeregten" darlegten. Bei seinem Mangel an geschichtlichem Sinn verstand er die Revolution so wenig, als er die nationale Erhebung Deutschlands im Jahre 1813 verstand. Die Revolution war ihm zuwider, wie ihm auch die Reformation zuwider war, weil beide, wie er sagte, den Entwicklungsgang „ruhiger Bildung" störten.

Schiller's Interesse an dem Verlauf der Revolution wurde im Spätherbst 1792 lebhafter als bis dahin erregt und er hatte damals, wie wir aus einem Briefe Wilhelm's von Humboldt vom 7. Dezember an ihn ersehen, große Lust zu einer Reise nach Paris. Die Lectüre des Moniteur führte ihn, wie er unterm 26. November an Körner schrieb, mehr in die Ereignisse hinein und erhöhte für eine Weile seine Erwartungen von den Franzosen. Als der Convent sich anschickte, den Prozeß des Königs vorzunehmen, fühlte unser Dichter sich sogar gedrungen, als Mithandelnder in der großen Tragödie aufzutreten. „Weißt du mir Niemand — schrieb er am 21. Dezember dem Freunde — der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich

in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredtsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einzelner aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst du mir, zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein." Armer sechszehnter Ludwig, der du den Irrthum der Geburt, welcher dich zu einem König machte, während die Natur dich zu einem fleißigen Schlossermeister und gutmüthigen Familienvater bestimmt hatte, mit dem Kopfe bezahlen mußtest, vielleicht hätte es dir in der trauervollen Kerkereinsamkeit des Temple eine Stunde des Trostes verschafft, wenn du gewußt, daß im fernen Deutschland ein Dichter der Freiheit den Entschluß gefaßt, für dein Leben in die Schranken zu treten. Es war eine Illusion, welcher sich Schiller hingab, aber eine Illusion, die ein schönstes Blatt in seinen Ruhmeskranz flicht. Er sollte bald erfahren, wie sein Doppelgänger Posa es erfahren

hatte, daß das Jahrhundert für sein Ideal der Freiheit und Humanität nicht reif sei. Als er vernommen, was am 21. Januar 1793 auf dem Revolutionsplatz in Paris geschehen war, schrieb er unterm 8. Februar erschüttert und gramvoll an Körner: „Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an.“

Seltsam, während der Dichter, eine damals freilich noch nicht erfundene Redensart zu gebrauchen, mit der Revolution brach, mußte er, freilich ohne Wissen und Willen, das Feuer derselben schüren helfen. Wilhelm von Wolzogen, welcher sich im Jahre 1793 als Geschäftsträger des Herzogs von Würtemberg in Paris befand, schrieb damals in sein Tagebuch: „Man hat die Räuber von Schiller übersetzt und spielt sie unter dem Namen Robert, chef des brigands, auf dem Theater des Marais. Es ist jedoch in Wahrheit keine Uebersetzung, sondern vielmehr ein elender Versuch, die Grundsätze, welche im Schiller'schen Drama herrschen, auf die jetzige Revolution anzuwenden. Im Ganzen falsch verstanden, die einzelnen Szenen aus ihrem Zusammenhange herausgerissen und so verstümmelt dargestellt, erregt das Stück Abscheu und Schauder, nur Pariser finden dafür Entschuldigung und Lob. Es ist die Büste des Brutus, die man zu ehren glaubt, wenn man die großen Züge seiner Physionomie mit recht grellen und blutigen Farben anstreicht. Die Rolle des Franz ist ganz verändert und eigentlich in den Hintergrund gedrängt, wahrscheinlich, weil man sonst darin Anspielungen auf gewisse merkwürdige Personen, die jetzt in Frankreich herrschen, gefunden haben würde. Im Gang des Stückes sind merkliche Veränderungen angebracht. So erhält z. B. Karl Moor für sich und seine Bande am Ende kaiserlichen Pardon und kehrt in die Arme seiner Amalia zurück. Die übrigen Veränderungen beziehen sich hauptsächlich auf Klar-

legung des Prinzips, daß Tyrannen bestraft und auch in „brigands“ die Menschenwürde erkannt werden müsse. Wie sie sich fühlten, die guten Pariser, und wie sie das Lob beklatschten, das Robert seinen Spießgesellen ertheilt! „Man nennt euch Brigands,“ sagt er, „aber ihr seid ehrliche Leute; man verurtheilt euch zu Galgen und Rad, aber ihr verdient Lorbeerkronen.“ Das Stück gleicht dem Rumpf eines Kolosses, den man Kopf, Arme und Beine eines gewöhnlichen Menschen angesetzt hat, daß er nicht mehr stehen und gehen kann. Der Eindruck ist empörend. Nicht nur unseren Armeen kündigt diese Nation den Krieg an, sie raubt, plündert und mordet auch die Producte unserer Literatur, indem sie dieselben in den Geist ihrer Revolution übersetzt.“ Wenn wir uns vorstellen, daß es vielleicht dieselben Hände waren, welche den Tag über auf dem Revolutionsplatz den monotonen Schlägen der Guillotine und Abends im Theater des Marais den gefälschten Gestalten und Worten Schiller's Beifall klatschten, so ersteht vor unseren Augen die ganze Schreckenszeit mit ihren grellen Gegensätzen und Widersprüchen, mit ihren Rousseau'schen Illusionen, ihrem todverachtenden Enthusiasmus, ihrem Weltbürgerthum in Phrasen und Welträuberthum in Thaten, ihrer blutgierigen Philanthropie und ihrem echtfranzösischen Leichtsinn, welcher letztere selbst vorragende Mitspieler der täglich neu in Szene gehenden Tragödie Abends an Pfänderspiel und Plumpsack sich erholen ließ . . . . Unser Dichter also brach, wie wir sahen, schon zu Anfang des Jahres 1793 entschieden mit den Franzosen und ihrer Revolution. Wunderlicher Weise war er, als er dies that, seit vier Monaten — Citoyen Français. Es wäre von Interesse, zu erfahren, wer der Mann gewesen, welcher am 26. August 1792, als die Nationalversammlung beschlossen hatte, an Washington, Kosciusco, Wilberforce, Klopstock, Pestalozzi und Andere das französische Bürgerrecht zu verleihen, sich erhob und beantragte, daß diese Verleihung auch auf „le sieur Gille, publi-

ciste allemand," ausgedehnt werde. Der Mann meinte es gut, aber mit echtfranzösischer Oberflächlichkeit scheint er nicht einmal den eigentlichen Namen Schiller's gekannt zu haben. Sein Antrag ward angenommen, das Bürgerdiplom ward von Clavière ausgefertigt, von Danton contrasignirt und durch Roland, als Minister des Innern, mit einem Begleitschreiben an unsern Dichter übermacht. Aber erst im März 1798 gelangten diese merkwürdigen Documente durch Campe in seine Hände und zwar, wie er nach Empfang der Papiere an Körner schrieb, „ganz aus dem Reich der Todten," da inzwischen Clavière, Roland, Danton und Cüstine, welcher letztere auf seinem deutschen Feldzug das Bürgerdiplom an Schiller hätte besorgen sollen, vom Strudel der Revolution verschlungen worden waren.

Im Sommer 1793 wohnte Schiller mit seiner Frau in einem Gartenhause, das aber nicht mit der später von ihm erworbenen Gartenwohnung verwechselt werden darf. Am 7. April schon meldete er dem Freunde den Umzug und fügte bei: „Wir haben jetzt eine eigene Menage angefangen: meine Gesundheit vertrug sich mit der Kost nicht länger, die wir bei unseren Mamsells hatten." Seine Hauptbeschäftigung den Sommer über waren Vorstudien für seine ästhetischen Briefe, welche er dankbar an den Prinzen von Augustenburg richten wollte. Daneben war er reiselustig. Die Besuche aus Schwaben hatten ihm die alte Heimat wieder recht lebhaft im Gedächtniß aufgefrischt. Er wollte sie auch seiner Lotte zeigen und hoffte für ihre und seine Gesundheit viel von der Luft des schönen Schwabenlandes. Der kränkelnde Herr Johann Kaspar daheim auf der Solitude verlangte sehnsüchtig, seinen Fritz noch einmal zu sehen, und wie eine dringende Einladung langte von dorther das Bild der Frau Elisabeth an, gemalt von der Jugendfreundin des Dichters, Ludovike Reichenbach, welche sich inzwischen mit einem würtembergischen Offizier, Simanowiz, verheiratet hatte. Dazu kam noch, daß auch Karo-

line damals in Schwaben weilte. Ihre Scheidung von Beulwitz war jetzt eingeleitet und gelangte dann im folgenden Jahre friedlich zur Erledigung. Im Sommer von 1793 gebrauchte sie das Cannstadter Bad und lebte meist zurückgezogen in der ländlichen Stille von Gaisburg, einem an der alten Straße von Stuttgart nach Eßlingen an der Halde des Neckarthales anmuthig gelegenen Dorfe. Hier schrieb sie den größten Theil ihres Romans „Agnes von Lilien," in dessen Heldin sie unwillkürlich ihr eigenes Wesen und Sein gelegt hat. Ihr Schicksal entschied sich bald darauf, denn die Freigewordene reichte am 27. September 1794 ihrem aus Paris zurückgekehrten Vetter Wilhelm von Wolzogen, der seit vielen Jahren so unveränderlich treu um sie geworben, in der Kirche von Bauerbach die Hand zu einem Bunde, welcher, obschon von ihrer Seite ohne leidenschaftliche Neigung eingegangen, ein sehr glücklicher wurde. Am 1. Juli 1793 schrieb unser Dichter an Körner: „Meine schwäbische Reise kann ich und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf und ich bin ihm diese Liebe schuldig" — und am 17. Juli: „Meine Abreise wird wahrscheinlich gleich mit Anfang August's vor sich gehen. Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann. Den Herzog von Würtemberg sehe ich schwerlich, denn mein Aufenthalt ist in Heilbronn und Stuttgart werde ich nicht besuchen." Auf sein an den Herzog Karl August gerichtetes Urlaubsgesuch erhielt er von dem Fürsten, welcher sich damals mit Göthe in dem Lager vor Mainz befand, diese vom 23. Juli datirte Antwort: „Die guten Wünsche aller Deutschen haben unsern Waffen Glück gebracht: das Elend, welches Mainz erlitte, hat gestern sein Ende erreicht, die Garnison capitulirte, in etlichen Tagen zieht sie aus. Die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist eins

meiner lebhaftesten Anliegen; möge Ihre vaterländische Luft Ihrer und meiner Hoffnung entsprechen. Ihrer Gemahlin bitte ich meine besten Empfehlungen abzustatten und ihr Glück zu ihrer bevorstehenden Campagne zu wünschen." Lotte erröthete sicherlich allerliebst über diesen Glückswunsch und ihr Gatte hatte gewiß ein zärtliches Lächeln für dieses Erröthen. Der Fürst aber hatte guten Grund zu seiner schelmischen Anspielung: der jungen Frau stand wirklich eine „Campagne" bevor, eine schwere zwar, aber doch glückliche.

In den ersten Tagen des August fuhr der Dichter mit seiner Frau der Heimat zu. Die Reiseroute ist nicht mit Bestimmtheit auszumitteln, aber unterm 27. August meldete er an Körner, daß er nach einer „zwar beschwerlichen, doch von allen übeln Zufällen freien Reise" am achten in Heilbronn angelangt sei. Diese alte Stadt, damals noch im Besitze ihrer Reichsfreiheit, ist an der Gränze von Altwürtemberg im offenen Neckarthal freundlich gelegen, reich an historischen Erinnerungen, überragt von dem rebengrünen Wartberg, von wo herab der Blick weit über das Land schweift, welches einem Garten gleicht. Zu jener Zeit erfreute sich Heilbronn noch behaglichst seines reichsstädtischen Wohlstands, welcher bald darauf bei der Einbuße der Reichsfreiheit für lange einen herben Stoß erleiden sollte. Bei seiner Ankunft im Gasthaus zur Sonne abgestiegen, welches Quartier er bald mit einer Privatwohnung im Hause des Kaufmanns Rueff am Sulmerthor vertauschte, benachrichtigte der Dichter den Magistrat von seiner Absicht, längere Zeit am Orte zu verweilen, und empfahl sich dem „landesherrlichen Schutz" der Behörde. Der Magistrat ordnete darauf einen Senator an den Gast ab und ließ ihm „vergnügten Aufenthalt" wünschen. Der begrüßende Senator, Herr Schübler, war ein gebildeter Mann, der sich viel mit Naturwissenschaften abgab, besonders mit der Astronomie, und Schiller kam rasch in freundschaftlichen Verkehr mit ihm, sowie mit dem Arzt

Gmelin, den er als einen „fidelen Patron" bezeichnete und der seiner magnetischen Curen wegen berufen war. Der Dichter hatte halb und halb beabsichtigt, für sein Uebel die Heilkraft des Magnetismus zu versuchen, aber er unterließ es, weil er dem „Wunderbaren" in der Sache nicht traute. Die Eltern Schiller's sowie seine Schwestern Luise und Nane eilten von der Solitude, Schwägerin Karoline kam von Gaisburg herab, den sehnsüchtig erwarteten Sohn, Bruder und Schwager auf der Schwelle zur Heimat zu begrüßen. Frohgestimmt durch dieses Wiedersehen, schrieb er dem Freund in Dresden: „Meine Frau befindet sich sehr wohl. Mit mir ist es immer das Alte. Die Meinigen fand ich wohlauf und, wie du dir denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem siebzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters; wer sein Alter nicht weiß, wird ihm nicht sechzig Jahre geben. Er ist in ewiger Thätigkeit und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schwester versteht die Wirthschaft sehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie."

Aber der Dichter sah die Seinigen schon im August nicht nur auf der Schwelle zur Heimat, sondern in dieser selbst. Denn in dem eben angezogenen Briefe vom 27. August sagt er: „Ich war in Ludwigsburg und auf der Solitude, ohne bei dem Schwabenkönig anzufragen." Dies scheint der von Karoline von Wolzogen gegebenen Notiz zu widersprechen, daß Schiller von Heilbronn aus „im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse aus seinem Vaterland entfernt," an den Herzog von Würtemberg geschrieben und daß er zwar auf diese Zuschrift keinen Bescheid erhalten, aber durch seine Freunde erfahren habe, daß der Herzog öffentlich geäußert, „Schiller würde

nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden." Der Widerspruch würde sich heben, wenn wir annähmen, der Dichter habe, wohl mehr seinen Eltern zu Gefallen als aus eigenem Antrieb, nach dem 27. August wirklich an Herzog Karl geschrieben, und in diesem Falle dürfte man auch glauben, daß die Zuschrift dem Fürsten trotz Alledem wohlgethan habe. Es lag doch auch für ihn eine Genugthuung darin, daß ein Zögling seiner Akademie ruhmgekrönt und von den Besten seiner Zeit hochgeachtet in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müssen kein Schwabe sein, wenn er sich nicht innerlichst darüber gefreut hätte. Er war jedoch jetzt ein verbitterter Greis und, schon von den Schatten des nahenden Todes umdüstert, droben in Hohenheim durch die Gicht auf seinen Stuhl gebannt, um welchen her noch dazu die schwersten politischen Sorgen und Befürchtungen lagerten. Unter solchen Umständen könnte es erlaubt sein, in dem Worte des Fürsten, er werde den heimgekehrten Dichter ignoriren, d. h. demselben Nichts in den Weg legen, den Sinn zu finden, daß er ihm verziehen habe. Freilich, im Grunde steht diese gemüthliche Hypothese doch auf schwachen Füßen. Denn es ist gar zu auffallend, daß Schiller gegen Körner keine Sylbe von einer Zuschrift an den Herzog äußerte, sondern in seinen sonst ziemlich ausführlichen Berichten sich darauf beschränkte, dem Freunde einmal zu sagen: „Der Herzog, scheint es, will mich ignoriren und das ist mir gerade recht" — und ein andermal: „Der Herzog sucht Etwas darin, mich zu ignoriren; er legt mir aber gar Nichts in den Weg." Alles zusammengehalten, mochte es dem Fürsten jetzt, im Jahre 1793, sicherlich noch viel unräthlicher erscheinen, als es ihm schon 1782, unmittelbar nach Schiller's Flucht, erschienen war, das vor Zeiten an Schubart geübte Verfahren an Schiller zu wiederholen; aber der einzige sichere Beweis, daß seine Stimmung gegen unsern Dichter wieder versöhnlich und wohlwollend geworden, liegt doch nur in dem Umstand, daß Karl

ohne Weiteres den Urlaub bewilligte, welchen Schiller's Vater ausdrücklich zu dem Zwecke, seinen in Heilbronn eingetroffenen Sohn zu besuchen, nachgesucht hatte.

Der Senator Schübler hat über seine Begegnungen mit Schiller während dessen Anwesenheit in Heilbronn ein Tagebuch geführt, welches vom 1. bis zum 7. September reicht. Am ersteren Tage, erzählt Schübler, „Nachmittags drei Uhr kam Hofrath Schiller unvermuthet zu mir in einem schönen verzierten seidenen Kleide. Er bat mich, mit ihm zum Amtsbürgermeister von Wachs zu gehen. Er hätte schon lange ihm aufwarten sollen und könne es nicht länger anstehen lassen. Ich hatte eben meine Spiegel im Zimmer, mit welchen ich das Bild der Sonne auffing, als Vorbereitung zu der nächsten Sonnenfinsterniß. Schiller gab sich sogleich viel mit den Spiegeln ab und bemühte sich, das Sonnenbild im dritten und vierten Spiegel zu finden. Alsdann ergötzte er sich sehr an meinem Glasconus, mit dem ich ihm einen Regenbogen im Zimmer darstellte, und betrachtete die schönen Regenbogenfarben mit besonderem Interesse. Wir gingen nach vier Uhr zum Amtsbürgermeister, welchen die Bekanntschaft Schiller's sehr freute. Es wurde viel über Reichsstädte gesprochen, hierauf auch von Frankreich, von Mainz, den Emigranten — (welche letzteren, beiläufig gesagt, damals zum Dank für ihnen erwiesene Gastfreundschaft mit ihrer bis ins Unglaubliche gehenden Sittenlosigkeit die rheinischen Städte verpesteten). Schiller sprach sich über diese Ereignisse sehr vorsichtig aus. Wir gingen nach fünf Uhr weg. Schiller wollte noch einige Besuche machen; aber während wir über die Straße gingen, empfand er Frost und eilte nach Hause, um sich wärmer anzukleiden. Als ich wieder zu ihm kam, war er im Hauskleid. Er ließ mich nicht mehr fort und ich mußte mit ihm und den Seinigen Thee trinken. Er war sehr heiter und sprach viel. Als wir von den Sternen redeten, fiel ihm eine Stelle aus der Odyssee ein, welche er nach Voß's Ueber-

setzung recitirte. Sie handelt von Odysseus, der einsam in seinem Schiffe fahrend nach dem Wagen und dem Orion sieht.“ Der Senator beschäftigte sich viel mit Astronomie und war nicht abgeneigt zu glauben, daß auch die Astrologie einen Kern von Wahrheit haben könnte. Schiller's Gespräche mit ihm drehten sich oft um dieses Thema und der Dichter hat für die astrologischen Vorkommnisse im Wallenstein hier wohl manche Anregung empfangen. Auch über literarische Verhältnisse verbreiteten sich die Unterhaltungen des Dichters mit dem reichsstädtischen Würdeträger und dieser hat in seinem Tagebuch angemerkt, daß Schiller in einer dieser Unterredungen mißfällig über Kotzebue's „windige Aufgeblasenheit“ sich ausgelassen habe. Am 7. September entschloß sich der Dichter, seinen Aufenthalt nach Ludwigsburg zu verlegen, weil er dort der Solitude und Stuttgart bedeutend näher sei und auch mehr häusliche Bequemlichkeit zu erwarten habe. Der Senator widerrieth zwar den Umzug entschieden, da Schiller gar keine Garantie hätte, daß ihn der Herzog unangefochten lassen würde; allein der Dichter hegte keine Besorgniß, denn er führte den beschlossenen Umzug am 8. September wirklich aus und sah auch kein bedrohliches Omen darin, daß er, von Besigheim auf das Neckarplateau heraufgekommen, am Fuße des Hohenaspergs vorbeimußte.

Kaum war er mit seiner Frau in Ludwigsburg eingewohnt, als Lotte's „Campagne“ anging. Am 14. September war das Haupttreffen und Tags darauf schrieb Schiller an Körner: „Wünsche mir Glück, — ein kleiner Sohn ist da. Die Mutter ist wohlauf, der Junge groß und stark und Alles ist glücklich abgelaufen. Nicht sechs Tage waren wir hier angelangt, so ging es los.“ Der Freund entgegnete: „Wohl dir und deinem Weibchen, daß ihr nun auch in unserem Orden seid. Es ist ein eigener Genuß, ein solches kleines Wesen um sich zu sehen, das Einem so nahe angehört. Wer diesen Genuß entbehrt, lernt den Werth des

Lebens nie vollständig kennen.“ Conz, welcher den Jugendfreund in Ludwigsburg besuchte, erzählt als Augenzeuge von der zärtlichen Vaterfreude, womit der Dichter seinen Erstgeborenen betrachtete. Er gab dem Kinde den Namen Karl, vielleicht ein Zug von Pietät gegen den Herzog. In Ludwigsburg sammelten sich von allen Seiten her die Jugendgenossen, welche noch im Lande waren, um den Dichter. Er war aber nicht eben von allen erbaut, wie er denn am 4. Oktober an Körner schrieb: „Von meinen alten Bekannten sehe ich viele, aber nur die wenigsten interessiren mich. Manche, die ich als helle aufstrebende Köpfe gekannt, sind ganz materiell geworden und verbauert.“ Schiller legte wohl auch hier wieder einen zu hohen Maßstab an. Er selbst jedoch übertraf die Erwartungen seiner Jugendfreunde. Hoven, mit dem unser Dichter von seinem dreizehnten bis einundzwanzigsten Jahre „alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert hatte“ und der jetzt als vielbeschäftigter Arzt in Ludwigsburg lebte, fand, wie er erzählt, nach einer Trennung von zehn Jahren in Schiller „einen ganz andern Mann. Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks bei mir und Allen, die ihn früher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden.“ In Ludwigsburg trat ihm unter vielen alten Bekannten auch ein neuer nahe, der Land=

schaftsdichter Matthisson, dessen Gedichte er in der bekannten Rezension so schön, aber vielleicht etwas zu sehr gerühmt hat. Sonst beschäftigten in guten Stunden, d. h. wenn er von Uebelbefinden frei war, den Dichter seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und der Wallenstein, von welchem damals Szene um Szene langsam entworfen wurde, zunächst in Prosa. Seine Lectüre waren Kant und Homer. „Es ist mir — äußerte er am 8. November gegen seinen Vater — immer himmlisch wohl, wenn ich beschäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht.“ Mit liebenswürdiger Pietät müssigte er seiner Kränklichkeit und seinen Arbeiten so viel Zeit ab, um für seinen alten Präzeptor Jahn, dessen Baculus die lateinische Schule der Stadt noch immer beherrschte, obgleich er alt und schwach geworden, dann und wann eine Lehrstunde in der Logik, Rhetorik und Geschichte zu übernehmen, und die Schüler haben sich dieser Lehrstunden stets mit Begeisterung erinnert.

Während unser Dichter so, auf der Ludwigsburger Schulbank sitzend, die Erinnerungen seiner Knabenjahre wieder in sich wachrief, ging droben in Hohenheim ein vielbewegtes Dasein zu Ende. Nach langem Leiden trat am 21. Oktober die Gicht dem Herzog Karl ans Herz und in Gegenwart seines Bruders und Nachfolgers Ludwig Eugen und seines Neffen Friedrich, des nachmaligen ersten Königs von Würtemberg, starb er in den Armen seines „Franzele“. Einige Tage darauf wurde der todte Herzog nächtlicher Weile bei Fackelschein von Hohenheim herab und nach Ludwigsburg hinübergeführt, wo er in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt ward. Im Angesichte dieser Gruft soll der Dichter, wie Hoven und auf dessen Autorität hin die Biographen Schiller's angeben, dem hingegangenen Fürsten Worte der Versöhnung und des Dankes nachgerufen haben. Unmöglich ist das gerade nicht, aber doch gibt uns der Dichter selbst einen starken Zweifel an die

Hand, indem er gegen Körner in Betreff von Herzog Karl's Tod keine andere Aeußerung that, als (unterm 10. Dezember) diese: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes." Man sieht, Schiller hat auch am Grabe des Herzogs nie jener furchtbaren Stunde vergessen, welche er im Sommer 1782 in Hohenheim hatte erdulden müssen (vergl. B. I, K. 7), und wie hätte er auch derselben vergessen können! Es gibt Kränkungen, die, was auch auf der Kanzel darüber phantasirt werden mag, ein rechter Mensch nie verzeiht, nie verzeihen kann.

Nachdem der Dichter seinen vierunddreißigsten Geburtstag im Kreise seiner Familie zu Ludwigsburg gefeiert hatte, brachte der Winter trübe Tage, Tage der Krankheit, des Mißmuths und Verzagens. Doch richtete sich Schiller aus diesen Verdüsterungen immer wieder zur Arbeit an seinen ästhetischen Briefen auf, in welchen „die reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt wurden." Um diese Zeit widerfuhr ihm auch eine öffentliche Huldigung, die schon in Anbetracht des Ortes, wo sie statthatte, seinem Herzen wohlthun mußte. Er hatte es trotz seiner anfänglichen Absicht, Stuttgart nicht zu betreten, nicht unterlassen können, seine Freunde in dieser Stadt zu besuchen, und dieser Besuch muß, wie das Folgende zeigt, nach dem Tode des Herzogs Karl stattgefunden haben. Ein damaliger Karlsschüler, der nachmalige reußische Landesdirector J. Chr. Fr. Mayer, hat nämlich als siebzigjähriger Greis erzählt, des Dichters Andenken sei in den Räumen der berühmten Akademie in Ehren gehalten worden. Man habe dort Schiller's Bett gezeigt und das Beet im Garten, welches vormals dem Dichter zugewiesen war, habe

den Namen „Schillergarten" geführt. „Als nun Schiller 1793 die Akademie besuchte — fährt unser Gewährsmann fort — war ich Zeuge von dem Enthusiasmus, mit dem er im großen Speisesaal von den 400 Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten der Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch." Das war doch wohl eine Genugthuung für die Sklaverei, welche er unter dem Dache erduldet hatte, zu dessen Wölbung jetzt der Jubelruf einer von seinen Schöpfungen entzündeten Jugend emporschlug, und es war auch ein Trost für die Erinnerung, daß er einst bei Nacht und Nebel aus Stuttgart hatte entweichen müssen, um zu werden, was er geworden. Zugleich ist Schiller's Ehrentag in der Akademie der letzte Glanztag dieser Anstalt gewesen. Denn der Herzog Ludwig Eugen beeilte sich, das Lieblingswerk seines Bruders zu zerstören. Die hohe Karlsschule, an welche unvergängliche Erinnerungen der deutschen Kulturgeschichte sich knüpfen, wurde im Februar 1794 aufgehoben. Bald darauf, im März, finden wir den Dichter in Stuttgart in einem Gartenhause wohnend, wo er, wie er am 23. April an Körner schrieb, bei „beispiellos angenehmer Witterung" unter blühenden Bäumen den „ganzen Einfluß des wiederauflebenden Jahres genoß." Er war mit Frau und Kind von Ludwigsburg herübergezogen, hauptsächlich, um sich des Umgangs mit seinen Genossen von der Akademie her, Dannecker und Zumsteeg, mehr erfreuen zu können. Während hier der Entwurf des Wallenstein vorschritt, malte die Freundin, Ludovike Simanowiz, die Portraits Schiller's und Lotte's und modellirte Dannecker jene unvergleichliche Büste des Dichters, welche, nachmals von dem Künstler kolossal in Marmor ausgeführt, jetzt die großherzogliche Bibliothek in Weimar ziert. Als der edle Meister die letzte Hand an die Büste gelegt hatte und zu Karoline, welche bei der Schwester war, ins Nebenzimmer trat, standen ihm Thrä-

nen in den Augen und er sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe.“

Von Stuttgart aus besuchte Schiller seinen früheren Lehrer Abel in Tübingen und hier machte er die für sein späteres Leben und für die Zukunft seiner Familie so wichtige Bekanntschaft des ausgezeichneten Buchhändlers Johann Friedrich Cotta, mit welchem er in Geschäftsverbindung trat und die Herausgabe einer Zeitschrift in größerem Style, als bisher in Deutschland üblich gewesen, verabredete. Damals rumorte in der alten Universitätsstadt der französische Freiheitsgeist oder hatte wenigstens das Jahr zuvor daselbst gewaltig rumort. Selbst die Zionsmauern des theologischen „Stiftes“, aus welchem unzählige schwäbische Magister in die Welt ausgegangen sind, waren für den revolutionären Sturm und Drang nicht hoch und unzugänglich genug gewesen. In diesem Capitol des altwürtembergischen Lutherthums waren damals Schelling, Hegel und Hölderlin Stubengenossen, welche weniger die symbolischen Bücher als vielmehr Kant, Spinoza, Platon und die griechischen Dichter studirten. Diese Jünglinge glaubten in Folge einer verzeihlichen Täuschung, die Republik des Perikles oder die des Brutus sei in Paris wieder auferstanden. Sie waren mit dabei, als bei Gelegenheit der ersten Jahresfeier der Gründung der französischen Republik auf dem Marktplatz zu Tübingen von der Studentenschaft feierlich ein Freiheitsbaum aufgerichtet wurde. Die Tradition will, daß Hölderlin und Hegel — welcher Letztere für einen derben Jakobiner galt — den bacchantischen Reigen angeführt hätten, welcher um diesen übrigens historisch festgestellten Freiheitsbaum her getanzt wurde. Einer zweiten Ueberlieferung zufolge wären Schelling und Hegel eines schönen Tages aus dem Stift ausgezogen, um auf eigene Hand auf dem Wörth, einer Wiese am Neckar, einen Freiheitsbaum zu pflanzen. In Schiller's Sinn wäre das nicht gewesen. Ihm, der für wahre Freiheit mehr, unendlich viel mehr gethan hat als

irgend ein anderer Dichter und Denker, ihm, der später in einem der schönsten Werke, welche der Menschengeist ersonnen, ein sich befreiendes Volk zu seinem Helden erwählte, während ein Göthe, während sogar ein Shakspeare von keinem Volk, sondern nur von einem Pöbel weiß, ihm war sein anfängliches Mißtrauen gegen das französische Freiheitswesen, wie wir bereits gesehen, zu entschiedenem Widerwillen geworden. Er erblickte in der französischen Revolution ein Werk der Leidenschaften, nicht der Weisheit, welche allein Dauerndes zu schaffen vermag. Er gab zu, daß viele wichtige Ideen, welche zuvor nur in Büchern oder in den Köpfen aufgeklärter Menschen vorhanden waren, durch die Revolution in Umlauf gesetzt und zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden seien. Aber indem er auf die vor ihm liegende Kritik der Vernunft von Kant wies, setzte er, wie uns Karoline erzählt, hinzu: „Die eigentlichen Prinzipien, die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind noch nirgends als hier." Karoline hat uns aus dieser Zeit auch eine prophetische Aeußerung Schiller's überliefert, welche Zukünftiges so genau vorhersagte, daß wir versucht wären, zu meinen, die Schwägerin des Dichters hätte seine Worte erst später den Ereignissen angepaßt, falls Schiller's Seherblick nicht über allen Zweifel erhaben wäre. Wenn man erwägt, welcher Geist echter Prophetie im Wallenstein, in der Jungfrau von Orleans und im Tell weht, so wird man nicht überrascht sein, zu hören, daß unser Dichter zu Anfang des Jahres 1794 weissagte: „Die französische Republik wird ebenso schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch von einem großen Theile von Europa machen wird." Zehn Jahre später war Bonaparte unumschränkter

Herr von Frankreich und begann seine erobernden „Tigersprünge", die bis zur Donau, bis zum Golf von Neapel, bis zum Guadalquivir und Tajo, bis zur Weichsel und bis zur Moskwa reichten.

Der 5. Mai 1794, wo Schiller von der Solitude herab sein in Frühlingsblüthenpracht stehendes Heimatland noch einmal überschaute, war ein Tag schmerzlichen Abschiednehmens. Denn am 6. Mai verließ er die Heimat, welche er nicht wieder sehen sollte, und traf nach einer neuntägigen Reise am 15. Mai mit Frau und Kind wohlbehalten wieder in Jena ein. Als beste geistige Ausbeute dieser Fahrt ins alte Schwabenland brachte er seine in der Hauptsache vollendeten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" mit zurück. Sie enthalten die Darstellung von Schiller's Philosophie als eines Ganzen; was er später noch Philosophisches geschrieben hat, ist nur die weitere Ausführung einzelner Partieen dieses Ganzen. Wer die ästhetischen Briefe aufmerksam liest, wird mitansehen, wie in denselben der arbeitende Gedanke von Vorstellung zu Vorstellung, von Begriff zu Begriff aufsteigt, bis er durch eine Stufenreihe von Entwickelungen hindurch, welchen man mit Recht einen „dramatischen" Charakter zugeschrieben hat, auf der Höhe anlangt, wo die Verwandlung des moralischen Ideals, von welchem der philosophirende Dichter ausgegangen, in das ästhetische eine vollendete ist. Im Eingang entschuldigt sich der Dichter, daß er zu einer Zeit, „wo der Nutzen das große Ideal, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen" — (ach, das gilt in noch ganz anderem Maße vom 19. Jahrhundert als es vom 18. galt) — „zu einer Zeit, wo die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet sind, auf welchem, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird," vom Schönen, von der Kunst zu reden unternehme. Aber er hofft seinen Leser zu überzeugen und überzeugt ihn wirklich, „daß man, um das politische Problem

zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert." Grundgedanke der Schrift ist also, vermittelst der ästhetischen Erziehung der Völker, d. h. vermittelst Heranbildung derselben zum Gefühl und Verständniß des Schönen, in welchem das Ideal, das Absolute, die göttliche Idee zur Verwirklichung kommt, die Möglichkeit der Umwandlung des „Staats der Noth" in den „Staat der Freiheit, der Vernunft" herbeizuführen. Veredelt die Einbildungskraft der Menschen, füllt sie mit Schönheit an und ihr werdet dadurch auch ihr Herz veredeln. Die Grundkräfte des Menschen, Vernunft und Sinnlichkeit, und seine diesen Grundkräften entsprechenden Grundtriebe, der Formtrieb und der Stofftrieb, sollen durch die Kultur harmonisch entwickelt und endlich in der Schönheit völlig ausgeglichen werden. Dann entsteht die vollendete, die schöne Humanität und diese schafft den ästhetischen Staat, wo „die ungesellige Begierde ihrer Selbstsucht entsagt und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswirft; wo der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, ihre vorwerfende Formel verändert und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehrt; wo aus den Mysterien der Wissenschaft der Geschmack die Erkenntniß unter den offnen Himmel des Gemeinsinns herausführt und das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft verwandelt; wo die Kraft sich binden läßt durch die Huldgöttinnen und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorcht; wo auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger ist und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke beugt, sie um ihre Beistimmung fragen muß." Der Dichter verbirgt es sich nicht, daß die Anbahnung solcher Zustände eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert sei. Er gab sich in Betreff der Verwirklichung seines Ideals keiner sanguinischen Täuschung hin und, fürwahr, es war sehr über-

flüssig, vorhin für die Prophetengabe Schiller's zu plaidiren, wenn wir beherzigen, mit welcher wunderbaren Schärfe er in den ästhetischen Briefen voraussagte, was die Geschichte der europäischen Umwälzungen von 1789 an bis auf den heutigen Tag buchstäblich bestätigt hat: — „Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwischen tritt und den Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet".... Und wie soll sich in und zu dem großen Läuterungsprozeß der Menschheit, durch welche diese dem Reich der Schönheit, d. i. der Freiheit und Humanität, zugeführt werden soll, der Künstler, der Träger des Ideals, der Normalmensch, in dessen „reinem Gemüth sich die Welt, die ewige, spiegelt," verhalten? Schiller hat es gesagt, und zwar in Worten, die mit zu den schönsten gehören, welche je von Menschenlippen kamen: — „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden, so kehre er in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether seiner

dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier heimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit. Gib, werde ich dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust bei allem Widerstande des Jahrhunderts Genüge zu thun habe, zur Antwort geben, — gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen"… Dies war Schiller's Credo, als er auf der Höhe seiner philosophischen Erkenntniß angelangt, dies seine Ansicht von der Bestimmung des Künstlers, und er hat sie nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten, er hat sie durch sein eigenes Beispiel herrlich verkündigt.

Drittes Kapitel.

Horentanz und Xenienkrieg.

Schiller und Göthe schließen ihren Bund. — Aeußerungen der Freunde darüber — Wer ist der Größere? — Wilhelm von Humboldt. — Schiller's Gesprächsweise. — Fichte. — Jena und Weimar. — Die wissenschaftliche Bewegung der Zeit. — „Ueber naive und sentimentalische Dichtung." — Die Horen. — Schiller's und Göthe's Widersacher. — Berufung nach Tübingen. — Uebergang von der philosophischen Speculation zur Poesie. — Schiller's Gedankenlyrik in ihrer Vollreife. — „Ideal und Leben." — Der Musenalmanach. — Die Xenien. — In Frankreich und in Deutschland. — Herder bricht mit Göthe und Schiller. — Krieg. — Göthe's und Schiller's Verhältniß zum Christenthum. — Der Patriotismus des Dichters.

Eines Abends im Juli 1794 verließen zwei Männer das Auditorium des Professors Batsch, wo die naturforschende Gesellschaft, welche von dem genannten Gelehrten gegründet worden, eine ihrer Sitzungen gehalten hatte. Die Beiden — Göthe und Schiller — hatten sich beim Weggehen zufällig im Flur getroffen und wandelten nun, das eben Gesehene und Gehörte recapitulirend, in lebhaftem Gespräch die Straße entlang. Die zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, kann den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen, bemerkte Schiller. Sie bleibt vielleicht den Eingeweihten selbst unheimlich, entgegnete Göthe, und es könnte doch wohl eine andere Weise geben, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen; die Erfahrung gibt dies an die Hand. Ich wünschte sehr, hierüber aufgeklärt zu sein, sagte Schiller, aber ich muß bezweifeln, daß eine solche Behandlung der Natur aus der Erfahrung hervorgehe .... Mittlerweile waren die Sprechenden bei der Wohnung Schiller's angelangt und das Gespräch lockte den Herrn Geheimrath die Treppe hinauf. Droben empfing Lotte den Gast mit inniger Freude, denn es war ja schon lange ein Herzenswunsch von ihr und Karoline gewesen, das Eis zwischen Schiller und Göthe gebrochen zu sehen. An diesem Julitag ging endlich der

Wunsch in Erfüllung: das Eis schmolz und zwar für immer. Göthe, das angeschlagene Thema weiter ausführend, trug seine Theorie der Pflanzenmetamorphose lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen. Dieser vernahm und schaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als aber Jener geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Göthe stutzte, „verdrießlich einigermaßen; denn — erzählt er — der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs Strengste bezeichnet. Ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen. Schiller — fährt Göthe fort — der viel mehr Lebensklugheit (?) und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus einem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht. Keiner von Beiden konnte sich für den Sieger halten, Beide hielten sich für unüberwindlich. Der erste Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß; er hielt Alle fest, die sich ihm näherten. Seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseitigen Freunde waren froh und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

Noch am 13. Juni, als Schiller eine Einladung zur Mitarbeit an den Horen an Göthe gerichtet hatte, war zu einer Verständi-

gung zwischen den Beiden wenig Aussicht gewesen. Zwar hatte Göthe auf den Antrag bejahend geantwortet, allein Anfrage und Antwort ließen in keiner Weise eine so baldige persönliche Annäherung und Befreundung erwarten. Nachdem aber jener Juliabend die Stellung der Beiden zu einander geklärt hatte, schrieb Schiller, als er erfahren, daß Göthe von seinem inzwischen nach Dessau unternommenen Ausflug zurückgekehrt sei, am 23. August den berühmten Brief, worin er „mit freundschaftlicher Hand die Summe von Göthe's Existenz zog," d. h. den Entwicklungsgang von Göthe's Geist darlegte. Göthe antwortete mit dankbarer Wärme und damit war zwischen den Beiden, welche unser größter Ruhm und Stolz sind, jener Briefwechsel in Gang gebracht, welcher die kostbare Urkundensammlung einer Freundschaft bildet, wie sie ein zweites Mal in der Kulturgeschichte nie und nirgends vorgekommen ist. Es ist wohlthuend und erhebend, zu betrachten, wie die beiden großen Männer selbst dieses in ihrem Leben „epochemachende" Ereigniß ansahen und wie ihnen Zunächststehende darüber urtheilten.

Am 1. September schrieb Schiller mit Bezug auf die berührte Begegnung mit Göthe an Körner: „Wir haben uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern Etwas geben, was ihm fehlte, und Etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Göthe Wurzel gefaßt und er fühlt jetzt das Bedürfniß, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich schon auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel." Unterm 4. September lud Göthe den neugewonnenen Freund zu sich nach Weimar ein und unterm 7.

September zeigte Schiller die Annahme der Einladung mit Worten an, die ein erschreckendes Licht auf seine damaligen Gesundheits- oder vielmehr Krankheitsumstände werfen: — „Mit Freuden nehme ich Ihre Einladung an, doch mit der ernstlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nöthigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen, und überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. Sie werden mir also erlauben, mich in Ihrem Hause als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz isolire, der Verlegenheit zu entgehen, Jemand von meinem Befinden abhängen zu lassen. Die Ordnung, die jedem andern Menschen wohl macht, ist mein gefährlichster Feind, denn ich darf nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht möglich sein wird." Nach seiner Heimkehr aus Weimar nach Jena schrieb Schiller an Göthe (29. September): „Mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoff' ich, soll verloren sein." Göthe erwiderte (1. Oktober): „Wir wissen nun, mein Werthester, aus unserer vierzehntägigen Conferenz, daß wir in Prinzipien einig sind und die Kreise unseres Empfindens, Denkens und Wirkens theils coincidiren, theils sich berühren; daraus wird sich für Beide mancherlei Gutes ergeben." Später, am 18. Juni 1797 that Schiller gegen Göthe eine Aeußerung, welche, wie mir scheint, die Art des Einwirkens von Diesem auf Jenen recht klar macht, — die Aeußerung: „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Praktischen und besonders Poetischen eine Unart ist), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort." Ein Jahr später, am 31. August 1798,

schrieb er an Körner: „Ich bin in Rücksicht auf wechselseitige Belebung und Bildung Göthe sehr viel schuldig und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe.“ Göthe seinerseits hat sich an verschiedenen Orten darüber ausgelassen, welches Glück die Freundschaft Schiller's für ihn war und wie sie Beide gegenseitig sich ergänzt und gefördert hätten. In der vierten Abtheilung seiner „Maximen und Reflexionen“ sagt er: „Mein Verhältniß zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung Beider auf einen Zweck, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten.“ An einer Stelle seiner Aufsätze „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen“ erläutert er dies kurz vermittelst des Satzes: „Unsere Gespräche waren durchaus productiv oder theoretisch, gewöhnlich Beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen.“ Ferner, so man erwägt, daß Göthe in allem Hohen und Großen etwas „Dämonisches“ sah, gewinnt es einen erhöhten Sinn, wenn er am 24. März 1829 gegen Eckermann äußerte: „Es waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für Beide von größtem Erfolg.“ Endlich liegt ein dankbares Zeugniß für den Werth, welchen Göthe der Freundschaft Schiller's beimaß, darin, daß er in alten Tagen an einen Bekannten schrieb: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'sche Anregung aus mir geworden wäre. Meyer war wieder nach Italien gegangen und meine Absicht war, ihm zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel

über die Alpen näher gewahr wurde. Hätte es ihm nicht an dem Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Lieder und Balladen, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegieen wären wenigstens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt und im Allgemeinen wie im Besonderen wäre gar Manches anders geblieben."

Im Schiller'schen und Göthe'schen Kreise war die Freude aufrichtig und laut, als man erfuhr, daß die Beiden endlich sich gefunden. Gleich damals, wie später, gab sich diese Zufriedenheit der Befreundeten kund. Am 10. September 1794 schrieb Körner an Schiller: „Daß du und Göthe euch einander genähert habt, macht mir wahre Freude. Meyer erzählt mir von einem Briefe Göthe's, der deines Lobes voll ist: er habe lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt als bei dir in Jena." Wilhelm von Humboldt schrieb am 25. Oktober 1795 an Schiller: „Die Vergleichung zwischen Ihnen und Göthe hat mich oft beschäftigt. Gerade Sie Beide können das Höchste erreichen, ohne einander zu schaden." Lotte ihrerseits äußerte unterm 1. Oktober 1798 gegen Frau von Stein: „Es ist erstaunend, welchen Einfluß Göthe's Nähe auf Schiller's Gemüth hat und wie belebend für ihn die häufige Communication seiner Ideen mit Göthe ist. Mir selbst ist Göthe auch sehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schiller's willen." Karoline schrieb in ihre Lebensgeschichte Schiller's die Worte: „Aus dem vertrauten freundschaftlichen Verkehr solcher Geister mußten die edelsten Früchte hervorkeimen. Keine Nation, keine Periode der Literatur bietet uns einen so schönen, aus echter, reiner Begeisterung für Wahrheit und Schönheit entsprungenen Verein, ein so inniges, neidloses Zusammenstreben nach dem höchsten Ziele dar; und auch als Muster des deutschen Nationalsinns, der das Große und Wesentliche rein zu

ergreifen und sich aller kleinlichen Beziehungen zu entschlagen vermag, kann dieses Verhältniß gelten. Göthe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schiller's Lebensweise verdanken wir es auch, daß dieser wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann und sich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ." Im Mai 1830, als Wilhelm von Humboldt die Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller aufsetzte, that er darin über den Bund zwischen Göthe und Schiller die von einem Hauch antiken Geistes durchzogene Aeußerung: „Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermuthigt auf seiner eigenen Bahn, Jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den Andern in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht. Mehr darüber zu sagen, würde theils überflüssig sein, theils verbietet es eine natürliche und gerechte Scheu. Schiller und Göthe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dieses einzige Verhältniß ausgesprochen, daß so Gesagtem noch Etwas hinzuzufügen Niemand versucht werden kann" .... Ja, als ein „nie gesehenes Vorbild," nicht als Nebenbuhler, sondern als Mitstrebende, stehen die zwei großen Freunde in unserer Literatur und in der Weltgeschichte da, und so stehen sie auch, unzertrennlich zusammen gehörend, von Rietschel's Meisterhand in Erz geformt, vor dem Theater zu Weimar. Zur Stunde, als dieses Denkmal aufgerichtet wurde, war der alte unerquickliche und unersprießliche Zank: ob Schiller, ob Göthe der Größere? abgethan für immer.

Wie sie selbst über diese Streitfrage dachten, haben sie uns deutlich gesagt. Am 21. März 1796 schrieb Schiller an Humboldt: „Man wird Göthe und mich, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.“ Das ist das Richtige, das einzige Richtige, und das meinte auch Göthe, als er am 25. Mai 1825 zu Eckermann das Kernwort sprach: „Nun streitet sich das Publicum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; und sie sollten sich vielmehr freuen, daß ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können“ ....

Mit großer Genugthuung hatte unser Dichter in den Reihen der Freunde, welche ihn bei seiner Rückkehr aus Schwaben nach Jena begrüßten, auch Wilhelm von Humboldt gefunden. Der Treffliche hatte sich in der alten Universitätsstadt angesiedelt, eigens in der Absicht, des Umgangs mit Schiller zu genießen, und der rege Verkehr der Beiden kam auch ihren Frauen zu gut, die sich schwesterlich an einander schlossen. Fast allabendlich waren die Freunde beisammen, in belebtem Wechselgespräch philosophische und künstlerische Fragen erörternd. Humboldt, der gründliche Gelehrte, der scharfe Beobachter und feine Kenner der Welt und der Menschen, ward stets von Neuem überrascht von der „genialischen Wahrheit der vielseitigen Weltansicht“ des Dichters, und zwar um so mehr, als dieser weder Zeit noch Gelegenheit noch Mittel gehabt hatte, durch umfassende Studien oder Reisen eine solche Weltansicht zu erwerben. Der Freund hat auch, in der Erinnerung an die Jena'schen Gesprächsabende, von Schiller gesagt, daß derselbe „ganz eigentlich für das Gespräch geboren schien,“ und hat die Gesprächsweise des Dichters so charakterisirt: — „Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung; er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen

Gesichtspunkt und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müssig werden. Er sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkte führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab." Die beste Frucht der zwischen Schiller und Humboldt in dieser Zeit mündlich geführten und später, nach des Letzteren Wegzug aus Jena, schriftlich fortgesetzten Dialoge war unseres Dichters Rückkehr zur Poesie. Humboldt's gemüthvolle und feinsinnige Anregung hat mehr, weit mehr, als seine Bescheidenheit gestehen wollte, den Uebergang Schiller's von der speculativen zur schöpferischen Thätigkeit gefördert.

Auch von anderer Seite her kamen mannigfache Einflüsse sympathischer sowohl, als antipathischer Natur. Schiller stand im Mittelpunkt eines wissenschaftlich und gesellig vielfach bewegten Lebens. Die Glanzzeit Jena's hatte begonnen. An der Stelle Reinhold's, der einem Rufe nach Kiel gefolgt war, hatte zu Ostern 1794 Johann Gottlieb Fichte den philosophischen Lehrstuhl bestiegen, er, der tapfere Denker, der hochherzige Patriot, welcher die unmittelbare Beziehung der freien Wissenschaft auf den freien Staat zuerst klar und scharf vom Katheder herab verkün-

digte und, wenngleich er die in der ursprünglichen Form seines Systems auf eine schwindelnde Spitze getriebene Souverainetät des menschlichen Selbstbewußtseins später bedeutend zu modifiziren sich veranlaßt sah, dennoch das große Freiheits- und Humanitätsprinzip seiner Philosophie bis zuletzt standhaft aufrecht erhielt. In den Erinnerungen einer Dame aus jener Zeit, wo neben Fichte und den übrigen schon gelegentlich genannten Gelehrten auch Woltmann und die Brüder Schlegel in Jena wirkten, erscheint der mannhafte Philosoph als eine kurze gedrungene Gestalt. Das Haar fiel ihm bis auf die Schultern herab, wo es glatt abgeschnitten war. Unter starken Brauen schossen dunkle heftige Augen „wie Kugeln" hervor und nicht minder herausfordernd war die Adlernase und das stolze befehlende Wort. Mitten in der belebtesten Unterhaltung sei er Abends oft plötzlich auf und fort gesprungen, sich „noch einen Louisd'or zu erschreiben;" aber Buchhändler- und Studentenhonorare hatten nur ein „sehr flüchtiges Absteigequartier" in seiner Tasche, weil er das Geld auf unglaublich schnelle Weise auszugeben verstand. Nichts Grelleres habe man sehen können als Fichte und Woltmann neben einander, Jener stets „wie ein Chiffonnier, Dieser im mohnfarbenen zierlichen Rocke, in der Weste von blauem Atlas mit blühend weißer Wäsche und schwarzseidenen Unterkleidern." Mit Ausnahme Woltmann's und Göthe's, welcher Letztere damals den „verzweifelten Geschmack" hatte, stets fleischerfarbene braunrothe Ueberröcke zu tragen, sei es überhaupt mit der äußeren Eleganz dieser Heroen schlecht bestellt gewesen. Das Schnupfen und Rauchen sei in diesen Kreisen entsetzlich stark betrieben worden, besonders im Hause des Orientalisten Ilgen, wo Humboldt, welcher den Tabaksrauch haßte, oft in große Noth gekommen. Wann nach Tische die Herren sich rauchend zum Kaffee zusammengesetzt, hätten Humboldt's Manövers begonnen, einen Augenblick abzukommen, um den Rock zu wechseln, da er den Staatsrock vor dem Tabaksgeruch retten wollte, und das

Spaßhafte hiebei sei gewesen, daß Humboldt's Staatsgarderobe ohnedies höchst unscheinbar war und daß er „in Ilgen's Schlachtendampf mit einem Kleide trat, was ein reputirlicher Barbier unserer Tage verschmäht haben würde." Auch Bedenklicheres meldet uns die Dame. So von den Brüdern Schlegel, daß Jeder derselben eine Lebensgefährtin besaß, welche „die Kirche nicht dazu sanctionirt hatte," und daß die beiden Herren mit ihren Gläubigern zuweilen in mehr oder minder ergötzliche Conflicte gerathen seien. Diese Romantik des Jena'schen Lebens steigerte sich dann gegen das Ende des Jahrhunderts zu, als der brausende Most der romantischen Schule in der Stadt gährte, freilich ohne jemals zu rechter Klärung zu kommen. August Wilhelm Schlegel's Haus versammelte zu Zeiten die Chorführer der Schule, unter denen neben Friedrich Schlegel Tieck und Novalis vorragten. Clemens Brentano, damals noch Student, fand da Raum, seine Eulenspiegeleien zu treiben. Als er eines Abends seine tolle Humoreske: „Naturgeschichte des Philisters" vorgelesen hatte, stand der ebenfalls anwesende Fichte auf und sagte: „Nun will ich euch aus dieser Geschichte beweisen, daß eben der Brentano hier der erste und ärgste unter allen Philistern ist" — welcher Beweis denn auch sofort in Form einer schlagenden Kritik geliefert wurde. Auch Schelling, der Schöpfer der Naturphilosophie, trat in diese Kreise, wo schon seine persönliche Erscheinung — der „runde Kopf mit der kleinen slavischen Nase und den stralenden Augen" — Aufsehen erregte, und machte in der ersten Zeit die gerade im Schwange gehenden romantischen Genialitäten in einem Grade mit, welcher bösen Zungen hinlängliche Veranlassung zu skandalfreudiger Aeußerung gab.

Während so in der Musenstadt an der Saale eine neue Generation von Stürmern und Drängern, unbekümmert um die näher und näher rückenden großen Katastrophen der Zeit, in einem bunten Treiben sich gefiel, welches im Löblichen wie im Bedenklichen

vielfach an das erinnerte, was zwanzig Jahre früher drüben in Weimar geschehen war, hatte in der Musenstadt an der Ilm mehr und mehr ein ernster und gemessener Ton Platz gegriffen. Die genialisch unbändige Lustigkeit der Tage und Nächte von Ettersburg und Tieffurt war längst dahin. Was drüben in Jena, in den weltfernen Gelehrtenstuben, ob dem Geräusche wissenschaftlicher Strebungen und literarischer Händel vergessen werden konnte, die politische Lage, drängte sich hüben in Weimar mit der ganzen Macht der Thatsachen der Betrachtung auf. Freilich trugen sich bis zum Schlusse des Jahrhunderts und noch in das neue hinein hinsichtlich der Resultate, welche das kriegerische Vorgehen der jungen französischen Republik gegen das alte monarchische Europa für Deutschland haben müßte, auch sonst hellsichtigste Männer mit wunderlichen Illusionen. So Göthe, welcher im März 1798, als die Nachricht von den Niederlagen eingetroffen, welche die Franzosen dem verrotteten schweizerischen Aristokratismus beigebracht, zwar mit Besorgniß gegen Schiller äußerte: „Wer wird der beweglichen, glücklich organisirten und mit Verstand und Ernst geführten französischen Masse widerstehen?" — aber doch mit der politischen Einsicht eines preußischen Garde-Gensdarmerie-Offiziers von damals hinzufügte: „Ein Glück, daß wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird." Der unbeweglichen nordischen Masse sollte das Pochen auf ihre Unbeweglichkeit gegenüber der französischen Beweglichkeit bald genug theuer zu stehen kommen. Der Herzog Karl August, den Franzosen schon darum abgeneigt, weil er französischem Uebermuth gegenüber als Deutscher sich fühlte, war zwar im Vertrauen auf die Macht Preußens, an dessen Politik er sich angeschlossen, weit entfernt, ein Schicksal zu ahnen, wie der Tag von Jena es für die Monarchie Friedrich's des Großen und für Deutschland bringen sollte; allein trotzdem konnte er als Mann und Fürst der Sorge über die unheildrohende

Verdüsterung des politischen Horizontes sich nicht entschlagen. Seine Gemahlin, die Herzogin Luise, schon von Natur mehr der ernsten als der heiteren Seite des Lebens zugekehrt, vermochte jetzt, da die Stimmung am Hofe eine ernstere geworden war, den stillen Einfluß einer würdevollen Weiblichkeit mehr geltend zu machen als früher und so trug das Weimar'sche Leben überall eine gedämpftere Färbung. Die Theilnahme des Hofkreises am Rechten und Schönen war deßhalb keine lässigere; aber wie sie früher an dem Geloder genialischer Flammen sich erfreut hatte, so bethätigte sie sich jetzt einerseits an der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit, andererseits an jenem Cultus der schönen Form, für welchen besonders die italischen Reiseerfahrungen Göthe's, Herder's und der Herzogin Amalia befruchtend geworden waren. Diesem Cultus sollte auch das seit 1791 eingerichtete Hoftheater dienen, dessen Bildung und Leitung Göthe übernommen hatte. Damit begannen dann die Experimente Behufs der Schaffung einer idealen Bühne, welche, gegenüber dem Ungeschmack, den Gemeinheiten und Ausschreitungen der gäng und gäben theatralischen Praxis, die Ergebnisse künstlerischer Bildung dem Publicum dramatisch vermitteln sollte, — Experimente freilich, die keineswegs immer gelungene waren und überhaupt aus der Region eines wohlmeinenden Dilettantismus erst dann heraustraten, als Schiller mit der ganzen Wucht seines dramatischen Genie's und seiner Begeisterung dem Unternehmen zu Hülfe kam. Die gute Gesellschaft von Weimar — man zählte dazu außer den Fürstlichkeiten und ihrer nächsten Umgebung Charlotte von Stein, Charlotte von Kalb, Karoline Herder, Amalia von Imhof, Frau von Berlepsch, dann selbstverständlich Göthe, Wieland, Herder, ferner Bode und Bertuch, Jener als Uebersetzer, Dieser als Gründer und Leiter des Industrie-Comptoir vielbeschäftigt, weiterhin den Schweizer Meyer, Göthe's künstlerischen Hausgenossen, den hochgebildeten Geheimrath Voigt, den gutmüthigen Satiriker Falk und den ge-

lehrten Archäologen Böttiger, in seinen bessern Tagen von Göthe und Schiller als „Magister Ubique" und „Allerweltsschwätzer" wohl etwas zu scharf perhorrescirt — die gute Gesellschaft von Weimar, in deren Kreisen wir ab und zu auch den hoffatten Knebel treffen, dann Besucher wie Bürger, Voß, den großen Philologen Wolf, die Brüder Humboldt, also diese Gesellschaft zeigte nach dem Vorgang und Beispiel Göthe's zu Anfang der neunziger Jahre ein lebhaftes Interesse für naturwissenschaftliche Probleme. Alle Welt sammelte Steine, legte Herbarien an und selbst zarteste Damenhände wirthschafteten in dem „Beinhaus" der Osteologie umher, aus welchem Göthe durch Schiller wieder in den „freien Garten des Lebens" herausgerufen worden zu sein bekennt. Auch die Naturwissenschaften hatten durch die Kant'sche Revolution einen mächtigen Anstoß erhalten. Schon Kielmeyer ahnte, in Anwendung Kant'scher Prinzipien auf die Naturforschung, die Erfassung des Naturganzen als eines Organismus und aus dieser Ahnung entwickelte sich sofort ein vielseitiges Studium der Natur. Blumenbach, in der Vielerleiheit seiner Forschungen stets die bindende Einheit der Idee festhaltend, wurde mit Sömmering der Begründer einer wissenschaftlichen Physiologie. Ein Hufeland, ein Reil und Andere führten die neugewonnenen naturwissenschaftlichen Resultate in die medizinische Praxis ein. Werner und Sternberg, die Geognosie und Geologie auf neue wissenschaftliche Grundlagen stellend, eröffneten dem staunenden Auge der Zeitgenossen den Einblick in eine Geschichte der Erde, deren Zeitrechnung nicht Tausende, sondern Millionen von Jahren umfaßt, und schon rüstete sich Alexander von Humboldt, die glorreiche Laufbahn anzutreten, welche ihn zum Seher und Deuter der erhabenen Kosmos-Idee machen sollte. Alle diese Strebungen, verbunden mit den geschichtlichen, philologischen und ästhetischen Studien und Findungen jener Tage, spielten in den Weimarer Kreis herein. Mit dem Jena'schen fand ein reger Ideenaustausch

statt. Göthe ging, ernste wissenschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, häufig in die Universitätsstadt hinüber, wie er denn auch daselbst unter Loder's Leitung zugleich mit Alexander von Humboldt Anatomie studirt hat. Wiederum kamen die Jena'schen Gelehrten nach Weimar herüber, um an den Erörterungen des wissenschaftlichen Vereins sich zu betheiligen, dessen Sitzungen seit 1791 jeden ersten Freitag im Monat im Palais der Herzogin Amalia gehalten wurden, ein ernstes Gegenbild zu dem bunten Mummenschanz der kraftgeniallustigen Wirthschaft von ehedem. In diesem Verein, wo man mit anständiger Zwanglosigkeit sich bewegte und wo Karl August, seine Mutter und seine Gemahlin selten oder nie fehlten, wurden in freiem Gespräch oder mittelst förmlicher Vorträge die Ergebnisse wissenschaftlicher Thätigkeit in Umlauf gesetzt. Hier las Göthe seine Beobachtungen über das Farbenprisma und seine Forschungen über Cagliostro vor, Herder seinen Aufsatz über wahre Unsterblichkeit, Andere Anderes. Von dem edlen Freimuth, welcher da heimisch war, zeugte die von Knebel vorgetragene Abhandlung über „Wohlwollen, Werthschätzung und Höflichkeit.“ Es kam darin die Stelle vor: „Andere Nationen nennen die Höflichkeit mit Ausdrücken, die vom Adel hergenommen sind (gentilesse, gentleman-like). Auf deutschem Boden geht das nicht.... Die Fürsten erhielten ihre Hochschätzung zuerst, weil sie die Stärksten und Klügsten im Volke waren. Diese Hochschätzung ist erblich geworden unter der Voraussetzung, daß die Nachkommen der Fürsten den Wechsel richtig bezahlen werden, den ihre Vorahnen auf sie zogen.“ Und gerade bei dieser Stelle bezeugte der Herzog dem wackeren Knebel laut seinen Beifall. Man war in Weimar in keiner Weise mehr revolutionär gestimmt, aber man war und blieb liberal.

Indem wir uns zu Schiller zurückwenden, finden wir den Dichter im Sommer und Herbst von 1794 an seiner berühmten Abhandlung: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ arbei-

tend. Er war darauf geführt worden, als er die letzte Feile an seine ästhetischen Briefe legte. Zu Anfang Septembers äußerte er darüber gegen Körner: „Ich schreibe aus dem Herzen und mit Liebe. Es ist gleichsam eine Brücke zu der poetischen Production.“ Der schöpferische Geist begann sich demnach wieder in ihm zu regen; aber bevor er dieser Regung nachgab, empfand er, wie der genannte Aufsatz beweist, das Bedürfniß, seinen künstlerischen Idealismus, der in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen den vollendetsten philosophischen Ausdruck gefunden, gegenüber dem künstlerischen Realismus, welcher ihm in Göthe inzwischen freundschaftlich nahegetreten, allseitig ins Klare zu setzen. Die Beziehung auf Göthe und ihn selbst ist in dieser Schrift, wenn auch unausgesprochen, überall eine augenscheinliche: — Göthe ist der naive, Schiller der sentimentalische Dichter. Aber was ist naiv? was sentimentalisch? In Beantwortung dieser Frage hat Schiller nicht nur das Wesen seines Genius sich zum Bewußtsein gebracht, sondern auch bedeutendste Probleme der Poetik psychologisch erledigt. In uns Allen lebt das ästhetische Ideal. Wir genießen desselben als einer Wirklichkeit oder aber wir streben danach als nach Einem, welches sein sollte. Mit anderen Worten, unser Idealismus ist entweder Natur oder Sehnsucht. Ist er erstere, so empfinden wir naiv; ist er letztere, so empfinden wir sentimentalisch. Dieses auf die Poesie angewandt, welche die Aufgabe hat, das ästhetische Ideal darzustellen, finden wir, daß sie entweder naiv oder sentimentalisch sich äußern muß. Der naive Dichter bildet, was er als schöne Wirklichkeit empfindet, ab; der sentimentalische bildet, was er als zu verwirklichende Schönheit in sich fühlt, vor. In beiden Fällen ist die schöne Natur Gegenstand dichterischer Thätigkeit, aber der naive Dichter ahmt die gegenwärtige nach, der sentimentalische sucht sie als etwas Verlorenes. Jener fühlt seine Verwandtschaft mit der Natur, er ist in ihr daheim und seine Liebe zu ihr ist daher kindlich einfach und

unbefangen, ist etwas Selbstverständliches, wovon man nicht viel Aufhebens macht; dieser fühlt die Entfremdung von der Natur, er empfindet also Heimweh nach ihr und seine Liebe zu ihr ist eine schwärmerische, sehnsüchtige, begeisterte. Und es kann nicht bloß eine naive Empfindungsweise geben, denn die sentimentalische — die sentimentale faßt Schiller als Bastardschößling der sentimentalischen, als Empfindelei — ist ein nothwendiges Moment in dem Entwicklungsprozeß des menschlichen Geistes. Die Kultur entfremdet den Menschen der Natur. Diesen Verlust zu ersetzen, schafft die Phantasie eine ideale Natur und aus dem Gegensatz, in welchem diese zur Wirklichkeit steht, entspringt die schöpferische Arbeit des sentimentalischen Dichters, wogegen die Aufgabe des naiven in der möglichst treuen und lebendigen Nachschöpfung der wirklichen Natur besteht. Im Verlauf seiner Untersuchung hat Schiller dann nachgewiesen, daß sich auf den Gegensatz des Naiven und Sentimentalischen die Begriffe antik und modern oder classisch und romantisch basiren. Das Classische ist wesentlich naiv, das Romantische wesentlich sentimentalisch. Man muß sich aber hüten, classisch und antik für identisch zu halten, denn im Sinne Schiller's ist Shakspeare nicht minder ein classischer Dichter als Homer.... Die weiteren Entwickelungen der Schiller'schen Poetik, wie die in Rede stehende Abhandlung sie darlegt, brauchen wir hier nicht zu verfolgen. Es genügt, zu sagen, daß Schiller in dem Sinne, in welchem er Vorstehendem zufolge die sentimentalische Poesie verstand, entschieden und klar als sentimentalischer Dichter sich fühlte und wußte: der Contrast von Ideal und Wirklichkeit ist die Wurzel seiner Dichtung. Wir werden bald einem glänzenden Versuche begegnen, die Kluft poetisch zu überbrücken, d. h. aus der Durchdringung und Verschmelzung von Idealismus und Realismus das wahre Bild schöner Menschheit hervorgehen zu lassen.

Mit dem ernsten und großen Sinne, welcher sein ganzes

Wirken kennzeichnet, ging Schiller seit seiner Rückkehr aus der schwäbischen Heimat an die Ausführung des daselbst mit Cotta vereinbarten Planes einer literarischen Zeitschrift, welche, wie er am 12. Juni 1794 an Körner schrieb, „ein epochemachendes Werk" sein sollte. Die ökonomische Seite des Unternehmens war von Cotta freigebig sichergestellt und Schiller begann sein Redactionsgeschäft damit, daß er in Jena Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann für die Sache gewann. Dann wurden Göthe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Körner, Herder, Gotter, Klopstock, Voß, Reinhold, Baggesen, Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis und Andere zur Mitarbeit eingeladen und in einem vom 13. Juni datirten Kreisschreiben setzte der Dichter den Eingeladenen Plan und Zweck der Zeitschrift auseinander. Für das Publicum schrieb er eine ausführliche Ankündigung der „Horen," welche im Dezember im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung erschien. Förderung wahrer Humanität war die Losung der neuen Zeitschrift. Die Schwierigkeiten und Hindernisse bei Verfolgung dieser Tendenz waren voraussichtlich keine geringen und Schiller hat sich das auch von Anfang an nicht verhehlt. „Zu einer Zeit" — so begann die Ankündigung der Horen — „wo das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon Rettung ist, möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas Anderes zu gefallen als wodurch jetzt Alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte

Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.“ Dieser Gesichtspunkt wird dann weiter entwickelt: — „Mitten in dem politischen Tumult soll unsere Zeitschrift für Musen und Charitinnen einen vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem Alles verbannt sein wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft gegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein.“ Gewiß, gediegen und schön war die Tendenz dieser Zeitschrift, welche „Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede“ zu ihrer Regel machte und demnach mit Grund unter dem Namen der drei schwesterlichen Horen Eunomia, Dike und Irene erschien, in welchen Göttergestalten der Grieche die „welterhaltende Ordnung“ verehrte. Das Unternehmen war kühn, und um die ganze Kühnheit dieser Manifestation des Idealismus unseres Dichters zu verstehen, vergegenwärtige man sich nur die Unruhe, Angst und Bedrängniß der realen Welt von damals, wo — wie freilich im Grunde zu jeder Zeit — nicht Vernunft und Gerechtigkeit, sondern skrupelfreie Schlauheit und rohe Gewalt die Entscheidungen gaben.

Noch vor Schluß des Jahres konnte Cotta das erste Monats-

heft der Horen versenden, wenigstens kam es unserem Dichter frühzeitig genug zu, daß er in seinem Brief vom 22. Dezember gegen Göthe Format, Papier und Lettern der neuen Zeitschrift rühmen konnte, das „solide, dauerhafte Ansehen, welches dieselbe vortheilhaft von dem Haufen der Journale unterschied.“ Aber sofort begannen auch die Redactionsleiden Schiller's und schon am 29. Dezember hatte er Veranlassung, an Körner zu schreiben: „Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publicum vormachen, wenige und von diesen wenigen ist fast auf die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Göthe will seine (römischen) Elegieen nicht gleich in den ersteren Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist mit Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die Anderen lassen Nichts von sich hören.“ Doch ist er guten Muthes und fügt seinen und Lotte's dem Freunde dargebrachten guten Wünschen zum Jahreswechsel die Worte bei: „Mein kleiner Sohn ist frisch und gesund und macht die Freude meines Lebens aus. Mir ist, trotz meines ewigen Krampfübels, selten so wohl im Geist und Herzen gewesen“ . . . Im Laufe des Januar 1795 kann er dem Freunde melden, daß Cotta mit dem Absatz der Horen „äußerst zufrieden“ sei, daß sogar in „sehr kleinen Städten“ zwölf und mehr Exemplare bestellt seien und daß die Gesammtzahl der Abonnenten nahezu ein Tausend betrage, was immerhin für die rege Betheiligung des Publicums zeugte, da zu jener Zeit Lesecirkel und Leihbibliotheken noch lange nicht einmal annähernd so häufig waren wie heutzutage und demnach der Buchhandel und die Journalistik in weit höherem Grade als jetzt auf den Absatz an Privatleute sich angewiesen sahen. Bald jedoch trübten sich die Aussichten. Die Horen brachten als Hauptmasse zunächst Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und Göthe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, dann kleinere Aufsätze von Fichte, Woltmann, Körner, Herder, weiterhin den

Lorenz Stark von Engel, Proben der Verdeutschung von Dante's göttlicher Komödie durch A. W. Schlegel. Die erwähnten Novellen Göthe's waren für das Publicum nur eine Enttäuschung hochgespannter Erwartungen. Die Herrlichkeit der darauf folgenden Römischen Elegieen riß dann freilich alle überhaupt Empfänglichen hin, aber über Schiller's ästhetische Briefe herrschte — wie Humboldt noch im Juli 1795 dem Dichter schrieb — selbst im intelligenten Berlin „altum silentium." Dieses „tiefe Stillschweigen" über ein so bedeutendes Werk kann uns zeigen, daß Schiller bei Unternehmung der Horen einen viel zu idealischen Maßstab an den Bildungsgrad der großen Lesewelt gelegt und übersehen hatte, daß nur auserwählteste Geister unter den Zeitgenossen die Ansichten vom Wesen und Beruf des Dichters und Schriftstellers, welche er als Resultat eines schweren Läuterungsprozesses gewonnen, zu verstehen und zu würdigen vermöchten. Die bittere Erfahrung, daß von Allem, was die Horen brachten, Engel's philisterhafter Lorenz Stark den allgemeinsten Beifall fand, konnte ihn nach dieser Seite hin aufklären. Dazu kam, daß das ganze Heer der lieben Mittelmäßigkeit, wie es damals in der deutschen Publizistik organisirt war, von Anfang an mit Scheelsucht auf die Horen geblickt hatte und alsbald zu mehr oder minder offener oder versteckter Feindseligkeit überging. Allen diesen Leuten war der mittelst der Horen manifestirte Bund zwischen Göthe und Schiller ein Dorn im Auge. Es zeigte sich jetzt recht deutlich, wie hoch die beiden Dichter mit ihren Anschauungen und Ueberzeugungen über dem Niveau standen, welches die deutsche Bildung damals erreicht hatte. So eine isolirte Stellung hat aber zu allen Zeiten den Neid und Haß herausgefordert und es ist selbstverständlich, daß auf die vorragendsten Vorkämpfer der Zukunft die meisten Köcher sich entleeren. Der Kreis der Gegner unserer beiden Dichter war ein eben so zahlreicher als gemischter: da waren gelehrte Pedanten, die von wahrer Poesie überhaupt

keine Ahnung hatten; ferner Aufklärer aus der Schule Nicolai's, die der Menschheit ein für allemal nicht gestatten wollten, aus der Sphäre einer hausbackenen Verständigkeit herauszutreten; dann die zelotische Brut, wie sie der Hauptpastor Götze reichlich in Deutschland hinterlassen hatte, oder süße Fromme vom Schlage Stolberg's; weiter die politisch Aufgeregten, welche es den beiden großen Freunden nicht verzeihen konnten, daß diese nicht mit ihnen um die französischen Freiheitsbäume tanzen mochten; auch die Schwärmer à la Lavater, die Empfindler à la Lafontaine und die Rührseligen à la Kotzebue; endlich die ganze Sippschaft der Trivialen und Denkfaulen, — dieselbe Sippschaft, welche immer und überall dem Mittelmäßigen, Erbärmlichen und Gemeinen zugeklatscht und das Ungewöhnliche, Hohe und Geniale verkannt, verlästert und verfolgt hat. Im Uebrigen darf, so man gerecht sein will, nicht verschwiegen werden, daß man der Menge — welches Wort ich hier keineswegs im verächtlichen Sinne nehme — denn doch nie und nirgends zumuthen kann, sich mit einem Sprung in Regionen zu versetzen, wo Männer sich heimisch fühlen, in welchen der höchste Schwung der Zeitrichtung einer außerordentlichsten Begabung begegnet, und ebenso ist daran zu erinnern, daß die Ankündigung der Horen mehr versprochen hatte als die Zeitschrift wirklich leistete. Allerdings konnte keines der übrigen gleichzeitigen literarischen Blätter auch nur entfernt die Vergleichung mit ihr aushalten, allein Schiller hatte nicht nur dem guten Willen des Publicums, sondern auch dem der Mitarbeiter zu sehr vertraut. Er hatte seinen eigenen Enthusiasmus auch bei ihnen vorausgesetzt und fand sich von Seiten der meisten getäuscht. Am wackersten hielt Göthe aus, aber seine und Schiller's Anstrengungen vermochten ein Organ nicht in die Länge zu halten, welches, Alles in Allem betrachtet, denn doch mit zu souverainem Idealismus über die „nächsten Interessen und Erwartungen" des Publicums sich hinwegsetzte. Zu einer Zeit, wo es sich für

Deutschland eigentlich schon um Sein oder Nichtsein handelte, war es selbst von Deutschen zu viel verlangt, daß sie inmitten einer bedrohlichsten Gegenwart an dem ideellen Aufbau der Zukunft herzlichen Antheil nehmen sollten. Als Schiller das erkannt hatte, ließ er, mißmuthig, die Horen nach dreijährigem Bestehen eingehen, obgleich der Verleger bereit war, die Zeitschrift fortzusetzen.

Wenn jedoch unser Dichter von Mißgriffen bei diesem publizistischen Unternehmen keineswegs freizusprechen ist, so ist auf der andern Seite leicht zu begreifen, wie sehr er, der Reinheit seines Wollens gewiß, durch die Gemeinheit der Anfechtungen, welche er als Herausgeber der Horen zu befahren hatte, empört und erbittert werden mußte. Bevor der Horentanz ein Jahr gewährt hatte, mußte Schiller dem Freund in Dresden schreiben (2. Nov. 1795): „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine (ästhetischen) Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu repliziren.“ Er konnte sich indessen der Replik doch nicht enthalten. Schon im 12. Monatsheft der Horen, welches einen Theil seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung brachte, versetzte er in Form einer Anmerkung den Gegnern scharfe Hiebe. Tröstlich mußte es ihm sein, daß zu eben der Zeit, wo das Heer der Angreifer in der Fremde sich gegen ihn sammelte, seine Geltung in der alten Heimat bedeutend stieg. Während seines Besuches in Schwaben waren Abel und andere seiner Freunde auf den Gedanken gekommen, den Dichter für die Landesuniversität zu gewinnen. Ihre bezüglichen Bemühungen hatten Erfolg gehabt und im Frühjahr 1795 erhielt Schiller von daheim den Ruf zu einer Professur in Tübingen. Unterm 5. April schrieb er darüber an Körner: „Ich habe eine förmliche Vocation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen, aber in der Folge zu verbessernden Gehalt. Ich habe sie aber ausge-

schlagen, weil ich keine bestimmten Pflichten übernehmen kann. Aber auch ohne dieses würde ich Jena und meine hiesige freie Existenz mit keinem anderen Orte vertauschen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Falle meine Gesundheit mir die Schriftstellerei untersagte. Dies ist mir bewilligt worden und nun habe ich meine Existenz auf gewisse Weise assecurirt." Noch tröstlicher als dieses ihm hiebei von Stuttgart und von Weimar her bezeigte Wohlwollen war unserem Dichter in allen Widerwärtigkeiten jener Zeit der mehr und mehr vertraulich sich gestaltende Bund mit Göthe. Die gegenseitige segensreiche Einwirkung der Beiden auf einander hatte begonnen: sie fühlten lebhaft, was sie einander schon waren und immer mehr werden mußten. Hier war wechselseitiges Verständniß, hier ein Austausch wahrhaft fördernder Kritik. Für eine seiner größten Geistesthaten, für seine ästhetischen Briefe, erfuhr Schiller zunächst außer von Körner und Humboldt nur noch von Göthe die gebührende Anerkennung. Dieser schrieb ihm schon am 26. Oktober 1794: „Das mir übersandte Manuscript habe ich mit großem Vergnügen sogleich gelesen; ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" Schiller seinerseits, wie herzlich begrüßte er Göthe's römische Elegieen, „diese wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius," und wie brüderlich liebevoll interessirte er sich für die Fortführung des Wilhelm Meister! Die Freude an dem neidlosen Zusammenstreben dieser erwählten Geister kann wahrlich nicht oft genug ausgedrückt werden. Bis zu welchem

Grade der Vertraulichkeit der mündliche und schriftliche Verkehr der Beiden während der Jahre 1794—95 gediehen war, wird uns dadurch bezeugt, daß Göthe, damals den meisten Menschen gegenüber schon vornehm zugeknöpft, als er dem Freunde unterm 1. November 1795 meldete, es sei ihm ein Sohn geboren, das artige Scherzwort hinzufügte: „Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen."

Die Vermehrung der dichterischen Familie in dem von Göthe gemeinten Sinne blieb nicht aus, aber von größerer Bedeutung war es, daß der scherzhafte Wunsch des Freundes auch im geistigen Sinn Erfüllung fand. Wenn wir schon oben Gelegenheit hatten, ein Bekenntniß Göthe's anzuführen, daß der freundschaftliche Verkehr mit Schiller befruchtend auf seine poetische Thätigkeit gewirkt habe, so ist jetzt zu sagen, daß auch für Schiller in diesem Verkehr eine Fülle von Anregungen zu neuem künstlerischen Schaffen lag. Mitten in dem Genusse, welchen ihm Göthe's Wilhelm Meister bereitete, fühlte er sich ebenfalls wieder als Dichter; auch seine Freude an der Luise von Voß rief ihm dieses Gefühl zurück. Der Gedankenaustausch mit Göthe — welchen Letzteren er ja dessen eigenem Geständniß zufolge aus dem „Beinhaus der Osteologie" zur Dichtung zurückführte — wurde ihm zu einem rechten Ariadnefaden, der ihn aus dem Labyrinth der philosophischen Speculation zur schöpferischen Bildnerei hinüberleitete. Es war schon ein Anhauch der poetischen Begeisterung, welcher ihn am 7. Januar 1795 an Göthe schreiben ließ: „Der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn." Ein äußerer Sporn zu dichterischem Schaffen war der Umstand, daß er schon im Oktober 1794 Göthe zur Betheiligung an einem Musenalmanach eingeladen hatte, welchen er im Verlag eines jungen Buchhändlers aus Neustrelitz, Michaelis, zur Herbstmesse 1795 für das folgende

Jahr erscheinen lassen wollte und wirklich erscheinen ließ. Das Geschlecht der deutschen Musenalmanache, durch Boie und Gotter 1770 in Göttingen gestiftet und heute noch blühend, spielte zur Göthe-Schiller'schen Zeit in der literarischen Welt eine sehr bedeutende Rolle und erreichte gerade durch Schiller seinen höchsten Glanz. Humboldt schrieb zu Anfang des August 1795 von seinem Familiengute Tegel bei Berlin, daß er Schiller's Beiträge zum Musenalmanach mit Ungeduld erwarte und sehr begierig sei, zu sehen, wie der Dichter den Uebergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht habe. In der That, dieser Uebergang war kein leichter. Die Briefe des Dichters an Körner vom Sommer 1795 geben Zeugniß, daß er, noch dazu von mitunter sehr heftigen Krankheitsanfällen gepeinigt, alle Energie seiner Seele aufbieten mußte, um den lange vernachlässigten poetischen Genius wieder zur Aeußerung zu bringen. Endlich scheint der Durchbruch plötzlich erfolgt zu sein; denn es liegt kein Grund vor, die von Schwab aus dem Mund eines Augenzeugen gegebene Nachricht zu bezweifeln, daß um diese Zeit Schiller eines Tages unerwartet zu einigen in seiner Wohnung versammelten Freunden hereingetreten sei, ein durchcorrigirtes Concept in der Hand und die Worte sprechend: „Ich habe da Etwas gemacht, weiß aber nicht, ob es Etwas ist." Und dann habe er angefangen zu lesen: „Ein Regenstrom aus Felsenrissen" — die Eingangsstrophe der „Macht des Gesanges." So war aus den felsigen Schachten des philosophischen Gedankens des Gesanges Strom mit Macht hervorgebrochen, und wenn man den Reichthum der dichterischen Hervorbringung betrachtet, welchen Schiller, nach vollendetem speculativen Läuterungsprozeß, von jetzt an entfaltete, so darf man auch auf ihn jenes schöne Bild von der Aloe anwenden, welche jahrelang still in sich arbeitet, um dann mit überraschender Kraft und Raschheit den herrlichen Blüthenschaft hoch empor zu treiben. Noch vor Eintritt des Herbstes waren außer der Macht

des Gesanges — dessen Idee ist, daß, wie Schiller unterm 8. September an Körner schrieb, der Dichter durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder herstellt — noch die Ideale, der Tanz, das Reich der Schatten, die Würde der Frauen, der Spaziergang, der Genius und andere jener Gedichte geschaffen, in welchen zur freudigen Ueberraschung der Freunde Schiller's Gedankenlyrik plötzlich so reif und rein, gehaltvoll und formprächtig auftönte.

Welche Wirkung die Besten der Zeit von dieser Lyrik empfingen, wissen wir aus den bezüglichen Briefen Göthe's, Körner's und Wilhelm's von Humboldt an den Dichter. Als dieser dem Letztgenannten am 9. August das Anfangs „Reich der Schatten", nachmals „Ideal und Leben" betitelte Gedicht übersandte, schrieb er dazu: „Wenn Sie meinen Brief erhalten, so entfernen Sie Alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht." So sehr erschien dasselbe seinem Schöpfer selbst als eine Offenbarung von Göttlichem. Ganz wie eine solche wirkte es denn auch auf Humboldt, welcher entzückt zurückschrieb: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat! Es trägt das volle Gepräge Ihres Genie's und die höchste Reife und ist ein treues Abbild Ihres Wesens." In Wahrheit, Humboldt hat nicht zu viel gesagt. In diesem unvergleichlichen Gedankenlied tritt zum ersten Mal der ganze Schiller vor uns hin. Die Dissonanz zwischen Leben und Ideal und die endliche harmonische Aufhebung derselben in der ästhetischen Weltanschauung ist das Thema des Gedichts. Die Wirklichkeit krankt an streitenden Gegensätzen, im Ideal werden diese zur Harmonie. Künstlerisch-schöne Gestaltung des Lebens, das ist Verwirklichung des Ideals. Indem der Mensch die „Angst des Irdischen" von sich wirft, d. h. das sinnliche Element seines Wesens vermittelst des geistigen überwindet, indem er des „Genusses wandelbare Freuden" für

die reine Betrachtung der Erscheinungswelt hingibt, erhebt er sich über die sinnlichen Schranken, um „frei von jeder Zeitgewalt" in des „Ideals Reich" zu leben, in der „Schönheit stillem Schattenlande," durch welches „des Lebens Fluß sanft und eben rinnt," d. h. der Mensch kann sich vermöge der ästhetischen Weltbetrachtung zu einem Zustand ästhetischer Freiheit hinaufläutern, in welchem ihm das „zephyrleichte Leben klar und spiegelrein wie den Seligen auf dem Olymp dahinfließt." Diese frohe Botschaft von der Verklärung des Irdischen durch das Ewige wird in einer Reihe von Bildern voll Tiefsinn und Anmuth ausgeführt, so daß das Gedicht — wie mit Fug gesagt worden ist — „bis in die äußerste Form, bis in den einzelnen Reim hinein die selige Harmonie zwischen Inhalt und Gestaltung an sich trägt, welche Schiller als Ideal alles Menschenlebens hinstellt," und zuletzt wird der ganze Gedankengang, wie Perlen an einem Goldfaden, zusammengefaßt in dem schönen Mythus vom Herakles, der sich aus den Schranken und Nöthen des irdischen Daseins freithätig ins Reich der Schönheit hinaufkämpft, bis „des Erdenlebens schweres Traumbild" hinter ihm versinkt und der Held, umrauscht „von des Olympus Harmonieen," aus der Hand der Göttin ewiger Jugend den Trank der Unsterblichkeit empfängt.

Es galt aber nicht nur, diese ideale Weltanschauung aufzubauen, sondern zugleich auch, den Bau gegen die oben näher bezeichnete Schaar der Widersacher zu vertheidigen. Dies, scheint mir, ist der eigentliche Sinn des berühmten Xenienkrieges, zu dessen Führung Schiller und Göthe sich verbanden. Zunächst allerdings handelte es sich dabei nur um eine Abwehr der den Horen widerfahrenen Angriffe, allein diese Absicht erweiterte sich zu der Idee und Ausführung eines umfassenden Strafgerichts, welches über alles Unzulängliche, Verzerrte und Gemeine in der zeitgenössischen Literatur ergehen sollte. Der Gedanke ging ursprünglich von Göthe aus, welcher unterm 23. Dezember 1795 an

Schiller schrieb, daß ihm „der Einfall gekommen, auf alle Zeitschriften Epigramme, wie die Xenia des Martial sind, zu machen und im Schiller'schen Musenalmanach für das nächste Jahr (d. i. für das Jahr 1797) einzurücken." Drei Tage später übersandte er dem Freunde bereits ein Dutzend Epigramme als Probe und meinte ironisch, man könnte sich mit einem Hundert solcher Xenien „sowohl dem Publico als seinen Collegen aufs angenehmste empfehlen." Unterm 29. Dezember schrieb Schiller zurück: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Sobald wir uns selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Auf Ihre baldige Hieherkunft freue ich mich nicht wenig. Wir wollen wieder einmal Alles recht durch einander bewegen. Und dann soll es auch heißen: nulla dies sine epigrammate." Göthe kam wirklich am 3. Januar 1796 nach Jena und schon am Abend des folgenden Tages konnte Schiller an Wilhelm von Humboldt melden: „Seitdem Göthe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme im Geschmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Wenn wir etliche hundert fertig haben, so soll sortirt werden. Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig danach greifen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, so viele Menschen zugleich in Bewegung setzen kann, als diese Xenien in Bewegung setzen werden." Am 18. Januar, als Göthe wieder nach Weimar zurückgekehrt war, sandte Schiller seinen inzwischen erschienenen Musenalmanach an Körner und bemerkte dazu: „Für das nächste Jahr sollst du dein blaues Wunder sehen. Göthe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den nächsten Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat." Als Antwort auf die neugierige Erkundigung des Freundes nach dem „gemeinschaftlichen Opus" schrieb er am 1. Februar: „Das Kind, welches

Göthe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard sein. Die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen." An demselben Tage setzte Schiller auch Freund Humboldt in Kenntniß, daß die Arbeit an den Xenien bereits bis ins dritte Hundert vorgeschritten sei, und fügte bei: „Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Göthe und mir wird es selbst Ihnen öfter schwer und manchmal gewiß unmöglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch zwischen Göthe und mir förmlich beschlossen worden, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt Jeder die Xenien ganz abdrucken." Dieser Vorsatz wurde aber nicht in seinem ganzen Umfang ausgeführt und so erhielten denn nachmals die Chorizonten und Commentatoren reichliche Veranlassung, ihren Scharfsinn in der Ausmittelung der Urheberschaft der einzelnen Epigramme zu erproben. Göthe hat freilich darüber am 16. Dezember 1827 kopfschüttelnd gegen Eckermann geäußert: „Die Deutschen können die Philisterei nicht loswerden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schiller gehören und welche mir. Als ob Etwas darauf ankäme, als ob Etwas damit gewonnen würde und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind! Freunde wie Schiller und ich, jahrelang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder

dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein?" Ein andermal hat aber doch Göthe, ebenfalls im Gespräche mit Eckermann, selber den Unterschied zwischen seinen und Schiller's Epigrammen hervorgehoben, indem er seine eigenen „unschuldig," die Schiller'schen dagegen „scharf und schlagend" nannte. Diese Angabe ist ihrer Allgemeinheit ungeachtet sehr richtig. Die kritische Sonderung der Xenien, Göthe's Kopfschütteln zum Trotz vom literarhistorischen Standpunkt aus nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch sehr wünschbar und — hauptsächlich mit Hülfe eines Exemplars der Xenien, in welchem Schiller's Frau 1797 die Namenschiffren Sch. oder G. unter die einzelnen Distichen setzte — durch Kenner wie Wackernagel, Hoffmeister, Gervinus, Schäfer, Viehoff, Düntzer und Boas vollzogen, ermächtigt zu dem Urtheil, daß die Schiller'schen Xenien vorwiegend energische Polemik und scharfsatirischen Witz athmen, während die Göthe'schen, einige wenige ausgenommen, im Ton ruhiger Betrachtung und kühler Ironie sich bewegen.

Die Arbeit der Freunde an den Xenien währte, mit bedeutenden Unterbrechungen freilich, acht Monate lang. Bis zum August 1796 hatte die zwischen Jena und Weimar gehende Botenfrau das Manuscript beständig hin und her zu tragen. Die „fröhliche Posse der Xenien, der auf den Moment berechnete Schabernack," war demnach in der Ausführung ein wohlüberdachtes, vielfach erwogenes, auch vielfach verändertes und modifizirtes Werk geworden. So nun, wie die 414 Distichen Ende Septembers im Schiller'schen (in den Verlag von Cotta übergegangenen) Musenalmanach auf 1797 erschienen, war ihre Wirkung eine ganz außerordentliche, in unserer Literargeschichte bis dahin beispiellose. Selbst die poetischen Jugendthaten Klopstock's,

Göthe's und Schiller's hatten ein solches Aufsehen bei Weitem nicht erregt. Die ganze literarische Welt gerieth in tumultuarische Bewegung. Wunderbar zu sagen, etliche Hunderte von Epigrammen vermochten Deutschland aufs Heftigste aufzuregen zu einer Zeit, wo den Augen der Deutschen die ungeheuersten geschichtlichen Schauspiele kürzlich vorüber gegangen waren und noch vorüber gingen, ja, wo so zu sagen jeder Tag eine neue weltgeschichtliche Szene brachte, — Szenen, in welchen mit erschütterndster Tragik unerhörteste Komik wechselte. Königliche Häupter waren in Frankreich über die Dielen des Schaffotes gerollt und in selbstmörderischem Kampfe zerfleischten sich hierauf die Vernichter des Königthums. Der Heroismus des Verbrechens, in Danton personifizirt, war dem gefrorenen Doctrinarismus Robespierre's erlegen, welcher dann mit einem feierlichen Ernste, der einen Aristophanes oder Rabelais vor Erstaunen hätte verstummen machen können, angethan mit einem himmelblauen Sammetfrack und einen zierlichen Blumenstrauß in der Hand, den Parisern im Tuileriengarten die vom Convent decretirte Wiedereinsetzung Gottes verkündigte. Dann waren die methodischen Schreckensmänner von den anarchischen zur Guillotine befördert worden und schon ließ sich in dem Degen Bonaparte's, welcher den Aufstand der Gegner der Directorial-Regierung in den Straßen von Paris niederschmetterte, das künftige Kaiserszepter ahnen. Der unselige Friede von Basel und die Siege des Erzherzogs Karl im südlichen Deutschland verlängerten nur die Agonie des deutschen Reiches und in Italien band sich Bonaparte den Lorbeerkranz, welcher nach wenigen Jahren das Diadem des modernen Cäsars beschatten sollte. Angesichts alles dessen wurde in Deutschland ein literarischer Xenienkrieg geführt, welchem alle Gebildeten mit gespannter Aufmerksamkeit folgten! Es klingt märchenhaft und ist doch buchstäblich wahr. Wir Epigonen, in literarischen Händeln aufgewachsen und längst daran gewöhnt, es ganz in der

Ordnung zu finden, daß die Kritik meist nur noch aus Invectiven besteht, können uns kaum noch annähernd eine Vorstellung machen von der Aufregung und Erbitterung, welche die Schiller=Göthe'sche Xeniengabe hervorrief. Eine Menge von Männern der Gelehrsamkeit, der Literatur, der Politik, der Journalistik wurden von den tönenden Epigrammenpfeilen getroffen, manche tödtlich, viele schwer, selbst Wieland erhielt einen neckenden, Fichte und Jean Paul einen derberen Streifschuß. Am schlimmsten kamen Nicolai, Manso, Stolberg und Lavater weg, sowie die lärmenden Mitmacher der französischen Freiheitsmode. Unbedingt verwerflich war die Art, wie Forster angegriffen wurde; unbedingte Huldigung erfuhr nur Einer, Lessing. An einzelnen Mißgriffen, Härten und Ungerechtigkeiten fehlte es nicht, aber im Ganzen hat das Xeniengewitter doch sehr wohlthätig reinigend, klärend und erfrischend auf die literarische Atmosphäre gewirkt und ohne Frage gebührt ihm deßhalb eine bleibende Stelle in unserer Kulturgeschichte.

Der Lärm war groß. Wenige Tage nach dem Erscheinen des Musenalmanachs konnte Göthe an Schiller schreiben (5. Oktober): „Unsere mordbrennerischen Füchse haben schon angefangen, ihre Wirkung zu thun. Des Verwunderns und Rathens ist kein Ende.“ Das Rathen mißrieth freilich mitunter gar lächerlich: so, wenn man das auf die „zierliche Jungfrau von Weimar,“ d. i. Wieland, gemünzte Distichon auf die Herzogin deutete. Einige der Getroffenen gebärdeten sich ganz absurd oder wüthend. So Nicolai, welcher, wie Schiller am 28. Oktober an Göthe meldete, dem Musenalmanach den Titel Furienalmanach gab. Das war leicht zu ertragen, dagegen mußte es für die beiden Freunde kränkend sein, wenn ein Mann wie Herder bei Erscheinung der Xenien verrieth, daß er für das Wollen und Streben Göthe's und Schiller's gar keine Theilnahme, ja gar kein Verständniß mehr habe. Herder scheint den Bund der Beiden von Anfang an mit Abnei=

gung betrachtet zu haben: es war in ihm eine Eifersucht der Freundschaft, welche namentlich Göthe'n gern ganz für sich allein behalten hätte. Sodann schlug in Herder mit den Jahren der Theolog immer mehr durch und „Humanus," wie Göthe den Freund in besseren Tagen getauft hatte, ließ mitunter starke, sehr starke Anwandlungen von Infallibilitätssucht blicken. Die Kant'sche Philosophie haßte er mit wahrhaft theologischem Haß und deßhalb wandte er sich entschieden von Schiller ab, um so mehr, da er besorgte, dieser würde auch Göthe in den Kreis Kant'scher Anschauungen hinüberziehen. Doch erhielt sich, trotz Alledem und obgleich Herder, in seiner grämlichen Betrachtungsweise von Welt und Menschen allmälig vertrocknet, die künstlerische Richtung Schiller's und Göthe's nicht mehr zu erkennen vermochte, ein so leidlich gutes Verhältniß zwischen ihm und den Beiden, daß Herder an den Horen und dem Musenalmanach sich betheiligte. Mit dem Erscheinen der Xenien erfolgte jedoch der Bruch, obgleich kein Pfeil auf Herder gerichtet worden war. Den Vorwand lieh der Umstand, daß die Xeniendichter es nicht hatten über sich bringen können, dem „würdigen Pelias," dem „Vater" Gleim seine allmälig ganz und gar faselnd gewordenen Reimereien nachzusehen. Da auch Wieland der „zierlichen Jungfrau" wegen schmollte, so muß es damals im Herder-Wieland'schen Kreise scharf über die beiden Epigrammatiker hergegangen sein. Herder und seine Frau äußerten sich in heftigster Weise und Jener ließ sich sogar über die Horen ein bekanntes cynisches Wortspiel entwischen. Es wurde jetzt aber nur offenbar, was sich nicht mehr verbergen ließ: Herder vermochte das Ziel, welches Göthe und Schiller sich gesteckt, nicht mehr zu sehen, geschweige zu erreichen. Als er zu Anfang des Sommers 1796 zwei neue Bände seiner Humanitätsbriefe hatte erscheinen lassen, schrieb Schiller unterm 18. Juni darüber an Göthe: „An seinen Confessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich noch außer der Kälte

für das Gute auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Elende; es kostet ihm so wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. A. zu reden, als von dem Bedeutendsten, und auf eine sonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Kosegarten und viele Andere in einen Brei zusammen. Seine Verehrung gegen Kleist, Gerstenberg, Geßner und überhaupt gegen alles Verstorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige." Ganz im gleichen Sinne äußerte sich Göthe zwei Tage später gegen Meyer: „Freund Humanus hat vor Kurzem ein böses Beispiel gegeben, was Willkürlichkeit im Urtheile, wenn man sie sich einmal erlaubt, bei dem größten Verstande für traurige Folgen nach sich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer sein als das, was in gedachter Schrift über deutsche Literatur gesagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine rednerische Vermischung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß, aus dem eine so traurige Composition entspringen konnte. Und so schnurrt auch wieder durch das Ganze die alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das Erste haben sie immer gethan und müssen es thun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; thäten sie aber das Zweite, so wären sie verloren und es wäre besser, daß man ihnen einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützlichplatte absterben ließe." Man wird Göthe zu dieser scharfen Auslassung berechtigt halten, wenn man bedenkt, daß Herder in seinem Cirkel die rücksichtsloseste Opposition gegen Jenen führte. Besonders nach dem Erscheinen des Wilhelm Meister, über welchen er ein weitläufiges Verdammungsurtheil an seine Freundin, die Gräfin Baudissin in Holstein, rich-

tete, während er daheim schalt, Göthe habe in dem Roman nur seine „eigene laxe Moral gepredigt.“ Was aber Göthe und Schiller damit meinten, wenn sie von der Willkürlichkeit und Verkehrtheit der neueren Herder'schen Kritik redeten, wird uns recht klar gemacht durch den Umstand, daß Herder in Betreff des Wilhelm Meister erklärte: „Man mag unter allen diesen Menschen nicht leben; Nichts spricht uns an. Wie ganz anders ist es in Lafontaine's Romanen!“ Soweit also war es mit Herder gekommen, daß er Vorzüglichstem geradezu Elendestes vorzog, und da kann es denn kaum Wunder nehmen, daß Schiller am 1. Mai 1797 an Körner schrieb: „Herder ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Es muß Einen indigniren, daß eine so große außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren geht.“ Der Riß war geschehen und wurde nicht wieder geheilt, obgleich von beiderseitigen Freunden wiederholte Versuche gemacht wurden, denselben nothdürftig zu verkleistern. Die Abneigung gegen die Göthe-Schiller'sche Richtung, welche Herder empfand, wurde durch seine leidenschaftliche Frau mehr und mehr ins Maßlose gesteigert. Sein altes Gefühl für Göthe brach zwar noch einmal innig durch, als diesen zu Anfang des neuen Jahrhunderts eine gefährliche Krankheit ergriffen hatte. Er besuchte den Jugendfreund, „aber — schrieb Karoline Herder — er fand leider den Herzog und Schiller da. Ein solcher Dreiklang war seiner Natur fremd, ungewohnt und er kam verstimmt nach Hause.“ Mit Recht hat Düntzer hiezu tadelnd angemerkt: „So sehr hatten die Feindschaft gegen Kant und die Gespensterfurcht vor der sich überstürzenden Genialität den Vorkämpfer der Humanität heruntergebracht, daß er vor Schiller, dem großsinnigen Verkünder menschlicher Freiheit, zurückbebte

und seine Nähe wie die eines seelenbethörenden Ketzers floh." Es ist schmerzlich, auf diese jämmerlichen Menschlichkeiten in der Glanzperiode der Geschichte des deutschen Geistes aufmerksam zu machen; aber es gehört eben auch zur Signatur der Zeit, daß Herder's Frau nicht erröthete, im Jahre 1801 zu schreiben: „Göthe spielt ewig seine Buhlerkünste, wenn er glaubt, jetzt sei ein Augenblick, da ein Anderer außer seiner Clique Etwas geleistet hat. Uns ekelt diese Buhlerlist, so niedrig, so eitel! Ach, er hat eine Wolfsnatur. Einen edlen Charakter hatten wir ihm doch zugetraut!" Göthe rächte sich, wie es ihm ziemte, indem er für Herder's Familie bei dessen Lebzeiten und nachher still und geräuschlos that, was er konnte.

Inzwischen war der Krieg, zu welchem die Xeniendichter im 49. und 414. ihrer Distichen die Gegner herausgefordert hatten, aufs Heftigste entbrannt. Der erste gedruckte Angriff auf die beiden Freunde geschah in Becker's Reichsanzeiger und diesem folgten nicht weniger als vierunddreißig andere Angriffe. Es regnete ordentlich Anti-Xenien in Versen und Prosa, zum Theil in herbster und derbster Pasquillform. Die Waffen und Waffenführung der Gegner waren aber, mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen, so elend, daß es allen Denkenden klar werden konnte, wie sehr Göthe und Schiller berechtigt gewesen, Gericht zu halten. Wenn man den Kampf, dessen Verlauf hier nicht im Einzelnen verfolgt werden kann, überblickt, so thut es wohl, von dem widerwärtigen Allerlei von Erbitterung, Schwäche und Gemeinheit, welches die Gegner zu Markte brachten, hinweg und zu einem Act edelster Rache aufzusehen, welchen Einer der durch die Xenien Verletzten viele Jahre später vollzog. Ich meine die tiefgefühlten, anmuthigen Verse, womit der Philologe Friedrich Jacobs im Schiller-Album von 1837 den Tod des Dichters beklagte. Was die beiden großen Freunde angeht, so beschlossen sie nach kurzer Erwägung, den Kampf gegen die Gegner nicht in der polemischen,

sondern vielmehr in der edleren schöpferischen Form fortzusetzen. Weil jedoch viele ihrer Angreifer damals und später insbesondere Göthe's und Schiller's Verhalten zur Religion und zur Politik betonten, so ist vielleicht hier kein unpassender Ort, darüber Einiges beizubringen.

Göthe und Schiller waren keine Christen, was man so gewöhnlich Christen nennt, d. h. sie konnten zum dogmatischen Christenthum nie ein auch nur halbwegs leidliches Verhältniß gewinnen. Man muß hiebei berücksichtigen, daß sie in einer skeptischen Atmosphäre athmeten, daß sie zu einer Zeit lebten, wo die eigentlich wissenschaftliche Forschung, welche stets die Skepsis zur Mutter haben wird, erst begann, wo, von der Zerstörungsarbeit der Freidenker und Encyklopädisten zu schweigen, die angehobene philologische Kritik eines Wolf und die anhebende historische eines Niebuhr die bisher gläubig hingenommene Kunde vom Alterthum in ein Trümmerfeld verwandelte, zu einer Zeit, wo die religionsgeschichtlichen Vorstellungen und Thatsachen noch chaotisch durcheinanderlagen und demnach auch die Stellung, welche dem Christenthum als einer historischen Thatsache in dem Kulturzusammenhang der Weltgeschichte zukommt, unmöglich schon klar zu erkennen war. Es gab damals, und nicht nur damals, sondern bis über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus bloß eine zerstörende Kritik, keine aufbauende, welche erst in unseren Tagen sich zu regen anfing. Göthe hat bekannt, daß ihn nach seiner Rückkehr aus Italien ein „wahrhaft Julianischer Haß" gegen das Christenthum beseelte, und wenn sich dieser Haß im Verlaufe der Zeit bedeutend milderte, so hat man dem Dichter des Faust doch nie begreiflich machen können, daß „Eins Drei und Drei Eins" sei. Das widerstrebte, wie er sagte, zu entschieden „dem Wahrheitsgefühl seiner Seele" und so ist er sein Lebenlang Pantheist oder, wenn man will, Heide geblieben. Wer aber auch von Göthe Nichts gelesen und beherzigt hätte als jenen Brief, worin er am

17. April 1823 den wohlgemeinten Versuch seiner Jugendfreundin Auguste Stolberg, ihn zu dem Christenthum der Stolberge und Consorten zu bekehren, so sanft und schön zurückwies, müßte zugeben, daß Göthe ein frommer Mensch gewesen, — ein frommer in höherem Sinne freilich als in dem der Fanatiker und Pietisten von älterem und jüngerem Datum. Schiller seinerseits hat in einem bekannten Distichon erklärt, daß er sich zu keiner der bestehenden Religionen bekenne, und zwar „eben aus Religion.“ Man hat nicht unwitzig bemerkt, das sei gerade so, als wollte Einer abstractes Obst essen, während er die concreten Obstgattungen, als Kirschen, Birnen, Aepfel u. s. f., verschmähte. Aber das Gleichniß besitzt, wie eben der Witz gar oft, nur den Schein der Wahrheit. Schiller hat in jenem Distichon nur die einfache Wahrheit ausgesprochen, daß man religiöses Gefühl besitzen könne, ohne Jude oder Christ oder Moslem, Katholik oder Protestant, Orthodoxer oder Rationalist sein zu müssen. Der „allwaltende Allumfasser,“ an welchen Göthe glaubte, war auch Schiller's Gott. Das christliche Dogma ließ ihn entweder völlig gleichgültig oder stieß ihn geradezu ab. Zu den biblischen Urkunden brachte er einen „entschiedenen Unglauben“ mit und die Bibel war ihm „nur wahr, wo sie naiv ist.“ Aber die christliche Idee an sich hat er hochgestellt und mit schönsten Worten äußerte er sich über dieselbe, indem er auf Veranlassung der „Bekenntnisse einer schönen Seele“ im Wilhelm Meister unterm 17. August 1795 an Göthe schrieb: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deßhalb so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kant'schen Imperativs, an dessen

Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion." Diese Aeußerung setzt auch des Dichters Interesse am katholischen Cult ins Klare, welcher wenigstens den Versuch gemacht hat, das Leben im Christenthum ästhetisch zu gestalten.

Bei der Stellung, wie sie die beiden Freunde zu der französischen Revolution und ihren unbedingten Bewunderern in Deutschland genommen, bei ihrer ganzen Art und Weise, auch für das bürgerlich-staatliche Leben nicht von gewaltsamen Erschütterungen, nicht vom Parteigezänke, sondern nur von der stillwirkenden Macht „ruhiger Bildung" Heil zu erwarten, konnten sie der politischen Verketzerung nicht entgehen. Mit Recht jedoch trifft sie nur der Tadel, allzu sehr übersehen zu haben, daß die großen Vorschritte der Menschheit keineswegs immer auf dem Wege ruhiger Bildung, sondern im Gegentheil meist auf dem gewaltsamer und gewaltsamster Erschütterungen und Umwälzungen vor sich gegangen. Man hat den Beiden schon zu ihrer Zeit, wie noch heute, häufig den Vorwurf gemacht, daß ihr Wirken keine unmittelbare Beziehung zum Staat habe gewinnen können oder wollen. Aber gab es denn damals in Deutschland überhaupt ein staatliches Leben? Das deutsche Reich war ja ein nur noch schwach zuckender Leichnam des Mittelalters, und wenn so strebsame Geister, wie die Beiden gewesen sind, vor dem penetranten Leichengeruch in die reine Region ewiger Ideale emporflüchteten, welcher Denkende kann es ihnen verargen? Man hat gesagt, sie seien keine Patrioten gewesen, und hat ihnen besonders zwei bezügliche Distichen unter den Xenien übelgenommen. Nun ja, Patrioten im beschränkten Sinne des Wortes waren sie nicht, weil sie, wie jeder echte Dichter thut, fühlten, daß die ganze Welt ihr Vaterland sei. Beide waren Weltbürger in des Wortes höchster Bedeutung.

Schiller schrieb gerade in der Horen- und Xenienzeit an Jacobi: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Worts der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein.“ Keine Frage, es ist höchlich zu beklagen, daß es den Beiden nicht vergönnt war, in der Vollreife ihres Genius ein großartiges Nationalleben poetisch aufzufassen; allein die Schuld hievon lag nicht an ihnen, sondern an den Verhältnissen. Und dann dürfte es sich doch auch noch fragen, ob Göthe und Schiller der Welt, der Menschheit geworden wären, was sie ihr wurden, wenn die Verhältnisse anders gewesen, als sie eben waren. Daß sie, unter diesen gegebenen Verhältnissen, den Begriff des Deutschthums zum menschheitlichen erweiterten, daraus kann ihnen doch wohl kein Tadel entstehen: es ist ja im Gegentheil ihr höchster Ruhm. Im Uebrigen werden wir Zeugen sein, wie Schiller, durch Napoleon's nach universeller Geltung strebenden Despotismus hinsichtlich des abstracten Kosmopolitismus enttäuscht, am Schlusse seiner Laufbahn auf die Idee des Vaterlandes zurückkam, um sie herrlich zu feiern. Daß er schon früher den Ausschreitungen dieser Abstraction mißtraute, wird dadurch erwiesen, daß er unterm 18. Mai 1798 an Göthe die Worte schrieb: „Es ist ebenso unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll.“ Göthe seinerseits hat noch kurze Zeit vor seinem Hingang über den Patriotismus des Dichters goldene Worte gesprochen, indem er im Sommer 1831 gegen Eckermann äußerte: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an kein besonderes Land gebunden ist und das er ergreift und

bildet, wo er es findet. Und was heißt es denn: sein Vaterland lieben? und was heißt es denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, — was soll er denn da Besseres thun und wie soll er patriotischer wirken?"

Viertes Kapitel.

Das Lied von der Glocke.

Hölderlin in Jena. — Schiller in Weimar. — Iffland's Gastspiel. — Göthe und Körner in Jena. — Trübe Nachrichten von daheim. — Dem Dichter wird ein zweiter Sohn geboren. — Die Wendung in unserer Literatur von der Classik zur Romantik. — Jean Paul und der Humor. — Jean Paul'sche Abenteuer in Weimar und Berlin. — Fürstliche Titanomanie. — Hingang des Vaters und Klage des Sohnes. — Schwager Wilhelm und Schwägerin Karoline. — Wilhelm von Humboldt. — Verhältniß zum Publicum. — „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen." — Schiller im Besitze von Haus und Garten. — Poetische Absichten und Probleme. — Der ästhetische Gewissensrath. — Die Balladenzeit. — Kulturhistorische Lyrik. — Fichte verläßt Jena. — Verkehr mit Göthe.

Während der xenialische Feldzug vorbereitet und der Krieg geführt wurde, welcher, wie ein Genoß der Xenienzeit erzählt, vom November 1796 bis Ostern 1797 „alles andere Literarische überwältigte und verschlang," — war die stille Häuslichkeit unseres Dichters wieder um manches Erlebniß reicher geworden, und zwar in Freud' und Leid. Zu den wohlthuenden Erfahrungen Schiller's in dieser Periode gehörte die Bekanntschaft mit seinem jungen Landsmann Friedrich Hölderlin, der sich von Schwaben aus vertrauensvoll an ihn gewandt hatte und den er in jeder Weise zu fördern suchte. Als Hölderlin, von dessen Gedichten Schiller einige in die Thalia eingerückt, seine akademischen Studien im Tübinger Stift beendigt hatte, verschaffte ihm sein Landsmann, wie schon früheren Ortes berührt worden,

die Hofmeisterstelle im Hause der Frau von Kalb zu Waltershausen. Hier arbeitete er an seinem „Hyperion" und Frau von Kalb bemühte sich, ihn mit den Notabilitäten von Jena und Weimar in Verbindung zu bringen. Bei Schiller machte er im November 1794 auch die Bekanntschaft Göthe's, aber bei seiner Schüchternheit „nicht eben mit Glück," und zu Anfang des folgenden Jahres übersiedelte er, nachdem er sich von seiner Hofmeisterstelle losgemacht, nach Jena, um die Vorlesungen Fichte's zu hören. Hegel schrieb im Januar 1795 über den gemeinschaftlichen Freund und Studiengenossen an Schelling: „Er hört Fichte und spricht mit Begeisterung von ihm als einem Titanen, der für die Menschheit kämpfe und dessen Wirkungskreis gewiß nicht innerhalb der Wände des Auditoriums bleiben werde." Sicher wäre es für den armen Hölderlin ein Glück gewesen, wenn ihm seine dürftigen Verhältnisse gestattet hätten, länger in Jena zu verweilen. Besonders der Einfluß Schiller's, welcher den Landsmann freundlich-vertraulich „seinen liebsten Schwaben" nannte, wirkte augenscheinlich höchst wohlthätig auf den jungen Poeten, welchen später sein tragisches Schicksal erst nach Frankfurt in die Nähe der von ihm vergötterten „Diotima" und dann im fernen Bordeaux in die Nacht des Wahnsinns führte, aus welcher ihn der Tod erst 1843 befreite. So schon im zweiunddreißigsten Lebensjahre für die Kunst verloren, gehört Hölderlin dennoch zu den eigenthümlichsten Erscheinungen unserer classischen Literaturperiode. Denn wenn feststeht, daß Göthe und Schiller den Gipfel ihrer Wirkung erreichten im modernen Griechenthum, d. h. dadurch, daß sie die classisch edle Form mit romantisch vertieftem Seelenleben füllten, so darf gesagt werden, Hölderlin stelle sich mit seiner Lyrik nicht ganz unebenbürtig ihnen zur Seite. Mit plastischer Anmuth hat er die antiken Rhythmen gehandhabt und ihr Geäder mit deutschem Herzblut geschwellt. Aber nicht nur sein persönliches Geschick, sondern auch das dämonisch

Ergreifende in seinen Gedichten, aus welchen uns überall „des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend," anblickt, zeigt warnend, wohin der Zwiespalt zwischen dem subjectiven Idealismus und der objectiven Wirklichkeit führte, wenn ihm die Aufhebung in einer höheren Einheit gebrach, wie sie eben nur Göthe und Schiller erreichten.

Im März 1796 gab unser Dichter einen Besuch zurück, welchen ihm Göthe kurz zuvor abgestattet hatte, und war bis weit in den April hinein der Gast des Freundes, welcher Alles that, ihm den Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen. „Ich habe mich — schrieb Schiller unterm 10. April an Körner — in den neunzehn Tagen, die ich jetzt hier bin, ziemlich wohl befunden und die beträchtliche Veränderung in meiner Lebensart gut ausgehalten. Ich gehe zwar nirgends hin als in die Komödie und gehe auch dahin nicht zu Fuß; aber ich kann doch ohne große Beschwerlichkeit die Gesellschaft besuchen, die hier im Hause sich versammelt, schlafe wieder die Nächte und bin bei heiterem Humor. Im Komödienhause, das keine Logen hat, hat Göthe mir eine besonders machen lassen, wo ich ungestört sein kann und, wenn ich mich auch nicht ganz wohl fühle, wenigstens den Vortheil habe, mich vor Niemand zwingen zu dürfen." Iffland gab damals in Weimar eine Reihe von Gastrollen und spielte am 16. April den Franz Moor in Schiller's Räubern. Zum Schlusse dieses für die junge Weimarer Bühne mehrfach fördernden Gastspiels des berühmten Mimen agirte derselbe die Titelrolle in Göthe's Egmont, welchen Schiller im Einverständniß mit dem Freunde für das Theater bearbeitet hatte. Körner sah, wie er am 15. April gegen Schiller äußerte, „eine Möglichkeit, wie Ihr (Schiller und Göthe) zusammen ein dramatisches Werk hervorbringen könntet — und was würde das werden!" Die Beiden hatten an ihrem Zusammensein so großes Gefallen gefunden, daß Göthe den Freund nach Jena zurückgeleitete und hier

fand sich am 27. April auch Körner zu ihnen. So verbrachten die Drei in regstem Gedankenaustausch — es war schon stehender Brauch, daß Göthe, wenn er in Jena sich aufhielt, mit Schiller vom frühen Abend bis 12 oder 1 Uhr Nachts im Gespräche saß — einige Wochen mitsammen. In begeisterter Rückerinnerung schrieb Körner am 18. Mai aus Leipzig: „Ein paar schöne Wochen sind vorbei, aber der bleibende Nachhall hat auch seinen Werth. Ich bin mit den glänzendsten Hoffnungen von dir abgereist. So wie ich dich gefunden habe, kann ich die Ausführung der Pläne, von denen wir gesprochen haben, mit der größten Wahrscheinlichkeit von dir erwarten.“

Göthe und Körner erfuhren erst später, welche Selbstüberwindung es den Freund gekostet haben mußte, ihnen ein heiteres Gesicht zu zeigen, da ihn gerade zu dieser Zeit heimliche Besorgniß und Trauer quälten. Von daheim aus Schwaben waren beängstigende Nachrichten eingegangen. In dem Feldzug zwischen den Oestreichern und Franzosen im südwestlichen Deutschland war auf der Solitude ein östreichisches Lazareth errichtet worden und mit dem Lazareth auch das Lazarethfieber dahin gekommen. Schiller's zwei jüngere Schwestern Luise und Nanette wurden von der Epidemie ergriffen, während die Gicht auch zugleich den Vater aufs Krankenbett legte. Da war nun Frau Elisabeth's Noth groß und es ist aus den Briefen Schiller's an die Seinigen — Karoline von Wolzogen hat sie in ihrer Lebensgeschichte des Schwagers mitgetheilt — zu ersehen, wie er sich voll kindlicher Angst und Sorge in die Situation der Mutter mithineinversezte. Bloß die leider allzu gegründete Furcht, nur als Kranker zu Kranken zu kommen und so die mütterlichen Sorgen zu mehren statt zu mindern, hielt ihn ab, nach Schwaben zu reisen. Was er selbst nicht thun konnte, dazu vermochte er wenigstens seine älteste Schwester Christophine, welcher er die Mittel zur Disposition stellte, von Meiningen nach der Solitude zu eilen.

Christophine kam freilich in ein Trauerhaus, denn Schwester Nanette war am 23. März der Epidemie erlegen. Die letzten Tage des schönen und talentvollen Mädchens waren durch die Gewißheit erheitert worden, daß ihr großer Bruder nach reiflicher Erwägung den glühenden Wunsch ihrer Seele billige, auf der Bühne die Trägerin seiner tragischen Frauencharaktere zu werden. Unterm 9. Mai schrieb der Dichter an Christophine: „Es gereicht mir zu großem Trost in diesen traurigen Umständen, dich, liebe Schwester, den Unsrigen zur Stütze dort zu wissen. Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die Gute ausgestanden und mit welcher Geduld und Stärke hat sie es ertragen! Wie rührte mich's, daß sie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, sie nicht unmittelbar trösten und beruhigen zu können! Wär'st du nicht hingereist, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unsrigen war doch erschrecklich. Ich darf nicht daran denken. Was hat unsere gute Mutter nicht an unseren Großeltern gethan und wie sehr hat sie ein Gleiches von uns verdient'! Du wirst sie trösten und wirst mich herzlich bereit finden zu Allem, wozu du mich auffordern wirst. Meine Lotte grüßt dich herzlich und nimmt den innigsten Antheil an euren Leiden. Sie ist seit einiger Zeit selbst nicht wohl und erst heute haben wir Gewißheit, daß sie sich in anderen Umständen befindet. Karl ist gesund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unserer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Grüße die Eltern aufs Herzlichste und sag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt." Bei dem innigen Mitgefühl, welches aus diesen Zeilen spricht, kann man sich unschwer vorstellen, daß Schiller wieder leichter aufathmete, als von daheim die Nachricht kam, daß der Zustand des Vaters sich gebessert habe und Schwester Luise völlig genesen sei. Eine große Freude erlebte er bald darauf. Am 11. Juli,

in der Mittagsstunde, gab Lotte ihrem Gatten den zweiten Sohn, welcher die Namen Ernst Friedrich Wilhelm erhielt. Froh erregt, meldete er das Ereigniß sogleich an Göthe und Körner, fast mit denselben Worten: — „Vor zwei Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau über Erwarten geschwind und ging unter Starke's Beistand leicht und glücklich vorüber. Meine Wünsche sind in jeder Rücksicht erfüllt, denn es ist ein Junge, frisch und stark." Tags darauf schrieb er an Göthe: „Donnerstags wird die Taufe sein. Frau Charlotte wird das Kind heben; es ist ihr eine große Angelegenheit und sie verwunderte sich, daß sie es nicht in Ihrer Gesellschaft sollte." Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß unter „Frau Charlotte" Charlotte von Kalb zu verstehen sei, mit welcher ja unser Dichter seit einigen Jahren wieder in freundliche Beziehung getreten war, und dieser Annahme widerstreitet der Umstand nicht, daß Schiller's Brief an Körner vom 23. Juli zufolge die Frau des Letzteren als zweite Pathin ins Kirchenbuch eingetragen wurde. Göthe wünschte zu dem neuen Ankömmling von Herzen Glück und grüßte „die liebe Frau und die Frau Gevatterin;" aber zur Taufe kam er doch nicht, weil ihn — schrieb er am 13. Juli — „diese Ceremonieen gar zu sehr verstimmten."

Zu dieser abwechselnd leidvoll und freudvoll bewegten Zeit geschah es auch, daß Jean Paul, dessen Dichterruf damals meteorgleich „erstaunend" am literarischen Himmel aufstieg, persönlich in den Lebenskreis Göthe's und Schiller's trat. Aber wir müssen hier etwas weiter ausholen, denn Jean Paul's Erscheinung bezeichnet ohne Frage eine anhebende bedeutsame Wendung in der Geschichte unserer classischen Kulturperiode . . . . Wie die französische Revolution durch den thatsächlichen Sturz des Feudalismus das gealterte Europa zu verjüngen unternahm, so hatte seinerseits der Gedanke der Humanität, propagirt durch Wieland, Lessing, Herder, Göthe und Schiller, alle Räume des geistigen

Lebens der Deutschen zu durchdringen angefangen. Unsere Wissenschaft und unsere Nationalliteratur hatten in innigem Bunde das erreicht, was bei der politischen Mißgestaltung unseres Landes und auf der damaligen Bildungsstufe unseres Volkes überhaupt zu erreichen war: die Freiheit und Selbstbestimmung der Kunst, die Freiheit und Selbstbestimmung der wissenschaftlichen Forschung und in beiden und durch beide die Befreiung des Individuums, die Autonomie der Persönlichkeit. Sodann war die weltbürgerliche Idee, zu deren Realisirung jenseits des Rheines ein freilich nur sehr kurzer praktischer Anlauf genommen wurde, diesseits desselben zu theoretischer Durchbildung gelangt oder wenigstens in derselben begriffen. Aber schon stand ein großer Rückschlag bevor, im politischen Leben Frankreichs durch den in Napoleon verkörperten eroberungssüchtigen Despotismus, im literarischen Leben Deutschlands durch die Wirksamkeit der romantischen Schule. Hüben wie drüben trat an die Stelle der Freiheit die Willkür und aus dieser fiel man drüben wie hüben naturgemäß in die Unfreiheit zurück. Ein Philosoph und ein Humorist, Fichte und Jean Paul, stellen in ihren Werken die beginnende Wendung von unserer Classik zur Romantik dar. Denn das souveraine Fichte'sche „Ich" ist so recht die Seele der Humoristik Jean Paul's, so wenig dieser, der ja sogar gegen Fichte polemisirte, es hätte Wort haben wollen. Der Humor, dessen unbedingt größter Träger in Deutschland Jean Paul gewesen ist, setzt das menschliche Ich als Mittelpunkt der Welt, nicht etwa im Sinne des gemeinen Egoismus, sondern um mit diesem absolut souverainen Maßstab alle Erscheinungen zu messen und sie durch den Contrast mit der Idee zu vernichten. Dem Paradiesvogel gleich schläft der Humor fliegend und „auf den ausgebreiteten Schwingen verschlummert er blind in seiner Höhe die unteren Erdstöße und Brandungen des Lebens im seligen schönen Traum von seinem idealischen Mutterlande." Der Humor anerkennt nur ein Gesetz,

die Willkür seines Selbstgefühls, in welchem sich wie in einem Hohlspiegel die gegenständliche Welt zur Caricatur verzerrt. Weil aber diese humoristische Willkür nirgends wirkliche Befriedigung gewährt, gesellt sie sich als Ergänzung die schwermüthige Sehnsucht nach dem Idealischen, die Sentimentalität. Jede Seite in Jean Paul's Werken kann das angedeutete zweiseitige Auseinanderfallen des Lebens und der Poesie bestätigen, welches sich nirgends zu künstlerischer Einheit und Gestaltungskraft zusammenschließen will. Daß der große Humorist dessenungeachtet einen ganz außerordentlichen, zwar nicht sehr dauernden, aber desto unbedingteren Erfolg hatte, namentlich bei den Frauen, das verdankte er dem Adel seiner Gesinnung und der gränzenlosen Liebe und Milde seines Gemüths, welche hinter allen den Launen und Grillen seiner humoristischen Willkür immer wieder siegreich und schön hervorblühten.

In einer ärmlichen Pfarre zu Wunsiedel im Fichtelgebirge am 21. März 1763 geboren, hat Johann Paul Friedrich Richter seine gedrückte Jugendzeit mit Grund als eine wahre „Passionszeit und Hungerperiode" bezeichnet. Aber trotzdem „wogte ihm noch in alten Tagen das Herzblut," so oft er „das Kuhglockenspiel der hohen fernen Kindheitsalpen" wieder vernahm. Kein Wunder, denn er ist all sein Lebenlang ein „ernsthaft spielend Kind" geblieben, selbst da, wo er sich, wie beim Beginn seiner Autorlaufbahn, in satirischer Richtung (Grönländische Prozesse 1783, Teufelspapiere 1788) an dem Titanismus der Sturm- und Drangperiode betheiligte. Mit der unsichtbaren Loge (1793) bezeichnet Jean Paul seinen Austritt aus der „Essigfabrik der Satire." Dieser pädagogisirende Roman, insbesondere die darin enthaltene Episode vom vergnügten Schulmeisterlein Wuz, enthält die ganze nachmalige Dichtung Jean Paul's im Keime. Wuz ist der Mikrokosmos des Jean-Paulismus, wie der Titan sein Makrokosmos ist. Der Hesperus (1795), welcher die Populari-

tät seines Verfassers feststellte und die deutsche Frauenwelt entzückte, dann Quintus Fixlein (1796), Siebenkäs (1796) und der Jubelsenior (1797) sind nur als Vorstudien zum Titan (1800—2) zu betrachten, welchen der große Humorist als seinen „Haupt- und Universalroman" angesehen wissen wollte. Es sollte darin sein bestes Herzblut pulsiren und er wollte in diesem Werke „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, tragische Orkane voll Tropen und Wasserhosen anbringen, wollte der Hekla sein und das Eis seines Klima's und sich dazu auseinandersprengen und sich Nichts daraus machen, wenn es sein letztes wäre." Das war nun allerdings der Titan nicht, wohl aber das umfassendste. Hier breitet der humoristische Genius seine Schwingen über den ganzen Horizont des menschlichen Fühlens und Denkens, Schauens und Wissens aus, fliegt in den Himmel hinein und behält doch die Erde mit ihren kleinsten Freuden und Leiden im Auge. Aber dieser ganze Flug und all dieses Schauen ist nachtwandlerisch, traumbefangen. Die Absicht des Werkes ist, ganz ähnlich wie im Wilhelm Meister, die Darstellung der Entwicklungsgeschichte einer durch Anlagen, Erziehung und Verhältnisse harmonisch vollendeten Persönlichkeit von frühester Kindheit an bis zu allseitig gereifter Befähigung, das Leben in seinen höchsten Forderungen zu erfassen und zu führen. Diese Absicht wird auch erreicht, aber so, daß wir keine reine Wirkung davon empfinden, weil die ganze Zauberwelt, welche der Humor vor uns aufthut, haltlos in der blauen Luft schwebt und verschwebt. Es ist unmöglich, daß wir heimisch werden in diesem anarchischen Durcheinander, welches vom Hundertsten ins Tausendste geräth, in labyrinthischen Einschachtelungen sich gefällt, uns athemlos durch blasse Mondscheinlandschaften fortreißt, uns in Blüthenstaubwolken einhüllt und mit Blumenthränen überschüttet, ohne uns doch jemals recht über die nüchterne Empfindung wegzuheben, daß das Alles nur ein Spiel der Willkür sei, welche bacchantischen Taumel

erkünstle. Mit den Flegeljahren (1803) begann Jean Paul seinen Rückzug aus der hochidealischen Welt des Titan in die der Wuz'schen Idyllik und Kleinlebigkeit, in welcher Schmelzle (1808), Katzenberger (1809) und Fibel (1812) daheim sind. In seinem letzten Roman, der Komet (1820), wollte er den Deutschen einen Don Quixote schaffen, aber die Ermattung der Phantasie ließ das Wollen nicht recht zum Thun werden .... Die Werke des großen Humoristen haben ihre Wirkung gehabt. Ihr Vorzug bestand darin, daß sie die Freiheit des Fühlens ihrem ganzen Umfange nach forderten und erkämpften, ihr Nachtheil darin, daß sie die Willkür der Genialität als höchstes Gesetz der Kunst proclamirten und daneben durch Verherrlichung der Misère des Lebens eine thatlos sentimentale Schwärmerei pflanzten, welches Letztere freilich Jean Paul durchaus nicht wollte. Denn bei aller Fühlseligkeit war in diesem Humoristen auch eine starke Ader energischer Freiheitsliebe und durch ihre mit dem männlichsten Freimuth vorgetragenen Aeußerungen stellt er sich als Kosmopolit zu Schiller, als Patriot zu Fichte. Einem aufmerksamen Leser kann es nicht entgehen, daß überall in Jean Paul etwas Krankhaftes ist, jene Krankheit des „Weltschmerzes," welcher seither in der Literatur so großen Rumor gemacht hat. Was seine Form angeht, so ist sie nur Formlosigkeit. Das innerste Heiligthum der Kunst, jene „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen," hat er nie betreten. Die Materialien, wie eine unendlich reiche Phantasie und ein ungeheures, aber diffuses Wissen sie in seiner humoristischen Werkstatt anhäufte, liegen chaotisch durcheinander. Nirgends fester Plan und Boden, scharfumrissene, plastisch geformte Gestalten, nirgends sichere, auf die strengen Linien der Schönheit sich beschränkende Bildnerkraft und daher brachte es denn der geniale Mann gerade in seinen größten Anläufen, gerade da, wo er „Generalsalven seines Kopfes geben" und „Allerseelenfeste seiner Gedanken feiern" wollte, nur zu lyrischen Ver-

säuselungen, zu einer aus Dämmerlicht und Blumenduft gewobenen Welt, durch welche Mondscheinfiguren hingleiten, das Roth der Hektik auf den Wangen.

So, wie er einmal war, mußte er auf Göthe und Schiller, welche es sich so viel Mühe hatten kosten lassen, zur Erkenntniß und Erfassung der reinen Formen des hellenisch-germanischen Schönheitsideals zu gelangen, eher abstoßend als anziehend wirken. Was Schiller angeht, so hätte er sich, falls er noch nicht unter dem Einfluß von Göthe gestanden, vielleicht eher mit Jean Paul befreunden können, der ja das Freiheitsprinzip mit ihm gemein hatte. Was aber Göthe betrifft, so war dieser, wenn auch ohne es zu sagen, von der Art und Weise, wie der Humorist der deutschen Kleinstaaterei unter dem Bilde des Reiches und Hofes von „Flachsenfingen" satirisch zu Leibe ging, sicherlich wenig erbaut. Göthe war doch immerhin ein kleinstaatlicher Minister und es ist auch von größten Menschen zu viel verlangt, daß sie über alle kleinen Menschlichkeiten immer erhaben sein sollten. Sodann kam in die Beziehungen Jean Paul's zu den beiden Freunden von vorneherein ein Mißklang auch durch den Umstand, daß, seit Göthe und Schiller ihren Bund geschlossen, Herder mit Wieland, dem er früher sehr abgeneigt gewesen war, sich zu einer Art Opposition zusammengethan hatte und daß gerade von dem Wieland-Herder'schen Kreise der Cultus des neuaufgestiegenen humoristischen Gestirns ausging. Jedenfalls ist hierauf, scheint mir, mehr Gewicht zu legen als auf die wunderliche Behauptung, der Schöpfer des Mephisto und der Dichter von Wallenstein's Lager hätten gar kein Organ für den Humor gehabt. Genug, unterm 10. Juni 1795 übersandte Göthe den ersten Band des Hesperus, welchen ihm Jean Paul zugeschickt hatte, an Schiller mit der lakonischen Bemerkung: „Hier ein Tragelaph — (Bockhirsch, d. i. Mißbildung) — von der ersten Sorte." Schiller erwiderte unterm 12. Juni: „Das ist ein prächtiger Patron, der Hesperus.

Er gehört ganz zum Tragelaphen=Geschlecht, ist aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune und hat manchmal einen recht tollen Einfall, so daß er eine lustige Lectüre für die langen Nächte ist.“ Worauf wieder Göthe am 18. Juni: „Es ist mir angenehm, daß Ihnen der neue Tragelaph nicht ganz zuwider ist; es ist wirklich Schade für den Menschen, er scheint sehr isolirt zu leben und kann deßwegen bei manchen guten Partieen seiner Individualität nicht zur Reinigung seines Geschmacks kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit der er umgeht.“

Gerade ein Jahr später eilte Jean Paul sehnsuchtsvoll Weimar zu, der „heiligen Stadt Gottes — wie er enthusiastisch an Wieland schrieb — nach welcher er von Jugend auf wie nach einer Keblah seine Augen gerichtet.“ Jetzt begann seine Bekanntschaft mit den Größen von Weimar und Jena und seine Liebesgeschichte mit Charlotte von Kalb. Aus seinen Briefen, die er in dieser Zeit an seinen Herzensfreund Otto sandte, blitzen ganz eigenthümliche Streiflichter auf und über die Weimarer Gesellschaft hin. Am 12. Juni 1796 schrieb er: „Ach, hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zu Freunden; der ganze Hof bis zum Herzog hinauf lieset mich. Um 3 Uhr kam ich wieder zur Kalb, Knebel kam auch. Er ist ein Hofmann im Aeußeren, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach! Du findest hier Nichts vom jämmerlichen Gezierten, von der jämmerlichen Sorge und Mode.“ Dann eine schwärmerische Schilderung der unter Umarmungen und Thränen gemachten Bekanntschaft mit Herder und seiner Frau und: „Abends aßen wir Alle bei der Kalb. Sie haben Alle die liberalste Denkart. Male dir den unter Wein, Ernst, Spott, Witz und Laune verschwelgten Abend und die Vormitternacht! Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Freudenbecher — was Jean Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen. Ach, meine Ideale von größeren Menschen!“ Am 18. Juni:

„Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab, als wären es andere Leute. Hier weiß Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von Weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht und einigem Grün. Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Göthe. Die Kalb und Jeder malte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die Kalb sagte, er bewundere Nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes; bloß Kunstsachen wärmen noch seine Herznerven an. Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappirt; es ist das einzige Weimars im italischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Bilder und Statuen; eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsylbig, ohne Accent. Sagt Knebel: Die Franzosen ziehen in Rom ein. Hm! sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig, sein Auge ein Licht. Aber endlich schürete ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst, Publicum u. s. w. an und — man war bei Göthe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharfbestimmt und ruhig. Zuletzt las er uns, d. h. spielte er uns — sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es gibt nichts Aehnliches — ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskrusten Flammen trieb, so daß es dem enthusiastischen Paul die Hand drückte. Beim Abschiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen .... Ich kann hier, wenn ich will, an allen Tafeln essen. Im Clubb stritt man, ob Flachsenfingen ein Abriß von Wien oder Mannheim wäre, wegen des Localen. Wieland war des höhnischen Dafürhaltens, Flachsenfingen liege — in Deutschland sehr zerstreut.“

Am 19. Juni: „Sogar in Paris soll nicht so viel Freiheit von gène sein als hier. Du führst Niemand, du küssest keine Hand

(du müßtest denn dabei nicht aufhören wollen), du machst bloß eine stumme Verbeugung, du sagst vor und nach dem Essen Nichts. Das ist der Ton der hiesigen Welt; der des Bürgers soll wie meine Halsbinde gesteift und gestärkt sein. Worüber man hier klagt, ist geschminkter Egoismus und ungeschminkter Unglaube". ... Charlotte von Kalb schrieb unterm 19. Juni aus Jena an Jean Paul: „Ich ging zu Schiller. In einem Monat erwartet seine Frau ihre Entbindung; sie leidet durch Krämpfe, er auch, wohl sind sie Beide nicht. Man fragte mich nach Weimar, ich sagte, Richter sei da. Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt und sie kann es nicht — das wußt' ich schon, im Tone merkt' ich's wieder." — (Man sieht, Charlotte von Kalb konnte es der guten Lolo doch nie ganz verzeihen, daß Schiller diese ihr vorgezogen, und welche Frau könnte so Etwas auch?) — „Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Ton: er ist sehr, sehr interessant! Ja, sagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen." Unterm 22. Juni äußerte Göthe gegen Schiller: „Richter ist ein so complizirtes Wesen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann, Ihnen meine Meinung über ihn zu sagen. Sie müssen und werden ihn sehen und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier scheint es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehen; man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief und Niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen." Jean Paul meldete unterm 26. Juni aus Jena an Otto: „Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremden zurückspringen. Er erwartete mich aber, nach einem Brief von Göthe. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte — aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und setzte mich durch seinen Antrag auf der Stelle zu einem Collaborator der Horen um." Schiller seinerseits bemerkte über diese Zusammenkunft am 28. Juni gegen

Göthe: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie Einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht.“ Wir verstehen leicht, daß unserem Schiller, welcher ja den Menschen, den wirklichen Menschen zum Idealismus herangebildet wissen wollte, Jean Paul so fremde vorkommen mußte, Jean Paul, der Himmelssehnsüchtling, dem das Ideal ewig ein Jenseitiges blieb und dem Phantasie und Poesie nur dazu da waren, „versteinerte Blüthen eines Klima's auszugraben, das auf dieser Erde nicht ist.“ Unterm 29. Juni schrieb Göthe an Schiller zurück: „Es ist mir doch lieb, daß Sie Richter gesehen haben; seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch, Etwas in sich aufzunehmen, hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art von theoretischem Menschen, und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich, ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint.“ Trotz dieser gewundenen Ausdrucksweise Göthe's war er, wie auch Schiller, nach gemachter persönlicher Bekanntschaft mit Jean Paul im Ganzen nicht ungünstig gegen diesen gestimmt. Aber eine literarische Klatscherei verdarb Alles. Schiller hatte nämlich in den Horen Göthe'n gelegentlich den deutschen Properz genannt und in Beziehung darauf schrieb der von Weimar nach Hof heimgekehrte Jean Paul an Knebel, daß man „in so stürmischen Zeiten eher eines Tyrtäus als eines Propertius bedürfe.“ Das kam Göthe'n brühwarm zu Ohren und er rächte sich für „diese arrogante Aeußerung des Herrn Richter,“ indem er das auf Jean Paul gehende stachelige Epigramm „der Chinese in Rom“ zur Aufnahme in den Xenienalmanach an Schiller sandte, der dann, in dem Freunde mitverletzt, dem großen Humoristen auch ein Xenion widmete, wenn auch ein ziemlich gutmüthiges. Von nun an war an eine engere Verbindung Jean Paul's mit Göthe und Schiller nicht mehr zu denken.

Aber die Abenteuer des Humoristen in Weimar waren noch nicht zu Ende. Im Spätherbst 1798 kam er zum zweiten Mal in die Musenstadt an der Ilm und verweilte daselbst bis zum Frühjahr 1800. Sein Roman mit Charlotte von Kalb, die noch immer schön, genial und liebebedürftig war, fing jetzt erst recht an. Unterm 28. Dezember 1798 schrieb er an Otto: „Durch meinen Nachsommer wehen jetzt die Leidenschaften. Jene Frau, die ich dir bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte und mit der ich einmal eine Szene hatte, wo ich im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück und will mich heiraten. Kurz nach einem Souper bei Herder und einem bei ihr, wo er bei ihr war — er achtet sie tief und küßte sie sogar im Feuer neben seiner Frau — und als der Widerschein dieser Altarsflamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu.“ Das Heiratsproject wurde ganz ernsthaft betrieben, wenigstens, wenn man Jean Paul glauben darf, von Charlotte's Seite. Sie that Schritte wegen der Scheidung und bei dieser Gelegenheit schreibt Jean Paul dem Freunde: „Hier sind Sitten im Spiel, die ich dir nur mündlich malen kann“ — was er später so commentirt: „Hier ist Alles revolutionär kühn und Gattinnen gelten Nichts. Wieland nimmt im Frühling seine frühere Geliebte, die La Roche, ins Haus, um aufzuleben, und die Kalb stellt seiner Frau den Nutzen vor . . . . So viel ist gewiß, eine geistige und größere Revolution als die politische und nur eben so mörderisch wie diese schlägt im Herzen der Welt.“ Die Titanide wurde aber dem weichherzigen Jean Paul doch bald zu titanisch und er verzichtete auf das sehr problematische Glück einer Heirat mit ihr, wie früher Schiller darauf verzichtet hatte. Nach erfolgtem Bruch mit der Geliebten folgte der Humorist den enthusiastischen Einladungen, welche ihn nach Berlin riefen. Von da schrieb er am 13. Juni 1800 an Otto: „Himmel, welche Einfachheit, Bildung und Schönheit! Der gelehrte Zöllner und achtzig Menschen

in der Yorksloge zusammen meinetwegen, Männer, Frauen und Töchter des Gelehrtenkreises. Viele Haare erbeutete ich und viele gab mein eigener Scheitel her, so daß ich ebensowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr. Fleck, ein höherer Tragiker als Iffland, und die Unzelmann spielten vor mir göttlich. Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sanssouci ein, ich aß bei ihr, sie zeigte mir Alles. Der Ton an der Hoftafel war leicht und gut und bei dem höchstgebildeten Minister von Alvensleben sprach man so frei wie auf diesem Blatt. Nur in Berlin ist Freiheit und Gesetz, bei Gott!" Eine Dame, welche damals in der Berliner Gesellschaft einen großen Stand hatte, die schöne und geistreiche Henriette Herz, macht es uns begreiflich, daß der gute Jean Paul von der preußischen Hauptstadt und namentlich von der dortigen Damenwelt entzückt sein mußte. Sie sagt in ihren Denkwürdigkeiten, es sei kaum zu beschreiben, wie viel Aufmerksamkeit ihm von den Frauen, selbst von denen der höchsten Stände, erwiesen wurde. Sie hätten es ihm Dank gewußt, daß er sich in seinen Werken so angelegentlich mit ihnen beschäftigte und bis in die geheimsten Falten ihres Sinnes und Gemüthes zu dringen gesucht hatte; hauptsächlich aber hätten es ihm die vornehmen gedankt, „daß er sie so viel bedeutender und idealer darstellte als sie in der That waren." Dies hatte, meint Henriette Herz, seinen Grund darin, daß, „als er zuerst Frauen der höheren Stände schilderte, er in Wirklichkeit noch gar keine solche kannte und einer reichen und wohlwollenden Phantasie hinsichtlich ihrer freien Spielraum ließ; diejenigen aus diesen Classen jedoch, welche er später kennen lernte, Alles anwendeten, um die ihnen schmeichelhafte Täuschung in ihm zu erhalten und ihm möglichst ideal zu erscheinen." Dem Könige wurde zuletzt des Enthusiasmus für unseren Humoristen zu viel. Eine durch und durch prosaische Natur, deren ästhetisches Bedürfniß eigentlich nie über die Romane von Lafontaine hinaus-

ging, hielt es Friedrich Wilhelm III. nicht für passend, dem Humoristen eine von diesem auf Betrieb seiner vornehmen Verehrerinnen erbetene Präbende zu bewilligen, und er äußerte bei dieser Gelegenheit: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. Mag ganz gute Romane geschrieben haben — für den Liebhaber, denn mir war das, was mir davon zu Handen gekommen ist, ein Bißchen gar zu kraus — aber dies ist doch ein Verdienst, das sich noch halten läßt. Wie will man erst von einem großen Staatsmann sprechen oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen immer das Maßhalten nicht." Im Uebrigen endigten Jean Paul's romantische Dichterfahrten mit seiner Heirat mit Karoline Meier, einer liebenswürdigen Berlinerin, die er im Frühjahr 1801 heimführte. Das Absonderlichste, was nachmals in seinem Lebenslauf vorkam, war seine freundschaftliche Verbindung mit dem Herzog Emil August von Sachsen-Gotha. Dieser barockste Sonderling, der je einen Fürstenhut getragen, ist auch als Autor aufgetreten, indem er den Roman „Kyllenion" schrieb, in welchem er das griechische Leben „abgegriechet" haben wollte. Der Fürst war vielleicht die seltsamste Figur einer an seltsamen Figuren überreichen Epoche. Jean Paul sagte von ihm, er habe die „Titanomanie" und charakterisirte ihn höchst bezeichnend als „personifizirten Nebel." Die Gegensätze der Zeit verknäulten sich in ihm zu einer nebelhaften Großmannssucht, zu einer krankhaften Originalitätshascherei. Göthe hatte recht, ihn einen „Narren" zu nennen — zur Erwiderung schalt der Herzog den Herrn Geheimrath einen „Pedanten" — denn seine überreizte Phantasie war unaufhörlich beschäftigt, Wunderlichkeiten und geradezu Tollheiten auszuhecken. Bald lag er als Grieche auf dem Sopha und spielte ein Stück Arkadien, bald saß er als chinesischer Mandarin gekleidet seinem Staatsrath vor, bald nahm er als Frau, mit einem Kaschmirshawl um die entblößten Schultern, dem ganzen Hofe die Cour ab. Langeweile

verzehrte den Blasirten, den man bemitleiden könnte, wenn er nicht durch sein bis zum Exceß undeutsches Verhalten in der Napoleon'schen Periode jedes Anspruchs auf Theilnahme sich begeben hätte.

Wir sind im Vorstehenden weit von Schiller's stillem Hause in Jena abgekommen; indem wir jetzt dahin zurückkehren, steht zu erwarten, daß auch für diese, wie für manche andere Abschweifung, eine Rechtfertigung in der Absicht liege, ein möglichst vollständiges Bild der Zeit unseres Dichters zu geben .... Der Herbst von 1796 war für Schiller wieder eine Trauerzeit. Der Tod war daheim auf der Solitude abermals eingekehrt. Am 7. September verschied in seinem 73. Lebensjahre der Major Schiller in den Armen seiner Gattin und seiner beiden Töchter, denn die gute Christophine war bis zuletzt bei dem Wiedererkrankten geblieben und hatte in all diesen Tagen der Trübsal den Ihrigen den Trost eines standhaften Muthes gewährt, welcher sich besonders auch beim Ueberfall des Hauses durch eine Bande französischer Marodeurs hülfreich bewährte. Es ist ein Ton männlicher Klage in dem Schreiben, welches der Dichter nach empfangener Todesnachricht an Frau Elisabeth abgehen ließ, und schön ist der Zartsinn, worin er dabei auf die religiösen Vorstellungen der Mutter Rücksicht nimmt. „Zwar habe ich schon eine Zeit lang Nichts mehr gehofft — schrieb er — aber wenn das Unvermeidliche eingetreten ist, so ist es immer ein erschütternder Schlag. Daran zu denken, daß Etwas, das uns so theuer war und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im späteren Alter mit Liebe geheftet waren, daß so Etwas aus der Welt ist, daß wir mit allem unserm Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken ist immer etwas Schreckliches. Und wenn man erst wie Sie, theuerste liebste Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freund und Gatten so lange, so viele Jahre getheilt hat, so ist die Trennung um so schmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der

gute verewigte Vater mir und uns Allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden wie er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten, ihr fühlt Alle mit mir, wie viel wir verloren haben, allein ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unserm theuren Vater ist wohl und wir Alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild in unseren Herzen erlöschen und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen. Vor fünf oder sechs Jahren hat es nicht geschienen, daß ihr, meine Lieben, nach einem solchen Verluste noch einen Freund an einem Bruder finden würdet, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gewollt und er gönnt mir noch die Freude, euch Etwas sein zu können" . . . . . Der Dichter, welcher in diesen Zeilen mit frommer Hand dem hingegangenen Vater ein so würdiges Todtenopfer brachte, fand eine reiche Quelle des Trostes in dem zu dieser Zeit wieder erneuerten persönlichen Umgang mit innigst Befreundeten. Seine Schwägerin Karoline kam mit ihrem zweiten Gatten, Wilhelm von Wolzogen, aus dem stillen Bauerbach, wo sie zuletzt gelebt, vor den aus Schwaben nach Franken herüberdrängenden Kriegsstürmen weichend, nach Rudolstadt und dann nach Jena, von wo Wolzogen noch vor

Ablauf des Jahres unter Göthe's Vermittlung als Kammerrath und Kammerherr nach Weimar berufen wurde. Es waren genußreiche Herbsttage, welche die beiden Schwestern und Schwäger mitsammen in Jena verlebten. Göthe war oft in ihrem Kreise. „Die Freude über diese so unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schwester und Schiller war groß — erzählt Karoline. Ein schönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, so wie es unsere Jugendträume gedichtet hatten. Göthe zeigte sich theilnehmend bei diesem Ereigniß. Das Anschauen des innigen Verhältnisses zwischen ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechsel, das offene heitere Zusammensein — dies Alles bot tausendfältigen Genuß." Nach Wilhelm's und Karoline's Uebersiedlung nach Weimar, füllte Wilhelm von Humboldt die entstandene Lücke aus. Er kam mit seiner Frau in den ersten Tagen des Novembers zum Winteraufenthalt nach Jena und sofort begann wieder der gewohnte rege Geistesverkehr zwischen dem Dichter und seinem congenialen Freund.

Der tägliche Umgang mit einem solchen war für Schiller doppelt wohlthuend zu einer Zeit, wo die Gefahr einer Gemüthsverbitterung durch die massenhaften Angriffe auf seine und Göthe's Person und Richtung nahe genug lag. Der Xeniensturm hatte die trübsten Hefen der literarischen Gährung aufgerührt, die beiden Verbündeten hatten öffentliche und geheime Verunglimpfungen gemeiner und gemeinster Art zu befahren und es begreift sich, wie viele Selbstüberwindung es ihnen kostete, nicht auch ihrerseits wieder polemisch gegen alle die Rücken und Tücken loszufahren. War doch Göthe noch im Jahre 1798 mitunter wieder recht „xenialisch" gestimmt. Aber Beide leitete, wie schon oben bemerkt worden, das richtige Gefühl, es sei jetzt an ihnen, der Nation durch positive Schöpfungen zu beweisen, wie sehr sie berechtigt gewesen, das Unzulängliche und Schlechte, womit das Publicum behelligt wurde, strafend zu verneinen. Göthe, dessen productive

Stimmung durch das einzigschöne elegische Idyll „Alexis und Dora" höchst erfreulich wieder sich angemeldet hatte, arbeitete rüstig an seinem zu Jena im Nachsommer 1796 angehobenen und dann in der Bergeinsamkeit von Ilmenau fortgesetzten epischen Lied von Hermann und Dorothea. Schiller, an dem Vorschreiten dieses großen Unternehmens des Freundes lebhaftesten Antheil nehmend, ging seinerseits nur mit ausgesprochenem Mißtrauen hinsichtlich der Stimmung der Lesewelt wieder ans dichterische Schaffen. „Es ist zwar sehr gut — schrieb er unterm 18. November an Göthe — und für mich besonders, jetzt etwas Ernsthaftes und Bedeutendes ins Publicum zu bringen; aber wenn ich bedenke, daß das Größeste und Höchste noch ganz neuerdings im Meister und selbst im Almanach — (Alexis und Dora war an der Spitze des Musenalmanachs gestanden) — von Ihnen geleistet worden ist, ohne daß das Publicum seiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden könnte, so hoffe ich in der That kaum, es jemals durch etwas in meiner Art Gutes und Vollendetes zu einem besseren Willen zu bringen. Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen und mir wird der starke Gegensatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Masse das Publicum nie zum Freund machen können. Es ist nur gut, daß dies auch so gar nothwendig nicht ist, um mich in Thätigkeit zu setzen und zu erhalten." Zum Glück war unser Dichter über die Stimmung der Nation im Irrthum: sobald er wieder als schöpferischer Meister vor sie trat, war in der ungeheuren Mehrzahl der bittere Nachgeschmack des Xenienkrieges verwischt. Um sich seinerseits dieses Nachgeschmacks ledig zu machen, versenkte sich Schiller vom Spätherbst an immer ernstlicher in die poetische Welt seines Wallenstein. Unter dieser alle Kräfte seines Geistes in Anspruch nehmenden und zu glänzendster Entfaltung bringenden Arbeit verbrachte er den Winter friedlich und zufrieden. An anmuthender Geselligkeit fehlte es auch nicht. Alexander von Humboldt,

schon seine epochemachende wissenschaftliche Zukunft errathen lassend, kehrte bei seinem Bruder und dessen Freunden ein. Auch Schelling trat seinem Landsmann näher und jede Woche hatte Schiller mit dem angehenden Philosophen und dem älteren Freunde Niethammer einen L'Hombre-Abend. Göthe kam herüber, so oft er konnte, und erfreute den befreundeten Kreis durch Mittheilung der neugedichteten Gesänge seines unvergleichlichen bürgerlichen Epos. „Mit Rührung erinnere ich mich — erzählt Karoline von Wolzogen — wie uns Göthe in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen den Gesang, der das Gespräch Hermann's mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen, sagte er, indem er sich die Augen trocknete." Glückliche Menschen! wie sehr haben wir Nachgeborenen Ursache, euch um die Fähigkeit zu beneiden, inmitten des Getöses einer stürzenden Welt euch mit so innigem Antheil und so lauterer Freude in der Region der Schönheit ergehen zu können!

Nach Neujahr 1797 regte sich in unserem Dichter der Wunsch einer Orts- oder wenigstens Wohnungsveränderung. Unterm 31. Januar äußerte er gegen Göthe schon jetzt die Absicht, nach Weimar zu ziehen, wenn er dort eine passende Wohnung finden könnte, und wenn wir bedenken, daß Schwager Wolzogen und Schwester Karoline im März dorthin übersiedelten, ist es begreiflich, daß auch Lotte dieser Absicht zugethan war. Er frug bei Göthe an, ob dieser ihm sein Gartenhaus — dasselbe, welches in den Tagen und Nächten der „lustigen Zeit von Weimar" eine so große Rolle gespielt hatte — vermiethen wollte, stand aber von diesem Gedanken ab, als er erfahren, das Häuschen sei für eine Familie nicht einmal zum Sommeraufenthalt tauglich. So richtete er denn sein Augenmerk auf eine Wohnung im Freien in der Umgebung von Jena und konnte unterm 7. Februar an Freund Körner berichten: „Ich stehe jetzt im Handel wegen eines Gartens und

Gartenhauses, werde es auch wahrscheinlich bekommen. Das Haus ist sehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie wie die meinige, und wenn ich zu den 1200 Thalern, die es mir kosten wird, noch etwa 600 zulege, so wird es ein recht geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter abgeben. Der Garten ist nicht klein und die Lage ist trefflich. Ich hoffe von dieser Acquisition einen glücklichen Erfolg für meine Gesundheit." Göthe ermunterte ihn, den gesund und anmuthig gelegenen Garten „ja nicht wegzulassen," und so wurde der Kauf abgeschlossen. Mitten in den Vorbereitungen zum Umzug ward dem Dichter vom hohen Norden her, aus der Heimat Gustav Adolf's, eine Ehrenbezeugung zu Theil. „Dieser Tage — meldete er unterm 4. April an Göthe — bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächsernen Siegel aufschlug, es müßte wenigstens eine Pension herausspringen; am Ende war's aber bloß ein Diplom der Akademie der Wissenschaften. Indessen freut es immer, wenn man seine Wurzeln ausdehnt und seine Existenz in andere eingreifen sieht." Demselben Freunde schrieb er am 2. Mai: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine schöne Landschaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung." In Wahrheit, die Vorbedeutung täuschte nicht: unter den Baumwipfeln des Gartens, welchen Schiller am 2. Mai 1797 so heitergestimmt betrat, wurden die Balladen geschaffen und das Glockenlied und der Wallenstein.

Auf der südwestlichen Seite von Jena läuft ein schmaler Fußweg, das sogenannte Mönchsgäßchen, zwischen Hecken und Gestrüppe hin und führt zu einer mäßigen Anhöhe empor, welche Schiller's ehemaliges Gartenhaus trägt. Es ist, jetzt als Stern-

warte benützt und zu diesem Zwecke mit einem runden thurmähnlichen Aufsatz versehen, mehr ein Häuschen als ein Haus zu nennen, auf schmaler Basis zwei Stockwerke hoch aufsteigend, und stellt sich nicht sehr symmetrisch dar. Hinter dieser Wohnstätte zieht sich der Garten hügelan, ein in gut bürgerlicher Weise mit Blumen und Gemüse bepflanzter Garten. Im Hintergrund ragt eine Gruppe alter Bäume empor und hinter diesen Baumschatten fällt das Terrain jäh und tief in das Bett des Leutrabaches ab. Unter jenen Bäumen stand, beschattet von den Aesten einer Linde, einer Tanne und einer Akazie, zu Schiller's Zeit eine Hütte, zu deren einzigem Gemach eine kleine Freitreppe führte. Dies war im Sommer des Dichters Arbeitszimmer. Die Hütte ist jetzt abgebrochen und ein unbehauener Stein mit der Inschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein" — bezeichnet die Stätte. Seitwärts steht in einer Laube ein verwitterter steinerner Tisch. Da hat der Dichter in lauen Sommernächten mit vertrauten Freunden oft gesessen, da hat er, während der Mond über den Bergen stand und drunten in der Schlucht des Leutrabaches die Nachtigallen schlugen, oft mit Göthe in vertrautestem Beisammensein Gespräche geführt voll von großen und lichten Gedanken, voll von Zukunft. Die kleine Besitzung ist ihm recht ans Herz gewachsen. Er wußte sich halb im Ernste halb im Scherze Etwas mit seinem „Landbesitz," welcher dem Leben „mehr Festigkeit und Sicherheit" verleihe. Er ließ im Sommer 1798 verschiedene bauliche Verbesserungen vornehmen und berichtete darüber mit Behagen an Göthe. Sein Garten ward ihm ein Stück Heimat: hier, in der ländlichen Abgeschiedenheit von allem Gedränge und Getriebe der Welt, war ihm gut und frei zu Muthe, und auch nachdem er Jena verlassen hatte, kam er nicht selten wieder aus Weimar in seine Garteneinsamkeit herüber, um recht ungestört daselbst zu denken und zu dichten. Hier wurden in der Stille weihevoller Nächte Gedanken ersonnen, deren „Menschengeschick

bestimmende" Wirkung dauern wird, so lange die Menschheit dauert; hier wurden Worte gefunden, deren Widerhall macht- und prachtvoll durch die Jahrhunderte hinabrollt.

„Poesie wird jetzt auf jeden Fall mein Geschäft sein," hatte Schiller nach Durchmessung des Kreises philosophischer Speculation schon im Oktober 1795 an Humboldt geschrieben. Es stand ihm auch fest, daß es ihm wie Göthe'n zieme, nach verrauschtem Xeniensturm etwas „Bedeutendes" ins Publicum zu bringen. Göthe, dem das Dichten mehr eine Naturnothwendigkeit war, ging auch sofort ohne langes Bedenken ans Schaffen von Hermann und Dorothea. Auch seinen Faust nahm er in dieser Zeit wieder auf. Für Schiller dagegen war die Poesie eine bewußte That, eine Blüthe des Gedankenprozesses, und so sehen wir ihn längere Zeit schwankend, nach welcher Richtung hin er den neuerwachten poetischen Thätigkeitstrieb wenden sollte. Auf der einen Seite hatte er, wie er an Humboldt schrieb, den „Einfall, eine romantische Erzählung in Versen zu machen," auf der andern zog ihn ein schon früher ins Auge gefaßtes dramatisches Problem an, die Malteser, zu dessen Behandlung ihn Göthe gleich beim Beginn ihres Bundes ermuntert hatte. Er konnte aber zu keinem Entschlusse kommen und legte Humboldt förmlich die Frage vor, ob er als Epiker oder als Dramatiker dichten sollte. Der ästhetische Gewissensrath hatte schon 1795 auf diese Anfrage so geantwortet: „Nehme ich die dramatische (tragische) Poesie als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich

selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genie's. Hier die größte Wirkung hervorzubringen, halte ich Sie für geschaffen; wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier Keiner erreichen." Der Freund hatte das Rechte getroffen und ein tragischer Gegenstand war ja auch schon glücklich gewählt, der Wallenstein. Allein Schiller konnte sich zunächst weder diesem Stoffe noch der tragischen Dichtung überhaupt ungetheilt hingeben, und zwar schon aus dem äußerlichen Grunde nicht, weil er für seinen Musenalmanach zu sorgen hatte, welcher bis 1801 alljährlich erschien und dessen Bedeutung ja hauptsächlich von seinen eigenen Beiträgen abhing. Dazu kam noch, daß die vorwiegend epische Stimmung Göthe's in den Jahren 1796—98 auf den Freund nicht ohne Einfluß blieb, und endlich, daß in der Entwicklung von Schiller's Genius sich das epische Element als ganz naturgemäße Uebergangsstufe von der Gedankenlyrik zur Dramatik darbot.

So war denn das Jahr 1797 das „Balladenjahr," welches aber besser die Balladenzeit hieße, denn diese dehnte sich über mehrere Jahre aus. In einem schönsten Wetteifer, wie eben nur Schiller und Göthe ihn entwickeln konnten, dichteten sie ihre Balladen und Romanzen. Im Juni schrieb Göthe den Gott und die Bajadere, Schiller den Taucher und scherzend äußerte Jener: „Es ist nicht übel, da ich mein Paar in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht." Außer dem Taucher schuf Schiller in den Jahren 1797—98 die Romanzen: der Handschuh, der Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, Ritter Toggenburg, der Gang nach dem Eisenhammer, der Kampf mit dem Drachen, die Bürgschaft, — ein Cyklus, zu welchem man auch die Nadowessische Todtenklage, des Mädchens Klage, das Siegesfest und die Klage der Ceres beiziehen kann. Ein zweiter Kreis (1801—3) umfaßt Hero

und Leander — welchen Stoff, wie den Ibykus, Göthe an Schiller abgetreten hat — Kassandra, den Grafen von Habsburg, den Jüngling am Bache, den Alpenjäger. In Betreff dieser Schöpfungen ins Einzelne einzutreten, ist hier gänzlich unzulässig, weil überflüssig. Haben wir doch Alle, von unseren Schuljahren an, mit den Gestalten der Schiller'schen Balladendichtung wie mit alten lieben Bekannten gelebt. In strenger Anwendung der Bestimmungen und Unterscheidungen der Poetik würde aber Schiller kein Balladendichter heißen können, sofern seine epischen Dichtungen — mit wenigen Ausnahmen — mehr dem Begriff der Romanze als dem der Ballade entsprächen. Denn in der Ballade erscheine der Geist noch in den Naturmächten befangen, unmittelbar, reflectionslos, und oft finde da deßhalb ein unheimliches Hereingreifen der Genien- und Dämonenwelt in die menschliche statt; dagegen erscheine in der Romanze der Menschengeist auf sich selbst gestellt und in dem ihm eigenthümlichen Bereiche der Sittlichkeit wirksam. Diese philosophische Unterscheidung von Ballade und Romanze rührt bekanntlich von Echtermeyer her und derselben zufolge wäre Göthe der Balladensänger und Schiller der Romanzendichter. Die neuere Aesthetik hat jedoch nicht ohne Grund gefunden, man gerathe durch strenge Anwendung dieser Distinction leicht in ein abstractes Kategorisiren hinein und außerdem umfasse die Echtermeyer'sche Bestimmung lange nicht das ganze Gebiet der Balladen- und Romanzenpoesie. Vischer hat in einer geistvollen Erörterung der Frage die Ballade und Romanze der „objectiven Lyrik" zugewiesen und seine Untersuchung bestätigt die oben geäußerte Hindeutung, daß Schiller vermöge einer inneren Nöthigung die lyrisch-epische Poesie als Uebergangsstufe von der Lyrik zum Drama gepflegt habe. Hat doch unser Dichter seine Erzählungsstoffe „innerlich so durchwärmt, daß ihre wallende Bewegung auf die Nähe des Dramatischen hinwies." Der Gang der Erzählung in Schiller's Romanzen — ich erinnere nur an den Taucher, an den

Handschuh, an die prachtvolle Erscheinung des Furienchors im Ibykus, an die wundervolle Schilderung des Drachenkampfes — ist von dramatischen Säften geschwellt und die spätere Romanze, der Graf von Habsburg, rundet sich völlig zu einem kleinen Drama ab. Wunderlich, ja geradezu unbegreiflich ist, wie man in den Romanzen unseres Dichters den poetischen Realismus vermissen konnte. Es ist wahr, der psychologische Prozeß ist ihm auch hier die Hauptsache, während Göthe in seinen Balladen das geheimnißvolle Walten der Naturmächte unserem Gefühle deutlich nahe bringt, eben dadurch, daß er dieses Walten objectiv gewähren läßt. Aber deßhalb ist das psychologische Moment in Schiller's Romanzen kein abstractes, sondern vielmehr ein in dem Stoffe concret aufgehendes. Die Seelenstimmungen werden anschaulich in die Objectivität herausgestellt und die Bethätigung der sittlichen Kraft, welche Schiller auch als Romanzendichter von seinen Helden fordert, tritt uns in realen Gestalten vor Augen.

Der Romanzendichtung Schiller's in dieser Zeit ging eine Lyrik zur Seite, welche Hoffmeister mit einem glücklichen Ausdruck als kulturgeschichtliche bezeichnet hat, eine Lyrik, in welcher der Dichter den in den Künstlern angeschlagenen Ton wieder aufnahm, um ihn zuletzt zur vollen Harmonie des Glockenliedes anschwellen zu machen. Als das Verbindungsglied zwischen den beiden genannten Gedichten ist „der Spaziergang" anzusehen, welcher, wie wir sahen, schon im Jahr 1795 gedichtet wurde. Diese Elegie bewegte einen Kunstrichter wie Wilhelm von Humboldt von allen Gedichten seines großen Freundes „am lebendigsten und höchsten;" denn sie umschließt, die veränderliche Strebsamkeit des Menschen der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite stellend, den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel in Bildern voll Wahrheit und entläßt den Leser, „wie sie ihn am Anfang durch sinnliche Leichtigkeit einge-

laden, am Schluß mit der erhabenen Sache der Vernunft." Wenn ich daran erinnere, mit wie großem und freiem Blick unser Dichter hier das Reich der Natur und des Geistes überschaut, wie er selber der Weise ist, welcher „in des Zufalls grausenden Wundern das vertraute Gesetz, in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol" sucht und findet, — so wird man mir gestatten, daß ich auf ihn des mit Schiller'schen Ideen großgenährten transatlantischen Essayisten Emerson schönes Wort anwende: „Der Genius sieht in jedem Gebiet des organisirten Lebens die ewige Einheit; er forscht nach der Grundidee und sieht weit zurück in dem Gewebe der Dinge von einem Kreise die Stralen ausgehen, die auseinander laufen, bevor sie sich in weiten Durchmessern herniedersenken." Von diesem kulturhistorischen Blick des „rückwärts gewandten," im Spiegel der Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft erkennenden Propheten zeugt neben mehreren anderen Gedichten Schiller's aus dieser Periode insbesondere das 1798 gedichtete „Eleusische Fest," zuerst unter dem Titel „Das Bürgerlied" im Musenalmanach auf 1799 veröffentlicht, der Form nach als ein Hymnus gedacht, womit die Feier der Mysterien zu Eleusis eröffnet wurde. Sehr glücklich hat also hier der Dichter an dem griechischen Kulturmythus von der Demeter seine Ideen von der civilisirenden Macht der Sitte entwickelt. Unzweifelhaft ist das Gedicht in bewußtem Gegensatz zu den Gewaltsamkeiten der französischen Revolution geschrieben. Den zerstörerischen Manifestationen derselben wird die Segen bringende, aufbauende Mission friedlicher Bildung entgegengehalten und durch den Mund der Kulturgöttin läßt Schiller den Völkern verkündigen, daß nur humane Sitte die menschliche Gesellschaft baue und frei und mächtig mache. Alle Momente der kulturgeschichtlichen Lyrik unseres Dichters faßten sich dann in der großartigen Composition des Liedes von der Glocke zusammen. Das ist so eine jener Schöpfungen des Genius, welche in ihrer reinmenschlichen Schönheit alle Herzen

unwiderstehlich ergreifen, und man darf dreist behaupten, daß uns Deutschen das Glockenlied in Fleisch und Blut übergegangen. Noch mehr: das Glockenlied ist das volksthümlichste Gedicht unserer, ja vielleicht der ganzen modernen Literatur geworden; denn bereits kommen uns seine Klangwellen wie ein vertrautes Echo aus der Fremde entgegen. Als Schiller dieses Lied schuf, stand er auf der Höhe seiner dichterischen Anschauung: sein philosophischer Idealismus hatte sich durch den Realismus des Lebens und der Geschichte substanzialisirt. Daher die wundersame Harmonie von Ideal und Wirklichkeit, welche das Gedicht kennzeichnet, wie die richtige Mischung der Metalle eine meisterlich gegossene Glocke. Die Form ist so glücklich, wie sie auch einem größten Meister nur selten aufgeht. Die dramatisch belebte Schilderung des Glockengusses umspannt wie ein kunstvoll gearbeiteter Rahmen das große und reiche Gemälde des menschlichen Daseins. Zwanglos erweitert sich die Glockengießerwerkstatt zur Welt, zwanglos verknüpfen sich mit den Beziehungen des in innigsten Herzenslauten geschilderten privatlichen Lebens die des staatsbürgerlichen, dessen Zeichnung mit goldenen Weisheitslehren durchwoben ist, und in den Geschicken der Familie widerspiegeln sich die der Menschheit. Schiller hat diese edle Schöpfung lange in der Brust getragen. Wir wissen, daß das erste leise Tönen des Glockenliedes, freilich nur erst der Seele des Dichters vernehmbar, in den Rudolstadter Sommer von 1788 fiel. An die wirkliche Ausführung des Werkes scheint er nicht früher als zu Anfang Juli's 1797 gegangen zu sein. Er meldete dies an Göthe und fügte bei: „Dieses Gedicht liegt mir sehr am Herzen, es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so vielerlei verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu bearbeiten ist.“ Aus den Wochen wurden aber Jahre. Unterm 15. September schrieb er dem Freunde, daß er wegen Unwohlseins die Glocke habe liegen lassen müssen, und unterm 22. September

äußerte er, daß ihm dieses nicht so ganz unlieb sei; denn „indem ich diesen Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten.“ Göthe erwiderte hierauf unterm 14. Oktober: „Die Glocke muß nur um desto besser klingen als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist“ — und in der That blieb das Erz noch an zwei Jahre lang in Fluß und erst 1799, nach Beendigung des Wallenstein, gelang der Guß vollkommen.

Still, fast einsiedlerisch verlebte unser Dichter den Sommer 1797 und das folgende Jahr. In seinem Umgang entstand eine große Lücke durch den Wegzug Wilhelm's von Humboldt, der 1797 Jena verließ und nach Paris ging, wo er, echtdeutsch, inmitten der Aufregungen einer beginnenden neuen politischen Weltordnung seine berühmte Abhandlung über Hermann und Dorothea schrieb, um an diesem Gedichte die Gesetze der epischen, ja der Poesie überhaupt zu entwickeln. Humboldt's ruhige Bonhommie war ganz geeignet gewesen, die geselligen Beziehungen Schiller's zu der Jena'schen Gelehrtenwelt im Gange zu erhalten. Nun ein solcher Vermittler fehlte, vereinsamte der Dichter immer mehr und mehr. Er mochte an den mancherlei Wirrsalen und Händeln, welche damals die gelehrte Welt der alten Universitätsstadt zerrütteten, in keiner Weise theilnehmen. Die Glanzperiode Jena's neigte sich dem Ende zu, doch wurde der Verfall mit dem Weggang Fichte's (1799) nicht so groß als man gefürchtet hatte. Es ist bekannt, daß der tapfere Philosoph ein Opfer des Rückschlages wurde, welchen die französische Revolution in der Stimmung der vornehmen Kreise herbeigeführt hatte, — nicht überall, aber doch an vielen Orten. Hier war die noch so eben gehätschelte Aufklärung plötzlich zu einem Schreckgespenst geworden, welches um jeden Preis hinweggemaßregelt werden sollte. Ein Aufsatz Fichte's „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche

Weltordnung" in seinem gemeinsam mit Niethammer herausgegebenen philosophischen Journal bot der chursächsischen Regierung Veranlassung, die Zeitschrift zu confisciren und an die Herzoge der ernestinischen Linie, als an die gemeinschaftlichen Erhalter der Universität Jena, das Ansinnen zu stellen, den Professor wegen Atheismus richten und bestrafen zu lassen. Wenn man weiß, wie freigesinnt Karl August von Weimar sein Lebenlang gewesen und mit welcher Entschiedenheit der treffliche Mann und Fürst noch wenige Tage vor seinem Tode, in einer Zeit allgemeiner Verfinsterung, gegen religiösen und politischen Obscurantismus sich ausgesprochen hat, so wird man es ganz natürlich finden, daß die Weimar'sche Regierung gegen Fichte überhaupt nur vorfuhr, weil sie bei Gestalt der Sachen mußte. Ihr Beschluß war auch milde genug: der Philosoph sollte einen Verweis „wegen Unvorsichtigkeit" erhalten. Aber Fichte war nicht der Mann, einen Verweis hinzunehmen, wo er im Rechte zu sein meinte. Er glaubte — und dies allerdings nicht ohne Grund — in seiner Person die Sache der Gedanken- und Lehrfreiheit angegriffen, beschloß demnach, nicht um eines Haares Breite nachzugeben, und forderte auf den Fall eines Verweises hin seinen Abschied. Dieser Forderung wurde entsprochen und Fichte wandte sich nach Berlin, welches damals nicht mehr das Berlin der Wöllner und Bischofswerder und noch nicht das Berlin der Kamptz und Schmalz war. Friedrich Wilhelm III., glücklich im Bunde mit jener hoch und mit Recht gefeierten Luise von Mecklemburg, welche mit ihren drei Schwestern, der Herzogin von Meiningen-Hildburghausen, der Fürstin von Solms und der Fürstin von Thurn und Taxis, das vierblätterige Kleeblatt von Prinzessinnen bildete, welches Jean Paul entzückte und ihn zu dem Ausspruch veranlaßte, daß er „in die Nester der höheren Stände nur der Frauen wegen hinaufsteige, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männchen" — Friedrich Wilhelm III. war,

noch nicht durch Unglück befangen und verdüstert, bei freilich nur sehr mäßigen Geistesgaben in der ersten Zeit seiner Regierung voll guten Willens, nicht im Sinne seines Vaters, sondern vielmehr im Sinne seines großen Großoheims den preußischen Staat zu verwalten, und es ist auch Etwas von Friedrich'schem Geist in der Art und Weise, wie der König die Bedenken zurückwies, welche gegen Fichte's Aufenthalt in Berlin sich erhoben hatten. Der Philosoph konnte unterm 10. Oktober 1799 aus der Hauptstadt Preußens an seine Frau schreiben: „Der König hat, nachdem ihm Vortrag über meinen Aufenthalt geschehen, gesagt: „„Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das Nichts.""

Die größte Erfrischung kam in das zurückgezogene Leben, welches Schiller in den Jahren 1797—98 führte, durch den lebhaften Verkehr mit Göthe. Dieser trat im Juli 1797 eine Reise in die Schweiz an und verweilte im August mehrere Tage in Stuttgart, wo er sich im Umgange mit Dannecker und anderen Freunden Schiller's sehr wohl fühlte, aber auch „im Bauche des römischen Kaisers ein schlimmstes Wanzenabenteuer zu bestehen hatte." Unser Dichter, eben von einem heftigen Krankheitsanfall sich langsam erholend, schrieb unterm 7. September dem Freunde: „Ich kann Sie mir nicht in Stuttgart denken, ohne in eine sentimentale Stimmung zu gerathen. Was hätte ich vor sechszehn Jahren darum gegeben, Ihnen auf diesem Boden zu begegnen, und wie wunderbar wird mir's, wenn ich die Zustände und Stimmungen, welche dieses Local mir zurückruft, mit unserem gegenwärtigen Verhältniß zusammendenke!" Mit Beziehung darauf erwiderte Göthe aus Stäfa am Zürichsee unterm 25. September: „In Stuttgart war mir ganz wohl und behaglich. Ihrer ist viel

und von Vielen und immer aufs Beste gedacht worden. Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen." Aus Stäfa theilte er dem Freunde auch den Gedanken mit, die Sage vom Tell episch zu behandeln, und Schiller ermunterte ihn lebhaft dazu, weil — wie er am 30. Oktober schrieb — „aus diesem schönen Stoffe sich wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts öffnet, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut." Nach Göthe's Heimkehr im November wurde zwischen den Beiden viel über die Reform des Theaters verhandelt. Schiller regte die Idee an, die Shakspeare'schen Stücke aus der englischen Geschichte für die Bühne zu bearbeiten, womit „eine neue Epoche eingeleitet werden könnte," und richtete sein Augenmerk auch auf die Oper, indem er der Ansicht war, daß „aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte." Göthe meinte, daß diese Hoffnung durch den Don Juan eine bedeutende Stütze erhalten habe, beklagte aber zugleich, daß durch Mozart's Tod (5. Dezember 1791) „alle Aussicht auf etwas Aehnliches vereitelt worden sei." Unterm 5. Januar 1798 berichtete Schiller dem Freunde, wie weit die Arbeit am Wallenstein vorgerückt sei, und bemerkte dazu: „Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umgangs ist; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden Natur konnte mich fähig machen, meine subjectiven Gränzen so weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und Besonnenheit, welche die Frucht einer späteren Epoche ist, Nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. Doch es schickte sich besser, daß ich das aus Ihrem Munde hörte als daß Sie es von mir erfahren." Voll Herzlichkeit erwiderte Göthe: „Bei der Klarheit, mit der Sie die Forderungen übersehen, die Sie an sich zu machen haben, zweifle ich nicht an

der vollen Gültigkeit Ihres Zeugnisses. Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objecte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte." Damals vertraute Schiller dem Freunde auch seinen Entschluß, nur noch historische Stoffe zu wählen, weil frei erfundene für ihn „eine Klippe" sein würden, da es „eine ganz andere Operation sei, das Realistische zu idealisiren als das Ideale zu realisiren." In die ernsthaften Erörterungen zwischen den Beiden mischte sich dann und wann ein Scherz. So, wenn Schiller den Freund gar artig mystifizirte, indem er demselben ein idyllisches Gedicht Lotte's zugehen ließ, als von einem „neuen Poeten" herrührend, und sich seine Meinung darüber erbat. Schiller und Lotte haben gewiß herzlich mitsammen gelacht, als Göthe, nicht ahnend, wer der „neue Poet" sei, unterm 3. Februar gravitätisch zurückschrieb: „Die Idylle ist wirklich wieder eine sonderbare Erscheinung. Wieder ein beinahe weibliches Talent, hübsche jugendliche Ansichten der Welt, ein freundliches, ruhiges, sittliches Gefühl" .... Am 1. März gelangte endlich durch Campe in Braunschweig das französische Bürgerdiplom an Schiller, welcher darüber an Göthe schrieb: „Daß ich als deutscher Publizist κατ᾽ ἐξοχὴν darin erscheine, wird Sie hoffentlich auch belustigen." Als er einige Tage darauf das Eintreffen des Bürgerbriefes an Körner meldete, bemerkte er: „Zu dieser Ehrenbezeugung ist kürzlich noch eine andere gekommen, die mir ebenso wenig hilft. Unsere Höfe haben mir aus eigener Bewegung die Würde eines Professor ordinarius

honorarius zugetheilt. Ich gewinne Nichts dabei, indessen hat es mich doch gefreut, daß man mir, ohne den geringsten Vortheil von mir zu haben oder zu hoffen, da ich schon viele Jahre lang nicht mehr lese, diese Aufmerksamkeit bewiesen hat." Körner meinte: „Die Pariser Ehrenbezeugung will zu dieser Zeit nicht viel bedeuten. Das Komödiantenwesen dieser Menschen ist mir widerlich. Bei dem neuen Professortitel ist doch wenigstens ehrlicher deutscher Wille, der immer seinen Werth hat." Zu Ende des Mai kam Göthe herüber und verweilte beinahe einen Monat in Jena. Da erneuten sich frühere schöne Abendstunden am Steintisch in der Laube von Schiller's Garten. Im September war er seinerseits bei dem Freunde in Weimar zu Besuch, den er kurz darauf wieder als seinen Gast bei sich begrüßte. Am 6. November verließ der Dichter seine Gartenwohnung, um das Winterquartier im Griesbach'schen Haus in der Stadt zu beziehen, und so kam unter lebhaft zwischen Jena und Weimar hin und her gehenden Verhandlungen in Betreff der Aufführung des Wallenstein das Jahr 1799 heran.

Fünftes Kapitel.

Wallenstein.

Das französische und das deutsche Theater. — Iffland. — Kotzebue. — Versuch einer Reform. — Entstehungsgeschichte des Wallenstein. — Die Wallenstein'sche Trilogie auf der Weimarer Bühne. — Großartiger Eindruck. — Aufführung der Tragödie in Berlin. — Fleck als Wallenstein. — Resultate. — Schiller und die Königin Luise von Preußen. — Ein Antrag aus England. — Charakteristik des Wallenstein. — Die romantische Schule und ihr Verhältniß zu Schiller. — Schelling. — Novalis. — Die beiden Schlegel. — Tieck. — Ein Wort von Rahel Levin.

Die Geschichte des deutschen Theaters, welche wir im Verlauf unserer Darstellung mehrmals zu berühren hatten, ist zwar der Entwicklung der deutschen Kultur ganz analog; aber sie kann,

zusammengehalten mit der des französischen, in besonders scharfer Weise den Unterschied zwischen unserem Bildungsgang und dem unserer westlichen Nachbarn veranschaulichen. Bei den Franzosen wird mit der strafferen Centralisation des Staatsmechanismus durch Richelieu auch das Bühnenwesen, wie die ganze höhere Kultur, zur Staatssache. Die französische Akademie beginnt ihre geistige Polizei zu üben und diese erstreckt sich auch auf das Theater. Eine Hofbühne entsteht, nach welcher sich die Provinzialbühnen als nach dem offiziellen Vorbild zu richten haben. Schritt für Schritt entwickelt sich mit der Hofetikette Ludwig's des Vierzehnten auch die theatralische Convenienz. Das tragische Ceremoniel wie die komische Routine, das Costüm, die Mimik, die Sprache, die Declamation, Alles gewinnt typische Formen und die gesetzmäßige Autorität dieser Formen wird um so größer und nachhaltiger, als ihre Monotonie und Geistlosigkeit durch die bedeutenden dichterischen Talente, welche sich ihrer bedienen, vergessen gemacht wird. Aber in der „classischen" Gestalt, welche die Tragöden Corneille, Racine und Voltaire und der Komöde Molière dem französischen Drama gegeben, versteinert es und alle späteren Versuche, dem Steingebild wieder Leben einzuhauchen, mißglücken. Es wurde auch hier der Fluch offenbar, welcher dem Generalisiren anhaftet, der Sucht, Alles unter e i n e Schablone zu bringen, und als in unseren Tagen die französischen Romantiker gegen die akademische Polizei Sturm liefen und bei Gelegenheit dieser literarischen Emeute auch das erwähnte steinerne Götzenbild umstürzten, da wurde, wie man das ja an den Revolutionen der Franzosen überhaupt gewohnt ist, aus der dramatischen Umwälzung nur eine theatralische Orgie. Aus der classischen Pedanterie fiel man in die romantische Anarchie. Umgekehrt ist unsere deutsche Bühne von einer Anarchie ausgegangen, welche sie allerdings bis auf den heutigen Tag noch lange nicht völlig überwunden hat. Der Mangel an einem Centralhof und an einer tonangebenden

Hauptstadt bewahrte unser Theater, wie unsere Literatur, vor einer akademischen Classik; allein auf der andern Seite hatte die Abwesenheit einer durchgebildeten Convenienz in Theaterdingen eine Menge von Uebelständen zur Folge. Dem deutschen Individualismus war bis zur Maßlosigkeit Raum gegeben. Nirgends ein fester Anhaltspunkt, nirgends ein Achtung gebietendes Gesetz, nirgends allgemein gültige Normen. Man müßte unsere Wanderbühnen auf ihren Zügen verfolgen, wollte man sich die Entwicklung des deutschen Theaters in ihrer ganzen Buntscheckigkeit vergegenwärtigen. Jeder Kritiker theoretisirte, jeder Poet dramatisirte, jeder Theaterdirector praktizirte ganz auf eigene Hand. Auch Gottsched's gallomanische Maßregelung der deutschen Bühne war nur das Privatunternehmen eines Stubengelehrten. Lessing gab seinem Lande als Kritiker eine Dramaturgie und schuf ihm als Dichter ein Drama. Aber er war weit entfernt an eine durchschlagende Wirkung seiner Riesenarbeit zu glauben; sonst hätte er nicht, als er den Nathan veröffentlichte, in der Vorrede gesagt: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte." Da und dort tauchten aus dem Schauspielerhaufen Männer auf, welche Leben und Genie an die Verwirklichung ihrer höheren Ansicht von der Schauspielkunst setzten und auch wirklich vereinzelte Erfolge errangen. So ein Ackermann, ein Eckhof, ein Schröder, welche bei allen Concessionen, die sie dem ungebildeten Geschmack des Publicums machen mußten, doch mächtig dazu beigetragen haben, unsere Bühne aus der Sphäre eines rohen Naturalismus allmälig in die der Kunst herüberzurücken. Die Entstehung der „Nationaltheater" in Mannheim, in Wien und anderwärts, in so geringem Maße auch Anfangs ihrem stolzen Namen die Wirksamkeit dieser Anstalten entsprechen mochte, sicherte doch der Schauspielkunst den festen Boden, dessen sie zu ihrem Gedeihen bedarf, und ermöglichte die Bildung von Schauspielerschulen, in welchen allmälig die theatralische

Tradition sich reinigen und zu künstlerischen Anschauungen sich hinaufbilden konnte.

Leider war nun aber unsere dramatische Dichtung ihrerseits noch keineswegs zu einer Entwicklungsstufe gelangt, auf welcher sie klar und bestimmend in die Gestaltung des Theaters hätte eingreifen können. Der Widerwille gegen den französischen Regelnzwang hatte zum entgegenstehenden Extrem der Regellosigkeit geführt. Die blinde Nachahmung Shakspeare's stiftete auch mehr Unheil als Gutes. Die dramatischen Erstlinge Göthe's und Schiller's ihrerseits zogen eine ganze Generation von ungeschlachten Ritter- und Räuberstücken hinter sich her und dem nachäffenden Unverstand war es nicht um Poesie, sondern nur um grobe Spectakelei zu thun. Bei der Verwilderung, in welche der Geschmack des Publicums durch solche Monstrositäten zurückgeworfen worden war, begreift es sich, daß Schiller nur mit einer Art Grauen auf die Räuber, auf Fiesco, auf Kabale und Liebe, ja selbst auf Don Carlos zurückblickte. Es war übrigens ganz natürlich, daß bei der langjährigen Abwendung der beiden großen Dichter von der Bühne die Mittelmäßigkeit und Gemeinheit daselbst freien Spielraum zu breitester Entfaltung gewonnen hatte. Man konnte zwar nicht eben viel dagegen einwenden, wenn ein Iffland durch seine „Jäger" dem Wohlgefallen der Deutschen an Familienstücken einen gewissermaßen classischen Ausdruck gegeben hatte; allein diese Richtung war in ihrem ungehemmten Verlaufe zu einer breiherzigen, alle sittlichen und künstlerischen Begriffe verwirrenden Rührseligkeit geworden, die mit der wahren Kunst zugleich auch die wahre Moral von unserer Bühne wegschwemmte. Der Prophet dieser falschen Sentimentalität, der Handhaber einer Dramatik, welche den Familienjammer mit dem spectakelnden Lärm der Ritter-, Räuber- und Staatsactionen-Romantik verquickte, war August Kotzebue, der 1761 zu Weimar geborene Barnum der deutschen Literatur. Dieser Mann war ohne Frage mit einem

glänzenden Talent begabt, besonders für das Lustspiel, aber ein Mensch ohne alle sittliche Basis, ohne alles künstlerische Gewissen, hat er es auch als Lustspielschreiber nur zur geschickten Inszenesetzung von Zoten gebracht. Er war, bei dem Einfluß, welchen das Theater damals übte, eine Macht und so mag es gestattet sein, hier episodisch das Bild seiner persönlichen Erscheinung zu geben, wie es zwei sehr verschieden gearteten Zeitgenossen sich darstellte. Im Januar 1798 schrieb Jean Paul aus Leipzig an Otto: „Kotzebue hat mich besucht. Wider meine Erwartung ist seine Rede schlaff, geistlos, ohne Umfassen, wie sein Auge. Auf der andern Seite scheint er weniger boshaft zu sein als fürchterlich schwach; das Gewissen findet in seinem Breiherzen keinen massiven Grund, um einzuhacken." Im Januar 1813 sah Ernst Moritz Arndt den vielberufenen Mann in Königsberg. „Er machte — schreibt Arndt — einen sehr gemeinen Eindruck, eine der widerlichsten Erscheinungen, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Ich hatte mir ihn ganz anders gedacht, wenigstens als einen feingeschliffenen, etwas höfischen und höfelnden Mann. Aber den Vornehmen und Zierlichen spielte er nicht. Er trat auf mit der Haltung eines Altflickers und mit einer unverschämten Offenheit, die Nichts von der Offenheit der Natur hatte, ja nicht einmal von jener, welche schlaue und gewandte Weltleute gewinnen, und in seinen freundlichen Augen war zugleich etwas schleichend Lauerndes und unverschämt Faunisches." Dieses Bild des Menschen Kotzebue ist zugleich auch das des Schriftstellers.

Erwägt man, daß Göthe und Schiller es unternahmen, der von Kotzebue mit rastloser Betriebsamkeit dem vornehmen und geringen Publicum genehm gemachten Richtung gegenüber, welche in plumpster Weise darauf ausging, die „Stimme der Natur" vernehmen zu lassen, und diesen „Naturlauten" die raffinirteste Unnatur zugesellte, einer Richtung gegenüber, welche in Ernst und Scherz nur an die gemeinen Instincte und Affecte des großen

Haufens appellirte und demnach höchst populär war — ich sage, erwägt man, daß die beiden Freunde, seit Göthe die Leitung der Weimarer Bühne übernommen und Schiller dem Drama wieder schöpferisch sich zugewandt hatte, es unternahmen, dieser rohrealistischen Bühne eine ideale entgegenzustellen und von den Brettern derselben herab die Kunstanschauung zu verkündigen, zu welcher sie selbst nur langsam und mühevoll gelangt waren, so wird man diesem Unternehmen Muth und Kühnheit nicht absprechen. Sie vermieden hiebei, wie wir sehen werden, Irrthümer und Mißgriffe keineswegs und waren, bei Gestalt der Sachen, solche auch gar nicht zu vermeiden. Aber wenn man den Beiden vorgeworfen hat, sie hätten bei ihren dramaturgischen Bestrebungen die realen Verhältnisse nicht hinlänglich berücksichtigt, so vergaß man, daß eben der Versuch gemacht werden mußte, mit diesen realen Verhältnissen entschieden zu brechen, wenn man nicht die Bühne überhaupt rettungslos den Kotzebue und Consorten überlassen wollte. Das konnte aber insbesondere Schiller nicht wollen, nachdem er sich endlich fest für die dramatische Poesie entschieden, er, welcher schon als Jüngling mit Begeisterung die Bühne als eine sittliche Anstalt begriffen hatte und, ein gereifter Mann, sie jetzt zur Würde eines nationalen Erziehungsmittels erheben wollte. Die Anfänge des Repertoriums einer idealen Bühne waren gegeben, theilweise in Schiller's Don Carlos, mehr noch in Göthe's Iphigenie und Tasso. Es handelte sich nur darum, vermittelst eines überwältigenden Eindrucks das Publicum für eine Dramatik zu gewinnen, welche dem künstlerischen Schönheitsideal entsprach. Das unternahm Schiller mit seinem Wallenstein, und daß er es nicht ohne Erfolg unternahm, wird Niemand leugnen wollen.

Der Wallenstein, unbestritten die Krone der deutschen tragischen Kunst, ein Werk, so groß, daß, wie Göthe am 23. Juli 1827 zu Eckermann sagte, „in seiner Art zum zweiten Mal nichts Aehnliches vorhanden ist,“ — war die Schöpfung vieler Jahre, während

welcher die große Arbeit unter vielem Schwanken, unter wechselnden Stimmungen langsam vorrückte und aus dem Anfangs beabsichtigten einen Stück zur Trilogie sich erweiterte. Die Anfänge des Unternehmens sind uns schon früheren Ortes begegnet. Nach der Rückkehr des Dichters aus Schwaben ruhte es ganz, und als Schiller zu Ende des Jahres 1795 wieder die dichterische und dramatische Stimmung gefunden hatte, schien er dem Problem der Malteser, welches bekanntlich Problem geblieben ist, vor dem des Wallenstein den Vorzug geben zu wollen. Erst vom Frühling 1796 an läßt sich die Entstehungsgeschichte von unseres Dichters größtem Werke wieder mit Bestimmtheit verfolgen. Unterm 21. März schrieb er an Körner, daß er sich nun endlich ernstlich für den Wallenstein bestimmt habe und mit großer Freude und ziemlich viel Muth „an diese neue Art von Leben" gehe. Von seiner alten Art und Kunst könne er freilich dabei wenig brauchen; aber er hoffe, in der neuen schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen, und, wenn auch lange nicht das, was er von sich fordere, so doch mehr zu erreichen als er früher in diesem Fache geleistet hätte. Im November bemerkte er gegen Göthe, er habe in der Oekonomie des Stückes einige nicht unbedeutende Fortschritte gewonnen; aber je mehr er seine Ideen über die Form rectifizire, desto ungeheurer erscheine ihm die zu beherrschende Masse und ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst würde er schwerlich fortfahren können. Göthe erwiderte ermuthigend, der Glaube des Freundes an die Möglichkeit der Vollendung des Wallenstein sei ihm höchst angenehm; denn „nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Schiller gab dem Freunde unterm 28. November die Beruhigung, daß es mit dem Wallenstein zwar langsam, aber doch vorwärts gehe; indessen schrieb er an demselben Tage an Körner, das

„unglückselige Werk liege noch endlos und formlos vor ihm da“ und nur seine beharrliche Neigung für die Arbeit lasse ihm die Hoffnung eines günstigen Erfolges. Zugleich hob er eine Hauptschwierigkeit hervor, indem er sagte: „Die Basis, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee, mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vors Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann; ich kann also das Object, worauf er ruht, nicht zeigen, und ebensowenig das, wodurch er fällt: das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt wird, Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel und darf es nicht sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder.“ Noch im Dezember 1796 ist er entschlossen, das Werk in Prosa zu schreiben, aus Furcht, „in seine ehemalige rhetorische Manier zu fallen.“ Zu Anfang des Jahres 1797 schreibt er, durch Kranksein am Weiterarbeiten verhindert, an Körner: „Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieser Wallenstein aus meiner Hand und von meinem Schreibtisch verschwunden ist. Es ist ein Meer auszutrinken und ich sehe manchmal das Ende nicht.“ Nachdem er im Herbste den Musenalmanach auf das folgende Jahr hinter sich hatte, konnte er sich wieder mit ganzer Seele der Tragödie zuwenden, deren Prosagewand jetzt mit dem rhythmischen vertauscht wurde. Denn er hatte, wie er unterm 24. November gegen Göthe äußerte, inzwischen die Ueberzeugung gewonnen, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst die äußere, zusammenhängen. Der Rhythmus leiste bei einer dramatischen Production außerdem noch das Große und Bedeutende, „daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach e i n e m Gesetz behandelt und sie trotz ihres inneren Unterschiedes in e i n e r Form ausführt, dadurch

den Dichter und seine Leser nöthigt, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, Reinmenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Element getragen werden.“ Uebereinstimmend damit hatte er einige Tage zuvor gegen Körner geäußert, daß es unmöglich sei, ein Gedicht in Prosa zu schreiben, und daß der Wallenstein erst in der neuen (rhythmischen) Gestalt eine Tragödie genannt werden könne. Göthe billigte die mit dem Stücke vorgenommene Veränderung lebhaft und meinte, überhaupt sollte alles Poetische rhythmisch behandelt werden, und wenn man in Deutschland eine sogenannte poetische Prosa eingeführt habe, so sei das gerade, als wenn sich Jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte und der Gartenkünstler die Aufgabe durch Anlegung eines Sumpfes zu lösen suchte. Unterm 1. Dezember beklagte sich Schiller gegen Göthe, daß ihm der Wallenstein „fast zu arg anschwelle,“ weil die Jamben „eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten, die Einen ins Breite treibt“ — und hierauf deutete der Freund das Auskunftsmittel an, aus dem einen Stück „einen Cyclus von Stücken zu machen,“ worauf unser Dichter bekanntlich eingegangen ist, indem er sein Werk zu einer Trilogie (Wallenstein's Lager — Die Piccolomini — Wallenstein's Tod) organisch gegliedert hat. Vom 8. Dezember existirt eine Aeußerung Schiller's, welche zeigt, mit was für Schmerzen die hohe Vollendung des großen Gedichts erkauft wurde. Er schrieb da an Göthe: „Das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicher Weise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich

muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen."

Gegen das Frühjahr von 1798 hin war das Stück so recht „in Gang gekommen" und zu Anfang des März waren „drei Viertel der ganzen Arbeit absolvirt." Schiller und Göthe wünschten sehr, daß Schröder zur Uebernahme der Rolle des Wallenstein nach Weimar käme, was sich aber nicht machen lassen wollte. Im Juni kam Göthe auf mehrere Tage zu dem Freunde herüber und es wurde, nach gewohnter Art, zwischen den Beiden lebhaft über den Wallenstein verhandelt. Ueberhaupt ist es höchst belehrend, zu erfahren, mit welcher allseitigen Gewissenhaftigkeit unser Dichter bei Schaffung seines großen Werkes verfuhr. Man ersieht aus dem ganzen Gange der Arbeit recht deutlich, daß Kunstwerke nicht nur so „hingeschleudert," nicht nur so aus dem Nichts hervorgezaubert werden und daß gerade das Genie mit der größten Sorgfalt verfährt. Schiller ließ sich's nicht verdrießen, überall Belehrung zu suchen, wo er solche zu finden hoffen konnte. Als ihn im Juli 1798 der Bruder seines Schwagers, der nachmalige preußische General Ludwig von Wolzogen besuchte, besprach er mit dem Gaste die kriegswissenschaftlichen Momente im Wallenstein. „Er verlangte — erzählt der General — ich sollte ihm ein treues Bild von einer Schlacht im dreißigjährigen Kriege liefern, damit er aus dieser Beschreibung die Grundfarben zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne. Als ich ihm aber mit Karthaunen, Kolubrinen und Bombarden kam, da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „„Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Szene, welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechnet ist, mit so viel Knall und Dampf erfüllen soll? Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyt's Ende berichtet."" Er sann noch lange hin

und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundsätzen am besten aus der Welt schaffen möchte und jeden Tag brachte ich ein neues Project dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. „„Ich hab's — sagte er — Max darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufschlag seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassierregiments des Todes Opfer werden!"" — und so entstand die herrliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns, die wir heute Alle mit Bewunderung lesen." In der ersten Hälfte des September war Schiller bei Göthe in Weimar und stärkte sich an dem herzlichen Beifall des Freundes zur Vollendung seiner Tragödie. Unmittelbar nach seiner Heimkehr schrieb er den Prolog, an welchem der Freund „eine sehr große Freude" hatte. Zugleich sandte er unserem Dichter den Abraham a Santa Clara, damit dieser alte Humorist ihn „zu der Kapuzinerpredigt begeistere." Die prächtige Kapuzinade wurde denn auch im Oktober geschrieben und im November ging der Dichter an den „poetisch wichtigsten, bis jetzt immer aufgesparten Theil des Wallenstein," an die Liebesepisode von Max und Thekla. Wenn er dann unterm 30. November an Göthe meldete, daß er „den Wallenstein zum ersten Mal in die Welt ausfliegen lassen und an Iffland — welcher 1796 als Director des Theaters nach Berlin berufen worden — geschickt habe," so sind darunter wohl nur Wallenstein's Lager und die Piccolomini zu verstehen. Denn die ganze Tragödie wurde mit „Wallenstein's Tod" erst im Frühling 1799 abgeschlossen. Damals, am 19. März, schrieb er an Göthe: „Ich habe mich lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, — meines Werkes los zu sein, und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg und mir dünkt, als wenn ich besinnungslos im luftleeren

Raume hinge. Zugleich ist mir, als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder Etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe." Der Brief, womit Körner unterm 31. März die wenige Tage zuvor geschehene Zusendung einer Abschrift des Werkes beantwortete, war wohl geeignet, den Dichter von der Möglichkeit, „wieder Etwas hervorbringen zu können," zu überführen. „Ich hätte dir gewünscht, den Eindruck zu sehen, den dein Werk auf mich gemacht hat — schrieb der Freund. Es ist ein Erfolg, der dir, das weiß ich, nicht gleichgültig ist. Nur soviel laß mich dir sagen, daß ich mich wieder ganz verjüngt und in die schönen Tage unseres ehemaligen Beisammenseins versetzt fühle. Ich erwartete viel Kunst vom Wallenstein, aber fürchtete eben deßhalb eine gewisse Kälte. Destomehr wurde ich durch das jugendlich frische Leben überrascht, das in dem ganzen Werke athmet."

Noch bevor die ganze Trilogie zum Abschluß gediehen war, hatten die beiden ersten Theile die „Feuerprobe der Lampen" bestanden. Das Weimarer Theatergebäude war (unter der Leitung des beim neuen Schloßbau angestellten Stuttgarter Architekten Thouret) umgebaut worden und im Herbst 1798 stand es fertig da. Der heitere Saal, mit einem auf Säulen ruhenden Balkon, sollte mit Wallenstein's Lager zum Musendienst eingeweiht werden. Die Hofschauspielertruppe war aus Lauchstädt, wo sie Sommers spielte, zurückgekehrt, und der Dichter aus Jena herübergekommen, um beim Einstudiren der Rollen gegenwärtig zu sein. Gemeinschaftlich mit ihm dirigirte Göthe die Proben. Der Freund, welcher für die äußere Anordnung eines Drama's, für Gruppirung und Szenerie ein mehr künstlerisch geübtes Auge besaß als Schiller, ließ sich mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme die Zurüstungen angelegen sein und wir wissen von ihm selbst, wie energisch er bei dieser Gelegenheit hemmende Schauspielerlaunen

beseitigte. Am Abend des 12. Oktober ging das Lager in Szene. Die Aufführung übertraf alle Erwartungen. Der neue, freundliche, hell beleuchtete Raum war mit Zuschauern angefüllt, die theils aus der Stadt theils aus der Umgegend dem festlichen Spiele zugeeilt waren. Gespannt lauschte die Versammlung dem Prolog, welcher sie auf den richtigen Standpunkt stellte. (Vohs sprach denselben in dem Costüm, welches er später als Max Piccolomini trug.) Die Darstellung des Stückes selbst ging vortrefflich: sie war ein harmonisch gerundetes Ganzes, wo jeder Schauspieler je nach dem Charakter seiner Rolle verständig hervortrat oder bescheiden sich unterordnete. (Genast trug als Kapuziner den Preis davon.) Die lebhaft angeregte Spannung des Publicums auf die Fortsetzung des Stückes, — welche Spannung sich dadurch nicht irren ließ, daß Wieland (!) das Lager „unmoralisch" fand, Jean Paul über die Aufführung verdrießlich und der grämliche Herder vor Aerger über „die sittlichen und ästhetischen Fehler" des Stückes gar krank wurde — mußte sich länger als drei Monate gedulden, denn erst am 30. Januar 1799 betraten die Piccolomini die Bretter. Die Vorbereitungen wurden fast mit der Wichtigkeit einer Staatsangelegenheit betrieben, denn auch der Herzog nahm den größten Antheil an dem Gelingen des Werkes und für Schiller und Göthe war es ja alles Ernstes eine Art Staatsaction, da es sich dabei um den Sieg des idealen Drama's handelte. Schiller kam schon am 2. Januar mit seiner ganzen Familie nach Weimar, wo er fünf volle Wochen blieb. Mit unendlicher Geduld und Sorgfalt leiteten die beiden Freunde die Proben und so überwanden sie zuletzt unter anderen Schwierigkeiten auch diese, den des Rhythmus ganz entwöhnten Schauspielern einen richtigen Vortrag der Jamben begreiflich zu machen. Endlich kam der entscheidende Abend. Aus der Nähe und Ferne, zumal aus Jena und Erfurt, waren Zuschauer herbeigeströmt, so viele das Haus nur immer fassen konnte. (Als Thekla glänzte Fräulein Jage-

mann, als Max Vohs und den Wallenstein agirte vortrefflich Graff, welcher sich im Greisenalter mit dankbarer Rührung daran erinnert hat, daß Schiller selbst ihn den Helden spielen gelehrt habe.) Für die ruhigen Beobachter, deren es unter den Zuschauern freilich nur sehr wenige gegeben habe, sei es ein eigener Genuß gewesen, das übervolle Parterre zu überblicken — sagt ein Augenzeuge der Aufführung, dessen Bericht wir hier folgen. „Da saßen ihrer Viele mit freudetrunkenen Augen, die bei den wunderschönen lyrischen Stellen, aus denen das liebende, ahnende Gemüth des Dichters sprach und worin die Großheit seiner Ideen und die üppige Fülle seiner Phantasie so glänzend erschien, nur durch Gebärden ihr Entzücken ausdrücken konnten; das Herz war ihnen zu voll, als daß sie ihren Empfindungen hätten Worte geben können. Dann traf es sich wieder, daß Einige, denen man einen gebildeten Verstand nicht absprechen konnte, kalt blieben oder allerlei Ausstellungen machten, wogegen Andere, die man unter die Ungebildeten zählte, gerade mit am lebhaftesten ergriffen und von der Macht der Poesie, die sie fühlten ohne sie sich deutlich machen zu können, fortgerissen wurden. (Schiller selbst war hochvergnügt und in seiner Freude, die er den Schauspielern wiederholt kundgab, fügte er zu dem Mahle im zweiten Act noch einige Flaschen Champagner hinzu, die er selbst unter dem Mantel auf das Theater trug.") Ein Vierteljahr später, am 20. April, erschien Wallenstein's Tod auf der Bühne und der Dichter konnte unterm 8. Mai an Körner berichten, die Wirkung sei eine außerordentliche gewesen und habe auch die „Unempfänglichsten" mitfortgerissen. Es sei darüber nur eine Stimme gewesen und in den nächsten acht Tagen sei von Anderem gar nicht gesprochen worden. Könnte Schiller's Wahrhaftigkeit auch nur einem leisesten Zweifel unterliegen, so müßte dieser schwinden bei den Worten womit eine Augenzeugin, Frau Amalie von Voigt, in ihren Erinnerungen über die Wirkung der großen Dichtung sich aus-

spricht. Wir Nachgeborenen müssen unsere Phantasie ordentlich anstrengen, um den Enthusiasmus, welchen der Wallenstein hervorrief, in seinem ganzen Umfange zu verstehen. „Nach den ersten Vorstellungen — sagt die genannte Dame — begriff man gar nicht, wie man an etwas Anderes als an das Schicksal von Max und Thekla, dem die heißesten Thränen flossen, denken könne, sogar essen wolle!" Iffland beeilte sich, dem Vorgang Weimars nachzufolgen. Schon am 18. Februar 1799 gingen die Piccolomini, schon am 17. Mai ging Wallenstein's Tod auf dem Berliner Hoftheater in Szene. Fleck machte hier aus der Titelrolle seine vielleicht größte Meisterschöpfung. Mit raschem Griff hatte sich, Tieck's Zeugniß zufolge, der große Mime des ganzen Umfangs der an Gegensätzen so reichen Aufgabe bemächtigt. Der ungestüme dämonische Trieb der Herrschsucht Wallenstein's und die in sich versinkende Grübelei, die soldatische Härte und die zarte Neigung zu dem jungen Freunde äußerten sich durchaus natürlich als Eigenschaften einer geschlossenen Persönlichkeit, welche aber erst in dem unerschütterlichen Glauben an den geheimnißvollen Schutz der Sterne ihren Schwerpunkt fand. Dies Moment habe Fleck auf so eindringliche Weise hervorgehoben, daß die ganze finstere Heroengestalt wie von unsichtbarer Macht getragen, wie von magisch anziehendem Grauen umgeben schien. Im Laufe des Sommers wurde der Wallenstein in Anwesenheit des Königs und der Königin von Preußen zu Weimar wiederum „mit großer Wirkung" aufgeführt. Der Dichter ward bei dieser Gelegenheit dem königlichen Paare vorgestellt und hatte Ursache, die Grazie und das Wohlwollen zu rühmen, womit die schöne Königin ihn empfing, sowie das Gefühl und den Geist, womit sie in den Sinn seiner Werke einging. Diese Begegnung sollte auch, wie wir sehen werden, nicht ohne weitere günstige Folgen bleiben. Die Herzogin Luise von Weimar ihrerseits, seit lange unserem Dichter wohlgeneigt, ließ ihm zum Zeichen ihres Beifalls ein

schwer und reich aus Silber gearbeitetes Kaffeegeräthe — Kaffee war ja das Lieblingsgetränk Schiller's — auf den Schreibtisch stellen. Der Geist des alten Feldherrn führte sich auch als würdiges Gespenst auf, indem er Schätze heben half, wie Schiller unterm 27. August scherzend an Göthe schrieb, den Empfang des Theaterhonorars für den Wallenstein bescheinigend. Er hatte dasselbe, wie ich aus seinem Brief an Göthe vom 18. Dezember 1798 schließe, auf 60 Dukaten festgestellt; da er aber in ersterem Schreiben von einem „schweren Paket" und von einem „Geldstrom" spricht, welchen der Freund „in seine Besitzungen" geleitet habe, so ist anzunehmen, daß die Erwerbung des Wallenstein für die herzoglichen Bühnen in Weimar und Lauchstädt für den Dichter einträglicher gewesen sei. Iffland hatte kein Bedenken getragen, an Schiller für den Wallenstein, und zwar noch bevor der Erfolg des Stückes in Weimar entschieden war, das für jene Zeit ganz außerordentlich hohe Bühnenhonorar von 60 Friedrichsd'or zu bezahlen. Im Sommer 1800 kam die Tragödie, in Cotta's Verlag erschienen, gedruckt ins Publicum. Der Erfolg muß als ein bis dahin in Deutschland geradezu unerhörter bezeichnet werden, denn schon im Herbste war die erste Auflage von vierthalbtausend Exemplaren vergriffen. Freund Körner machte deßhalb auch den Dichter darauf aufmerksam, künftig bei Geschäften mit Buchhändlern mehr als bisher auf den eigenen Vortheil bedacht zu sein, und so setzte Schiller gegenüber von Cotta das Honorar für jedes seiner künftigen Stücke auf 300 Dukaten fest. Zur nämlichen Zeit erhielt er Beweise, daß auch in der Fremde sein Ruhm bedeutend gewachsen. Der französische Exminister Narbonne wollte den Wallenstein ins Französische übersetzen und aus England, wo von Fiesco und Kabale und Liebe schon 1795, von Don Carlos 1796 Uebersetzungen erschienen waren, kam ihm der buchhändlerische Antrag, ihm jedes neue Drama mit 60 Pfund zu honoriren, unter der Bedingung, daß die englische Ueber-

setzung vierzehn Tage früher erscheinen dürfe als das deutsche Original.

Wer „unverwirrt durch der Parteien Haß und Gunst," welche beide dem Wallenstein Schiller's in reichem Maße zu Theil geworden, an das Gedicht herantritt, wird, auch bei dem Gefühl der Mängel desselben, im Ganzen einen durchaus großartigen Eindruck empfangen. Es ist wahr, man hat anscheinend nicht ohne Grund gesagt, der Dichter habe, hierin zu sehr dem Einfluß Humboldt's nachgebend, eine subjective Schicksalsidee in sein Thema „hineingekünstelt," welche das Stück mehr erdrücke als belebe. Aber es dürfte doch nicht schwer sein, nachzuweisen, daß auch an der historischen Gestalt Wallenstein's ein geheimnißvoll dämonischer Zug haftet, welcher wohl dazu leiten konnte, hier die griechische Vorstellung von der Macht des Schicksals wirksam zu glauben und wirkend zu zeigen. Und so *wird* sie gezeigt. Denn bei näherem Zusehen erkennt man sofort, daß im Wallenstein das Schicksal keineswegs nur, (wie Hoffmeister und Andere meinten,) als ein abstractes Ding erscheine, welches hinter den Coulissen sein Wesen treibe. Nein, die Schicksalsidee ist in die Charaktere des Stückes eingegangen und in dem Getriebe ihrer Leidenschaften und Strebungen zu handelnder Realität herausgearbeitet. Was ist überhaupt die Schicksalsidee in ihrer Wahrheit? Doch nichts Anderes als die zum Begriff erhobene Erfahrung, daß der Mensch, wenn er mit selbstsüchtiger Eigenmächtigkeit die Schranken des ewigen Sittengesetzes mißachtet, an denselben zu Grunde geht. Dieser Conflict ist auch das Grundmotiv des Wallenstein. Der Held erhebt sich zum Idealismus, aber seine egoistisch unreinen Mittel setzen sein Handeln zu seinem idealen Wollen in einen Widerspruch, welcher ihn erdrückt. Der Idealismus wird sich selber untreu und deßhalb unterliegt er der gemeinen Wirklichkeit. Hier liegt der tragische Knoten des Stückes und er ist von dem Dichter so kunstvoll geschürzt worden, daß der Wallenstein aller

scheinbar subjectiven Schicksalsfärbung ungeachtet in der That das ist, wofür Schiller ihn angesehen wissen wollte, ein großes, objectives Zeit- und Charaktergemälde. Mit Recht hat Ruge auf die plastische Vollendung des sprachlichen Ausdrucks aufmerksam gemacht, welcher nicht nur die ganze Schrecklichkeit des dreißigjährigen Krieges widerspiegelt, sondern auch mit höchst glücklichem Takt am rechten Orte das entartete Deutsch und selbst den Curialstyl jener Zeit wirksam andeutet. Die Liebesepisode von Max und Thekla — schon beim Erscheinen der Tragödie und heute noch das Entzücken der Jugend und namentlich der Frauen — bot den Gegnern unseres Dichters den meisten Stoff zum Tadel. Selbst eine Rahel Levin fand, Thekla sei „ganz und gar nur die tragische Gurli;" aber man muß nicht vergessen, daß die hohe Geistesklarheit dieser Frau öfter als billig durch die Voreingenommenheiten ihrer Freunde, der Romantiker, getrübt wurde. Für Schiller war, wie wir sahen, die Episode von Max und Thekla der „poetisch wichtigste" Theil des Stückes. Ich möchte sagen, er habe sich bei Schaffung derselben, wo er ganz dem Drange seines Idealismus folgen konnte, von dem Realismus erholen wollen, welchen ihm der Wallenstein auferlegte. Deßhalb sind denn Max und Thekla — eine schöne, wenn auch halbmystische Definition der Poesie hier anzuwenden — ja, die Beiden sind „sichtbare Bilder von unsichtbaren Naturen" und so, wie sie sind, werden sie für alle Zeit als Verkörperung des deutschen Liebesideals dastehen. Und noch mehr, sie lassen sich auch historisch rechtfertigen, wenn ich recht erwäge. Wer die deutsche Literatur des siebzehnten Jahrhunderts kennt, weiß, daß gerade in der ungeheuern Trübsal des dreißigjährigen Krieges eine idealisch-sehnsüchtige Stimmung in den Gemüthern erwachte, welche in den Liebesgedichten der ersten und mehr noch der zweiten schlesischen Dichterschule eine allerdings vorherrschend lascive, mitunter aber auch eine ganz platonisch-sentimentalische Färbung annahm. Damit ist bewiesen, daß

auch zu jener Zeit Liebende so fühlen konnten und wirklich so fühlten wie Max und Thekla, und wenn auch keineswegs behauptet werden soll, Schiller habe diese geschichtlich nachweisbare Stimmung mit Bewußtsein reproduziren wollen, so ist doch gewiß, daß sein poetischer Instinct auch hier das Richtige weit besser getroffen habe, als die Unkenntniß zugeben wollte. Endlich ist das Prophetische im Wallenstein vom höchsten Belang. In seiner Tragödie entrollte der Dichter eine Zeit, wo „auf des Degens Spitze die Welt ruhte" und, wie auch damals, an des 18. Jahrhunderts „ernstem Ende," um „der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit ward gerungen." Beim Schauen und Lesen des großen Werkes ist uns immer, als erhebe sich hinter der Gestalt Wallenstein's die Napoleon's, welcher, während das Gedicht seiner Vollendung zuschritt, gerade seinen abenteuerlichen Feldzug in Aegypten und Syrien machte, um dann, wenige Monate nach dem Erscheinen des Wallenstein auf der Bühne, durch den Gewaltstreich vom 18. Brumaire sich zum Herrn von Frankreich aufzuschwingen. Der Wallenstein ist im Einzelnen und Ganzen voll von Ahnung dessen, was Europa bevorstand, — eine Zeit voll Kriegstumult, eine Periode der Säbelherrschaft. Ja, den „großen Geschicken" schritten in Schiller's Tragödie „ihre Geister" voraus und mit dem Hellblick des Sehers zeigte der Dichter seinen Zeitgenossen in dem „Heute" schon das „Morgen."

Der ästhetischen Kritik kommt es zu, ein Werk von der Bedeutung des Wallenstein einläßlicher zu analysiren. Die Biographie kann sich begnügen, an die Hauptgesichtspunkte erinnert zu haben, von welchen die Beurtheilung ausgehen muß. Dagegen liegt ihr ob, die Eindrücke zu verzeichnen, welche die Zeitgenossen des Dichters von seinen Werken empfingen. In Betreff des Wallenstein ist in dieser Richtung oben schon Manches beigebracht worden und dem dort Gesagten füge ich hier bei, daß, wer erfahren will,

wie die Tragödie auf Schiller's Freunde wirkte, welche zugleich Kenner waren, die ausführlichen Briefe nachlesen muß, welche Körner unterm 9. April 1798 und unterm 16. Januar 1800 an den Dichter schrieb. Hier ist gehaltvolle Würdigung, ohne eine Spur von Schmeichelei. Aber es fehlte der großartigen Schöpfung auch nicht an Tadlern, welche sich eifrigst bemühten, Fehler zu finden und, wo keine zu finden waren, zu erfinden. Wie schon angedeutet wurde, gingen diese Bemängelungen von der Coterie der Romantiker aus und es ist komisch mitanzusehen, wie sich ein Mitglied derselben, Steffens, in seiner Schilderung von der Wirkung der Tragödie dreht und windet, um der romantischen Losung gemäß möglichst zu vertuschen, daß auch ihm diese Wirkung in ihrer ganzen Größe sich fühlbar gemacht habe. Da wir aber einmal auf die romantische Schule zu sprechen gekommen, so ist es nicht nur passend, sondern geboten, näher auf den Gegenstand einzutreten.

Bereits ist, bei Erwähnung Jean Paul's und Fichte's, die Wendung unserer Literatur von der Classik zur Romantik signalisirt worden. Zu den beiden genannten Initiatoren einer neuen Schule gesellte sich als dritter Schelling, welcher in seiner productiven Periode die Grundlinien eines naturphilosophischen Systems gezogen hat. In diesem ging das Ideale aus dem Realen hervor und vergeistigte die Natur sich zum Gedanken: — die Natur ist der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur. Diese Einheit des Geistigen und Körperlichen ist das Absolute, welches sich in dem allumfassenden Leben der Natur als ein durch den Widerstreit entgegengesetzter Kräfte nach einem allgemeinen Gesetze der Polarität sich bildendes Prinzip offenbart, im subjectiven Bewußtsein des Menschen aber zu sich selber kommt, wobei alle Stufen des natürlichen Daseins ebenso viele Sprossen sind, auf welchen der Geist zu seiner Freiheit und zum Wissen von sich emporsteigt. Es ist bekannt, wie anregend die Schelling'sche Philo-

sophie auf die naturwissenschaftlichen Studien eingewirkt, aber auch, wie sehr sie der Phantasterei Thür und Thor geöffnet hat. Es bedurfte nur der frühreifen, hektisch aufgereizten Genialität eines Novalis, um aus der wunderlichen Verquickung der Fichte'schen Lehre vom Ich mit der Schelling'schen Lehre vom Absoluten die seltsamsten Resultate zu gewinnen. Novalis, der eigentliche Prophet der Romantik, d. h., einen Göthe'schen Ausdruck zu gebrauchen, der „altneudeutschchristlichreligiöspatriotischen" Kunst, setzte alle seine Denkkraft an die Durchführung des Versuchs, Philosophie und Religion zu versöhnen und die Poesie zu verchristlichen. Er fühlte wohl, daß hier die Gefahr nahelag, von der Bahn humaner Selbstbestimmung, welche der deutsche Geist seit Lessing eingeschlagen, ab- und in bedenkliche Richtungen hineingedrängt zu werden, und da er Nichts weniger als ein „Dunkler" aus Absicht war, so rang er gewaltig, eine Einheit zu finden, in welcher Glauben und Wissen, Dichten und Trachten sich begegnen könnten, ohne die Freiheit zu gefährden. Man kann nicht ohne Theilnahme dieses Ringen einer engelhaft reinen Seele mitansehen, wie es sich insbesondere in den fragmentarischen Betrachtungen von Novalis darstellt. Zuletzt führen ihn die Vermittlungsversuche zwischen Spinoza, Fichte, Schelling und Böhm zum Christenthum und zwar zum Christenthum in seiner Erscheinungsform als Katholicismus; denn, sagt er, „der alte Katholicismus war angewandtes, lebendiggewordenes Christenthum, er war die echte Religion, er war es durch seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue." Nachdem sich Novalis einen Katholicismus, an welchen den Prüfstein kirchengeschichtlicher Kritik zu halten reine Zeitverschwendung wäre, zurechtgemacht, prophezeite er, „nur die geistliche Macht desselben könne den streitenden Völkern den Palmenzweig darreichen." Es werde so lange Blut über Europa

strömen, bis „die Nationen ihres fürchterlichen Wahnsinns gewahr werden, der sie im Kreise umhertreibt, und bis sie, von heiliger Musik getroffen und besänftigt, zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen und ein großes Friedensfest auf den rauchenden Wohnstätten mit heißen Thränen gefeiert wird." Ganz folgerichtig geht dann Novalis bis zur Lobpreisung des Jesuitismus fort, verwirft die Reformation und die Aufklärung des Bestimmtesten, kehrt sich ab von dem „frechen Licht" des Tages, preist in trunkenen Hymnen die „heilige, unaussprechliche, geheimnißvolle Nacht" und feiert in Liedern voll mystischer Innigkeit die Jungfrau Maria als die Kybele oder Isis seines katholisirenden Naturdienstes.

Die Rückkehr zur mittelalterlichen Katholicität, wie sie ja zur gleichen Zeit durch die Bonald und Chateaubriand auch in Frankreich empfohlen wurde, ist also schon von Novalis deutlich als Ziel der Romantik hingestellt. Friedrich Schlegel, der eigentliche Doctringeber der Schule, hat den Novalis'schen Gedanken nur breit, sehr breit getreten. Schlegel hat sich vermittelst seiner Zeitschriften (Athenäum 1798—1800, Europa 1803—4) ein Ansehen als Kritiker zu geben gewußt und sein kritisches Talent war in der That groß genug, um für eine Weile Lärm in der Welt zu machen, worauf es doch vor Allem abgesehen war. Was die negative Seite seiner Kritik betrifft, so war diese insbesondere gegen Kotzebue und Lafontaine, sowie gegen die Nicolaiten, d. i. gegen die Aufklärer gerichtet. Göthe'n wurde gehuldigt, da man ja doch eines Anhaltspunktes bedurfte; Schiller dagegen, dessen sittliches Freiheitsstreben den Romantikern ein Dorn im Auge sein mußte, ward vornehm ignorirt oder hinterrücks befehdet. Mit „göttlicher Grobheit," wie Friedrich Schlegel sagte, in Wahrheit aber mit jener geckenhaften Frechheit, welche stets das Merkmal unsauberen und ohnmächtigen Wollens ist, trat die neue Kunstkritik auf und sie charakterisirt sich schon dadurch, daß Wieland, der

wenigstens im Vergleich mit den Schlegeln ein Poet jeder Zoll war, im Athenäum einer rohen Mißhandlung unterworfen wurde. Die Antwort auf die Frage, was denn eigentlich die neue Doctrin wollte, lautete annehmlich genug: — sie wollte die Einheit von Leben und Poesie in der Unmittelbarkeit beider begreifen, die Realität mit dem Idealismus durchdringen, die Wirklichkeit poetisch verklären, hiedurch die Emanzipation der Gesellschaft von der Philisterei aller Art bewirken und die Bildung in eine Sphäre erheben, wo Leben und Kunst in dem Brennpunkt der Religion Eins würde. Um die Theorie praktisch zu veranschaulichen und die Unmittelbarkeit des genialen Ich dichterisch aufzuzeigen, schrieb Friedrich Schlegel seinen Roman „Lucinde" (1799). Daß über dieses allerdings mehr nur langweilige als gefährliche Buch ein Schleiermacher, welcher nachmals, in Wiederaufnahme der Novalis'schen Versuche, zur Vermittlung von Wasser und Feuer die „speculative" Theologie cultivirte, eine Reihe von entzückten Briefen schreiben konnte, beweist eine gänzliche Verkehrung aller sittlichen und ästhetischen Prinzipien, einen totalen Mangel an gesundem Menschenverstand in der romantischen Schule. Wenn auch ohne den geringsten poetischen Werth, ist die Lucinde doch von kulturgeschichtlicher Wichtigkeit, weil das Buch zeigt, wohinaus die romantische Ironie wollte. Sie lehrte nämlich, das menschliche Ich finde, nachdem es die Schranke der Subjectivität vergebens zu durchbrechen gesucht, seine wahre Fülle und Einheit nicht in der Thätigkeit, sondern umgekehrt in der „gottähnlichen Kunst der Faulheit," in welcher die Freiheit (d. i. die Frechheit) des genialen Subjects sich selbst genießt. Je göttlicher der Mensch, desto ähnlicher wird er der Pflanze, welche unter allen Formen der Natur die schönste und sittlichste ist. So ist also das höchste und vollendetste Leben Nichts als ein reines Vegetiren und dieses Vegetiren, dieser Zustand des absoluten Nichtsthuns ist — Religion. Nach solchen Prämissen kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir

den Autor der Lucinde, welche durch ein bekanntes Epigramm vortrefflich kritisirt wurde, bald darauf aus dem heiligen Düster des Wiener Stephansdoms hervor verkündigen hören, der Wendepunkt zum Bösen in der Weltgeschichte sei eingetreten mit den Kämpfen der Ghibellinen gegen das Papstthum und habe sich dann mit der Reformation und der Aufklärung vollendet. Die Umkehr zur mittelalterlich-katholischen Weltansicht, welche Kirche und Staat, Volk und Wissenschaft, Leben und Kunst zu einer Einheit zusammengefaßt hätte, sei demnach die unumgängliche Bedingung einer Wiederherstellung und Verjüngung der deutschen und der europäischen Gesellschaft. In der letzten Zeit seines Lebens, wo Friedrich Schlegel wie ein Kapuziner sprach und wie ein Epikuräer lebte, stieß sein apokalyptischer Orakelton, womit er sich und Andere belügen wollte, selbst seine intimsten Freunde ab. August Wilhelm Schlegel gab sich willig dazu her, für die romantische Doctrin seines jüngeren Bruders Propaganda zu machen. Der eitelste der Menschen, kokettirte er übrigens mehr nur mit der romantischen Mode als daß es ihm wirklicher Ernst damit gewesen wäre. Er adoptirte sie als ein Mittel, Aufsehen zu erregen und sich eine Stellung in der Literatur zu machen. Mit wirklichem Interesse cultivirte er, ein eleganter Sprachkenner, nur die universalistische Seite der Romantik und in dieser Richtung hat er der Herder-Göthe'schen Idee von einer Weltliteratur wesentliche Dienste geleistet, indem er als geschmackvoller Uebersetzer zu der weltliterarischen Theorie von allen Seiten her praktische Belege holte. So schloß er in Verbindung mit seinem Bruder, und zwar nicht wie dieser mit zweideutigen Hintergedanken, dem deutschen Auge die Phantasiewelt der altindischen Dichtung auf, so führte er Dante, Camoens und Calderon in Deutschland ein, so lieferte er seine im Ganzen noch immer unübertroffene Uebertragung Shakspeare'scher Dramen. Seine kritischen Arbeiten erscheinen durch romantische Marotten überall viel weniger getrübt als

die seines Bruders und es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß die Wissenschaft der Literarhistorik eigentlich erst von ihm datirt. Auch in Betreff der poetischen Production lief er dem Bruder den Rang ab; wenigstens wußte er sich mehr das Ansehen eines Poeten zu geben als jener, dessen dichterische Hohlheit in dem sogenannten Trauerspiel Alarkos zu einer grellbunten Blase des Unsinns aufschwoll. Freilich wetteiferte auch A. W. Schlegel in seinem einzigen größeren dichterischen Versuch, dem Schauspiel Jon, nur ganz unglücklich mit der Göthe'schen Iphigenie. Von jedem der Brüder schleppt sich herkömmlicher Weise ein halb Dutzend Gedichte in den Anthologieen fort, aber es sind kalte, leblose, gemachte Producte. Die Schlegel wollten den Mangel an Schöpferkraft und die Prosa ihrer Empfindungsweise durch Einführung des Klingklangs südlicher Formen verdecken und durch sie und die übrigen Romantiker kam jene Sonetten-, Canzonen- und Glossenwuth in Deutschland auf, welche der wackere Voß so herb als treffend persiflirt hat. Ueberhaupt ging das Schönthun der romantischen Schule mit der italischen und spanischen Poesie bald so ins Extrem, daß zum großen Nachtheil unserer Literatur eine Zeit lang kaum bezweifelt werden durfte, die crude Phantastik der Calderon'schen Autos sei der Gipfel dichterischer Kunst.

Es würde den Kreis meiner Aufgabe weit überschreiten heißen, wenn ich die Romantik in ihren verschiedenen Richtungen weiter verfolgen wollte. Ich sage daher nur noch, daß keineswegs geleugnet werden soll, die romantische Schule, wenngleich in staatlicher und kirchlicher Beziehung voll unheilvoller Wirkungen, habe auch Ersprießliches und Löbliches angeregt. Ihre schönste Blüthe war die patriotische Richtung, welche zu einer Wiederaufgrabung der Quellen unseres Volksthums antrieb und eine Sprach-, Rechts- und Sittenforschung begründete, deren Ergebnisse dem erwachenden Nationalgeist zu gesunder Nahrung dienten. Diese vaterländische Seite der Romantik, wesentlich aus der herben

Enttäuschung über den Kosmopolitismus der französischen Revolution hervorgegangen und nachmals in Großbritannien, durch Walter Scott, zu einer dichterischen Gestaltung gebracht, welche die Runde um die Welt machte, hat unzweifelhaft auch auf Schiller bedeutend eingewirkt. Im Uebrigen wird, denke ich, das Vorstehende genügen, um klar zu machen, daß das gute Verhältniß zwischen unserem Dichter und den Schlegeln, wie es beim Beginn der Horen bestanden hatte, unmöglich von Dauer sein konnte. Die Kluft zwischen diesen Naturen war zu groß, und sowie die romantische Doctrin deutlicher sich hervorwagte, mußte der Bruch erfolgen. Für Schiller war es unleidlich, wenn sich, wie namentlich in den Kritiken von Friedrich Schlegel geschah, die Ohnmacht zur Arroganz aufbauschte, und so waren die Brüder in den Xenien mehrfach satirisch von ihm gestreift worden. Dessenungeachtet blieb er mit August Wilhelm bis 1801 in leidlich guter Beziehung, wogegen er den Friedrich, welcher die aus den Xenien gesogene Galle bei jeder Gelegenheit gegen Schiller auszulassen suchte, schon im Mai 1797 in einem Briefe an Göthe einen „Laffen" nannte. Unterm 23. Juli 1798 schrieb er dem Freunde, die „naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier," womit das Schlegel'sche Athenäum verfahre, mache ihm „physisch wehe." Göthe antwortete nach seiner Weise beschwichtigend und Schiller wollte dann auch den Schlegeln „einen gewissen Ernst, ein tieferes Eindringen in die Sachen" nicht absprechen, obgleich „diese Tugend mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt sei." Als aber die Lucinde erschien, sprach Schiller in einer Aeußerung gegen Göthe ein ebenso entschiedenes als gerechtes Verdammungsurtheil über das Buch, welches er als den „Gipfel moderner Unform und Unnatur," als eine „höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Charakteristischen" bezeichnete.

Wenige Tage darauf, Ende Juli's 1799, erhielt er einen

Besuch von Ludwig Tieck, in welchem damals gerade die Schlegel den poetischen Messias zu proclamiren begannen, der da thun sollte, was sie selber nicht konnten, d. h. die Formen ihrer Doctrin mit romantischer Substanz füllen. Diese Hoffnung war keine grundlose. Denn wie wenig auch Tieck, weil er seine besten Jahre an ein lebensunfähiges Kunstprinzip vergeudete, im Ganzen und Großen der Nation geworden ist, wie sehr sein ganzes Wirken auf die Kreise romantischer Geistreichigkeit und geistreichthuender Exclusivität beschränkt blieb, ein wirkliches und sogar großes poetisches Talent war er immerhin. Seine literarischen Komödieen sind zugleich mit den Armseligkeiten, gegen welche sie gerichtet waren, verschollen; aber seine Märchen, in welchen er wie kein Zweiter den Zauber der vielberufenen „Waldeinsamkeit" wirken zu lassen und der Natur ihre verschämtesten Geheimnisse abzulauschen verstand, bewahren den reinsten und feinsten Duft der „blauen Blume" der Romantik und werden denselben auch auf die Zukunft bringen. Freilich, wenn man Tieck von vorneherein als ein Genie ausgeposaunt hatte, berufen, das Größte zu schaffen, so wurde der Irrthum allen Verständigen klar, als er 1799 mit seiner Genoveva hervortrat. Diese plan- und einheitslose Apotheose des Mittelalters, in welcher die romantische Muse als eine von falschem Schmuck förmlich klingelnde Kokette erscheint und sich bis zur höchsten Potenz frömmelnder Affectation hinaufklingelt, wurde von der Schule mit schallenden Fanfaren begrüßt und den großen Dichtungen Göthe's und Schiller's nicht nur gleichgestellt, sondern vorgezogen. Wer, außer dem Literarhistoriker, der sich seufzend durch diese „Naturunmittelbarkeit" durcharbeiten muß, kennt das gepriesene Stück heute noch? Niemand. Zuvor hatte Tieck unserem Dichter „gar nicht übel" gefallen und er hatte in ihm, wie er unterm 24. Juli 1799 an Göthe schrieb, „ein angenehmes Talent" gefunden, welches „in seiner Sphäre fruchtbar und gefällig wirken könnte." Nach dem Erscheinen der

Genoveva aber gab er ihn auf und mußte es wohl, da er Tieck's zweite productive Periode, die Novellenzeit, nicht mehr erlebte. „Es ist schade um dieses Talent — schrieb er unterm 27. April 1801 an Körner — das noch so viel an sich zu thun hätte und schon so viel gethan glaubt. Ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm, denn mir däucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle." Tieck übrigens, zu seiner Ehre sei es gesagt, hat sich, wenn auch unserem Dichter nicht freundlich gesinnt, wenigstens nie zu der bornirten Ungerechtigkeit der Schlegel gegen denselben fortreißen lassen, und wenn er auch bis zuletzt an seiner Meinung festhielt, Schiller's Erstlingswerk, die Räuber, sei sein größtes geblieben, so konnte und wollte er sich doch dem imponirenden Eindruck des Wallenstein nicht entziehen. Er bemühte sich zwar angelegentlich, in der Composition und Ausführung der großen Dichtung Fehler zu finden und aufzuzeigen, aber er setzte seinen Ausstellungen doch das Bekenntniß entgegen, sie werde „immer als die erste unter den deutschen Tragödieen zu nennen sein," und sprach anderweitig die bekannten warmgefühlten Worte: „Wallenstein's mächtiger Geist trat unter die Tugendgespenster des Tages. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieses tiefsinnige reiche Werk ist als ein Denkmal für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn stralt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, damit wir wissen, was wir sind und was wir waren." Im Jahre 1809, als die Geschicke, deren Geister im Wallenstein der Zeit vorausgeschritten waren, sich erfüllt hatten, da griff auch die Tadlerin Rahel Levin wieder nach dem Werke, und als sie es gelesen, rief sie aus: „Wie paßt jetzt jedes Wort in der Tragödie! Wie versteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erst!"

Sechstes Kapitel.

Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans. Die Braut von Messina.

Die letzte Lebensperiode. — Kurzes Schwanken hinsichtlich der Wahl eines neuen Stoffes. — Schwester Christophine und Schwager Reinwald. — Die Uebersiedelung nach Weimar, zunächst für die Wintermonate, beschlossen. — Haushaltslage. — Ankunft einer kleinen Karoline. — Die Malteser. — Schwere Erkrankung Lotte's. — Umzug nach Weimar. — Revolutionärer und contrerevolutionärer Aberwitz. — Krähwinkelig. — Bearbeitung des Macbeth. — Maria Stuart. — Wiederum im Gartenhaus am Leutrabach. — Was ist Poesie und wer ist ein Poet? — Die Jungfrau. — Neue dramatische Pläne. — Im Körner'schen Weinbergshaus zu Loschwitz. — Der Triumph in Leipzig. — Zelter bei Schiller. — Das Mittwochskränzchen und eine Kotzebue'sche Intrigue. — Dramaturgische Experimente. — Eigen Dach und Fach. — Der Adelsbrief. — Eine Trauerzeit. — Die Braut. — Eine „verwünschte Acclamation." — Unter Kriegsleuten. — Serenade und Morgenständchen zu Lauchstädt. — Schiller und der König von Schweden.

Wir treten in die letzte Lebensperiode unseres Dichters, deren Anfang durch die Vollendung des Wallenstein bezeichnet wird. Er stand jetzt in der Vollreife seines Geistes. Seiner Kraft und seiner Ziele bewußt, war er auch des Erfolges gewiß. Denn die einzelnen Stimmen des Tadels, welche gegen seine große Tragödie ohnehin mehr nur flüsternd als laut sich vernehmen ließen, verstummten vor dem rauschenden und herzlichen Beifall, welchen die Nation ihm entgegentrug. Aber er hätte müssen nicht Schiller sein, wenn ihm auch nur einen Augenblick beigekommen wäre, auf den errungenen Lorbeern ausruhen zu wollen. Der Blick des Genius ist nach vorwärts gerichtet und Thätigsein, Streben, Wirken sein Element. Hinsichtlich des Gebietes seiner Wirksamkeit konnte jetzt kein Zweifel mehr aufkommen. Sein Beruf als dramatischer Dichter, als Tragöde war, wie für das Publicum, so auch für ihn selbst auf immer entschieden. Nur in Betreff der Stoffwahl fand noch ein Schwanken statt. Wir sahen, daß Schiller zu Anfang des Jahres 1798 sich entschlossen hatte, nur noch geschichtliche Stoffe zu wählen, und damals hatte er gegen Göthe geäußert, daß er große Lust hätte, die Geschichte Julian's

des Apostaten dramatisch zu behandeln. Unmittelbar nach dem Abschluß des Wallenstein war er jedoch anderen Sinnes, denn er bekannte unterm 19. März 1799 dem Freunde: „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt." Dies war aber nur eine vorübergehende Laune und seine Aufmerksamkeit wandte sich sofort wieder der Geschichte zu. Am 20. April war Wallenstein's Tod in Weimar aufgeführt worden, am 25. April kehrte der Dichter nach Jena zurück und schon am folgenden Tage finden wir ihn mit dem Thema der Maria Stuart beschäftigt, welches ihm ja bereits vor Jahren, in der Einsamkeit von Bauerbach, anziehend nahegetreten war. Unterm 8. Mai schrieb er an Körner: „Jetzt bin ich Gottlob wieder auf ein neues Trauerspiel fixirt" — womit nur Maria Stuart gemeint sein kann; denn wenn auch zu dieser Zeit der Gedanke, die Malteser ernstlich vorzunehmen, flüchtig aufgetaucht war, so wurde er doch rasch wieder fallen gelassen und ein dritter tragischer Stoff, der Warbek, erregte erst im August die Aufmerksamkeit Schiller's. Am 10. Mai bezog er mit seiner Familie wieder das Gartenhaus am Leutrabach und erhielt daselbst den Besuch Göthe's, der ihn zu seiner neuen Arbeit gewiß sehr ermunterte. Hatte der Freund doch bei einer früheren Gelegenheit gegen Schiller bemerkt, „es scheine ihm beim dramatischen Dichter durchaus nothwendig, daß derselbe oft auftrete und die Wirkung, die er gemacht, immer wieder erneuere." Unser Dichter las damals, wie um sich durch den Contrast in seinen dramaturgischen Grundsätzen zu befestigen, Corneille und Racine. Jener mißfiel ihm, wie er sagte, „der Armuth der Erfindung, der Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, der Kälte in den Leidenschaften, der Lahmheit und Steifigkeit im Gange der Handlung wegen." Den Racine fand er „ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel

näher, obgleich er alle Unarten der französischen Manier an sich trägt und im Ganzen etwas schwach ist." Unterm 4. Juni meldete er an Göthe, daß er sich, obgleich das Schema zur Maria Stuart noch nicht vollständig entworfen sei, doch sofort an die Ausführung des ersten Acts gemacht habe.

Ein paar Wochen später begrüßte er seine Schwester Christophine und ihren Mann bei sich, allein die „imperfectible enge Vorstellungsweise des fleißigen, nicht ganz ungeschickten Philisters" von Schwager bereitete ihm, wie er Göthe unterm 25. Juni merken ließ, nicht eben viel Unterhaltung. Ueberhaupt macht sich in dieser Zeit an unserem Dichter mitunter ein gewisser Rigorismus fühlbar, um nicht zu sagen eine gewisse Rücksichtslosigkeit, den hohen Maßstab, welchem er sich selbst unterwarf, auch an Andere zu legen. Wenn aber herbe Aeußerungen von der eben berührten Art zu der gewohnten Herzensgüte Schiller's im Widerspruch zu stehen scheinen, so ist es wohl gestattet, zur Ausgleichung desselben an die Reizbarkeit zu erinnern, welche eine leider unausbleibliche Folge fortwährender Kränklichkeit zu sein pflegt. Im Hochsommer sehen wir des Dichters Entschluß, nach Weimar überzusiedeln, wenigstens für die Wintermonate, zur Reife gediehen. Die zwingenden Motive legte er seinem Freunde Körner unterm 9. August dar, wo er schrieb: „Weil ich mich für die nächsten sechs Jahre — (ach, diese Zeitbestimmung war eine ominöse!) — ganz ausschließend an das Dramatische halten werde, so kann ich es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um die Anschauung des Theaters zu haben. Dadurch wird meine Arbeit um Vieles erleichtert werden und die Phantasie erhält eine zweckmäßige Anregung von außen, da ich in meiner bisherigen isolirten Existenz Alles, was ins Leben und in die sinnliche Welt treten sollte, nur durch die höchste innere Anstrengung und nicht ohne große faux-frais zu Stande brachte." Am nämlichen Tage theilte er auch Göthe seinen Entschluß mit und dieser schrieb umgehend

zurück: „Es ist keine Frage, daß Sie unendlich gewinnen würden, wenn Sie in der Nähe eines Theaters sein könnten. In der Einsamkeit steckt man diese Zwecke immer zu weit hinaus." Der Freund war auch behülflich, in Weimar ein passendes Quartier auszumitteln, und da Charlotte von Kalb gerade im Begriffe stand, die von ihr innegehabte Wohnung aufzugeben, so miethete Schiller dieselbe zu dem jährlichen Zins von 122 Reichsthalern. Er setzte unterm 1. September von seiner Absicht, nach Weimar zu ziehen, auch den Herzog in Kenntniß. Der Fürst billigte den Entschluß und sprach in seiner Antwort die Hoffnung aus, den Dichter „recht oft sehen und ihm mündlich die Hochachtung und Freundschaft beweisen zu können, die er für ihn hege." Die Herzogin Luise schrieb ihm ebenfalls in gütigster Weise, die „angenehme Aussicht auf einen näheren Umgang mit ihm mache ihr viele Freude." Endlich wurde bei dieser Veranlassung die Besoldung Schiller's um 200 Thaler erhöht und wir erhalten einen Einblick in seine Haushaltslage, wenn er am 8. Oktober an seine Mutter schreibt: „Wir werden nach Weimar ziehen und den Winter dort zubringen. Ich habe Geschäfte dort und der Herzog will mich dort haben; er hat mir deßwegen auf eine sehr schmeichelhafte Weise meine Besoldung verdoppelt, so daß ich jetzt 400 Thaler von ihm habe, jährlichen Gehalt. Es ist freilich noch ein kleiner Theil dessen, was unsere Wirthschaft jährlich braucht, indessen ist es doch eine große Erleichterung und das Uebrige kann ich durch meinen Fleiß, der mir wohl bezahlt wird, recht gut verdienen. Wir stehen uns jetzt doch, mit dem, was uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld; dies nehme ich ein, ohne Etwas dafür zu thun, und 1400 Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient." Man ersieht hieraus, daß das Budget des Dichters zwar ein deutschbürgerlich-bescheidenes, doch aber nicht ein allzu knappes war. Freilich darf dabei

nicht übersehen werden, daß die Aufbringung desselben geistige Anstrengungen erforderte, welche der kränkliche Körper Schiller's unmöglich lange auszuhalten vermochte.

Zu Anfang Septembers war der Dichter in seiner neuen Tragödie bis zu der berühmten Szene vorgeschritten, wo die beiden Königinnen zusammenkommen. Er machte jetzt eine Pause, weil der Musenalmanach für das kommende Jahr seine Thätigkeit forderte. In Rudolstadt, das ihm recht ans Herz gewachsen war, holte er sich frische Stimmung und Stärkung, welche letztere ihm bald nach seiner Heimkehr von diesem kurzen Ausflug sehr vonnöthen war. Denn ihm stand ein trüber Spätherbst bevor. Am 11. Oktober gab Lotte ihrem Gatten ein Töchterlein. Die Niederkunft war schwer, doch glücklich von statten gegangen, die „chère mère“ kam zur Pflege der Tochter von Rudolstadt herüber, am 15. Oktober wurde die Neugeborene auf die Namen Karoline Henriette Luise getauft; und Alles schien so glücklich sich anzulassen, daß Schiller freien Geistes den Plan seiner Malteser-Tragödie ausarbeitete, „um dem Herzog sogleich bei seiner Ankunft in Weimar etwas Bedeutendes vorzulegen.“ Dieser Plan, wie wir ihn aus den gesammelten Werken kennen, ließ allerdings etwas „Bedeutendes“ erwarten: er ist vielleicht das Erhabenste, was unser Dichter im tragischen Fache ersonnen, und wir haben daher höchlich zu beklagen, daß er nicht zur Ausführung gekommen. Möglich, daß dem Dichter durch das traurige Ereigniß, welches störend in diese Beschäftigung eingriff, die ganze Sache verleidet wurde. Denn am 23. Oktober mußte er in sein Notizenbuch schreiben: „An diesem Tage ist Lolo sehr krank geworden.“ Die Wöchnerin war von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und schwebte mehrere Tage zwischen Leben und Tod. Am 25. Oktober schrieb Schiller an Göthe: „Ich habe in diesen Tagen sehr gelitten, wie Sie wohl denken können; doch wirkte die heftige Unruhe, Sorge und Schlaflosigkeit nicht auf meine

Gesundheit, wenn die Folgen nicht noch nachkommen. Meine Frau kann nie allein bleiben und will Niemand um sich leiden als mich und meine Schwiegermutter. Ihre Phantasieen gehen mir durchs Herz.“ Der Freund schrieb zurück: „Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle. Ich wünsche Nichts sehnlicher als bald etwas Tröstliches von Ihnen zu hören.“ Das Tröstliche ließ aber mehrere Wochen auf sich warten. Erst Mitte Novembers erhielt die Kranke Besinnung und Sprache wieder; doch machte von da an ihre Genesung so rasche Vorschritte, daß am 3. Dezember der Umzug der Familie nach Weimar stattfinden konnte. Welche innige Anhänglichkeit sie in Jena zurückließ, zeigt ein Brief, welchen Frau Griesbach am Tage des Umzugs an den Dichter schrieb. „Ich war so gewohnt, mit Ihnen zu leben — hieß es darin — daß mir jedesmal die Thränen in die Augen kommen, wenn Eins von uns fragt: Wie mag es jetzt bei Schiller's gehen?“

Es ging zunächst recht leidlich. Lotte hatte sich wieder vollständig erholt, die Kinder gediehen fröhlich, und nachdem das Hauswesen in ein regelrechtes Geleise gelenkt war, konnte man sich auch den wohlthätigen Einflüssen der Weimarer Geselligkeit überlassen. Der Dichter war von den Fürstlichkeiten mit Achtung und Theilnahme, von der Weimarer Gesellschaft mit Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Mit Papa Wieland stellte sich unschwer wieder ein freundliches Verhältniß her, mit Göthe kam Schiller täglich zusammen und häufig war der Herzog der Dritte in diesem kleinen Kreise. Daß der Verkehr mit Schwager Wolzogen und Schwester Karoline ein geschwisterlich-vertraulicher war, braucht kaum bemerkt zu werden: die beiden Familien machten so zu sagen nur eine aus. So kam das Ende des Jahres heran, zugleich das Ende eines Jahrhunderts. Man beabsichtigte, das neue, das neunzehnte mit einem künstlerisch ausgedachten Feste

zu begrüßen, und Schiller betheiligte sich lebhaft an diesem Plan, welcher zu Neujahr 1801 ausgeführt werden sollte. Allein nicht nur fehlten die Mittel, etwas Großartiges herzustellen, sondern es fehlte auch die rechte Festlust. Und woher hätte sie wohl kommen sollen? War doch die politische Lage so, daß jeder Denkende schwerste Schicksale für Deutschland und Europa befürchten mußte. In Frankreich war die Anarchie gebändigt, aber um welchen Preis? An die Stelle einer zuletzt ganz in sich zerfallenen Demokratie hatte sich ein Gewaltherrscher gesetzt, der das Genie und den Willen hatte, dem Erdtheil mit dem Schwerte die Gesetze einer unersättlichen Eroberungsgier vorzuschreiben. Und welche Hoffnungen auf Widerstand konnte diesem Bedrohlichen gegenüber das zerklüftete Vaterland bieten? Keine. Preußen, durch die Betheiligung Friedrich's des Großen an der ersten Zerreißung Polens auf die abschüssige Bahn der „Freundschaft" mit Rußland um jeden Preis hineingerathen, hatte sich durch den Basler Frieden förmlich vom Reiche losgesagt, allerdings nicht ohne begründetes Mißtrauen gegen Oestreich, welches dann seinerseits durch den Friedensschluß von Campo Formio aller Welt kundgab, daß es außer Standes sei, fürder eine deutsche Reichspolitik aufrecht zu erhalten. Als bei dieser Gelegenheit der Schlüssel des Reichs, Mainz, den Franzosen überliefert wurde, da stieß ein deutscher Publizist, Görres in seinem „Rothen Blatt", den höhnischen Jubelruf aus: „Die Integrität des Reichs ist zertrümmert! Bürger, Mainz ist unser! Es lebe die Frankenrepublik! Am 30. Dezember 1797, am Tage des Uebergangs von Mainz, starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagfluß, bei völligem Bewußtsein und mit allen Sacramenten versehen, das heilige römische Reich, schwerfälligen Andenkens." Dieser Wahnwitz zeichnet die ganze Situation, deren Trostlosigkeit um Nichts gebessert wurde, wenn auf der andern Seite die

contrerevolutionäre Angst in Deutschland nicht selten zu unglaublichen Aeußerungen von Knechtssinn ausschlug. Der gute alte Gleim, durch diese Angst völlig zum Kinde geworden, ließ damals Reimereien ausgehen, die mit zum Sklavenhaftesten gehören, wodurch unsere edle Sprache jemals entweiht worden ist. Also Mangel an politischem Verstand und wahrem Patriotismus, Maßlosigkeit, Aberwitz hüben und drüben. Es ist leicht zu begreifen, daß unser Dichter, die Lage von Europa überschauend, in seinem Liede „zum Antritt des neuen Jahrhunderts" auf die Frage: „Wo öffnet sich dem Frieden, wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?" nur die Antwort fand: „Ach, umsonst auf allen Länderkarten spähst du nach dem seligen Gebiet, wo der Freiheit ewig grüner Garten, wo der Menschheit schöne Jugend blüht" — und daß er, „aus des Lebens Drang fliehend," resignirt „in des Herzens heilig stille Räume" zurücktrat, in die Welt der Ideale, wo es wenigstens eine „Freiheit in dem Reich der Träume" gab und „das Schöne im Gesang" blühte. Fast möchte man auch bei dieser Gelegenheit die Gemeinde der Idealgläubigen von damals abermals um die Leichtigkeit beneiden, mit den realen Zuständen sich abzufinden. Und doch hat hinwieder diese ganze schöngeistige Weimarer Gesellschaft Etwas an sich, was uns, welchen denn doch Deutschland aus einem bloß „geographischen" Begriff allmälig zu einer sittlichen Idee geworden, nicht sehr angenehm berührt. Im Hinblick auf diese Gesellschaft wandelt uns manchmal das Gefühl an, als hätten sich die Mitglieder derselben recht absichtlich die Augen verbunden, um nicht zu sehen, was in der Welt vorging, und zuweilen muß Einem, wenn Männer wie Göthe und Schiller sich in Dutzenden von Billeten über literarische und theatralische Armseligkeiten wichtig ergehen, während die größten Ereignisse einer verhängnißvollen Zeit nicht mit e i n e m Worte berührt werden, dies Alles doch recht krähwinkelig vorkommen. Der ehrliche und einsichtsvolle Knebel hatte nicht ohne Grund

schon 1797 mißmuthig geschrieben: „In Weimar hat man über politische Sachen gar kein Urtheil.“ Wenn Göthe, der wie für Geschichte so auch für Politik kein Organ besaß, über den Patriotismus des Dichters so sich äußerte, wie früheren Ortes berührt worden, so hatte er von seinem Standpunkt aus unzweifelhaft recht. Aber dabei kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß in dieser Richtung sein Einfluß auf Schiller, wenigstens für eine Zeit lang, kein wohlthätiger gewesen sei. Schiller war nicht dazu gemacht, sich in die reine, man möchte sagen vornehm-abstracte Kunstsphäre zu verschließen. Es ist ihm auf die Länge auch gar nicht heimelig darin gewesen. Denn in ihm war neben dem künstlerischen auch das staatsbürgerliche Element mächtig und er empfand daher das Bedürfniß, unmittelbar auf seine Zeitgenossen zu wirken. Er besaß den Instinct des Propheten, des Völkerlehrers, und wenn er diesen Drang für eine Weile den reinkünstlerischen Interessen zum Opfer brachte, so hat er denselben doch am Ende seiner Laufbahn wieder vollkräftig walten lassen.

In den ersten Monaten des neuen Jahrhunderts finden wir den Dichter mit der Bearbeitung des Shakespeare'schen Macbeth für die Bühne beschäftigt. Das Repertoire der „idealen“ Bühne verlangte gebieterisch Bereicherung und durch diesen Umstand wurden Göthe und Schiller allmälig in ein dramaturgisches Experimentiren hineingedrängt, welches manchen Mißgriff zur Folge hatte. Göthe hatte sich herbeigelassen, Voltaire's Mohammed zu übersetzen, wohl nicht ohne Rücksicht auf Herzog Karl August, welcher in Folge frühester Gewöhnung auch jetzt noch, nach dem Erscheinen des Wallenstein auf der Bühne, das Heil des deutschen Theaters von der Rückkehr zu den Traditionen der französischen Classik erwartete. Daß die beiden Freunde zeitweilig darauf eingingen, mag mit auf Rechnung der antikisirenden Richtung zu setzen sein, welche sie als Gegengewicht gegen die platte Natürlich-

keit der Iffland-Kotzebue'schen Schule cultivirten. Trotzdem sieht man den bekannten Stanzen, welche Schiller an Göthe richtete, als dieser die Voltaire'sche Tragödie auf die Bühne brachte, recht wohl das Unbehagen an. Im Grunde widersprechen auch die schönen Verse überall sich selber, wenn der Dichter sagt, der Deutsche könne muthig einen selbstgepflanzten Lorbeer zeigen und der Franke dürfe uns nicht Muster werden, weil aus seiner Kunst kein lebendiger Geist spreche, aber dennoch solle derselbe ein „Führer zum Besseren" sein und die oft entweihte Szene von „der Natur nachlässig rohen Tönen" reinigen. Es ist charakteristisch, daß, während Göthe sich zum Voltaire wandte, um dem theatralischen Bedarf zu genügen, Schiller in der nämlichen Absicht zum Shakspeare griff. Aber seine Bearbeitung des Macbeth ist kein Meisterstück. Seine sehr mangelhafte Kenntniß der englischen Sprache, welche ihn zwang, sich doch hauptsächlich mit den unzulänglichen Uebersetzungen von Wieland und Eschenburg zu behelfen, war noch nicht so sehr vom Uebel wie das Colorit, welches er dem großen Briten aufzwang. Hier mußte das Antikisiren ganz am unrechten Platze sein: man vergleiche nur die Schicksalsschwestern des Schiller'schen Macbeth mit den Witches des Shakspeare'schen.

Mit Befriedigung sehen wir die beiden Freunde von solchen im Ganzen verfehlten Versuchen wieder zu selbstständigen Arbeiten zurückkehren. Göthe in Fortführung des Faust schickte sich an, die Helena auftreten zu lassen, und Schiller nahm die Maria Stuart wieder auf. Neben dieser Arbeit her lief die Ordnung und Durchsicht seiner Gedichte, deren erste Sammlung Ende Juli's 1800 druckfertig war und auch im laufenden Jahre noch erschien. Gegen das Frühjahr zu brachte aber ein mehrwöchentlicher harter Krankheitsanfall seine Thätigkeit ins Stocken. Noch zu Ausgang des März beklagte er sich gegen Körner, daß seine Kräfte noch sehr weit zurück seien, daß er an heftigem Husten leide, die

Treppen nur mit Mühe steige und nur mit zitternder Hand schreibe. Um ihm den stärkenden Genuß der Landluft zu verschaffen, hatte der Herzog die Güte, ihm einen Aufenthalt im Schloß Ettersburg anzubieten, und hier wurde im Laufe des Mai in stiller Waldeinsamkeit die Maria Stuart zu Ende geführt. Die Vorbereitungen zur Aufführung wurden rasch betrieben, obgleich die bekannte Communionsszene im fünften Act eine Klippe derselben zu werden drohte. War doch selbst Göthe'n, wie er unterm 12. Juni dem Freunde schrieb, „nicht wohl dabei zu Muthe.“ Aber der Dichter blieb fest und bei seinem hohen Begriffe von dem Theater als einer sittlich-religiösen Anstalt konnte und mußte er es bleiben. „Vorgestern — meldete er unterm 16. Juni an Körner — ist die Maria Stuart gespielt worden und mit einem Succeß, wie ich ihn nur wünschen konnte.“ Es war ein heißer Sommer und eine Weimarer Dame, welche über die erste Aufführung der Tragödie berichtet hat, erinnerte sich, daß der 14. Juni ein besonders schwüler Tag gewesen sei. Das hielt indessen das Publicum nicht ab, sich ins Theater zu drängen und geduldig bis nach 10 Uhr darin auszuhalten. Unsere Berichterstatterin setzt als Augenzeugin hinzu, das erste Urtheil über dieses Stück sei nicht durchaus günstig gewesen. Man habe es in der Form, im dramatischen Effect zwar noch gelungener gefunden als den Wallenstein, aber daneben habe man ungern idealische Gestalten, wie Max und Thekla, vermißt und an der Zankszene zwischen den beiden Königinnen und noch mehr an der Abendmahlsszene habe Mancher Anstoß genommen. Entschiedener war der Beifall zu Lauchstädt, wo die Weimarer Truppe das Stück am 3. Juli wiederholte. Man schlug sich da förmlich um die Billets zu der Vorstellung und zuletzt war es vergeblich, diese, welche ursprünglich 8 Groschen kosteten, auf 3 Thaler hinaufzusteigern, weil in dem vollgepfropften Saale schlechterdings Niemand mehr Platz hatte.

Festgestellt dürfte sein, daß Maria Stuart eine der wirksamsten Tragödieen der modernen Literatur ist; aber als historisches Drama angesehen, unterliegt das Gedicht begründetem Tadel. Schiller hat, indem er nach Vollendung des Wallenstein, wie oben berührt worden, nach einem „bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff" verlangte, einen Fehlgriff gethan, als er trotzdem die Geschichte der berühmten oder berüchtigten Königin von Schottland wählte. Das bloß Menschliche und Leidenschaftliche überwiegt in der That in diesem Trauerspiel das Historische weit, zu weit. Daher die allerdings genial angelegte Glorification Maria's, daher die Vorliebe, mit welcher Mortimer behandelt ist, eine Figur, welche an den jugendlichen Sturm und Drang der Räuber erinnert, daher die schiefen Lichter, welche auf Elisabeth fallen. Die geschichtliche Situation ist in eine menschliche umgesetzt, d. h. an die Stelle der tragischen Motive, welche sich aus dem Kampfe der zwei in den beiden Königinnen verkörperten Prinzipien, des Katholicismus und des Protestantismus, ergeben sollten, ist als tragisches Agens die Nebenbuhlerschaft von zwei leidenschaftlichen Frauen gerückt. Carlyle hat daher nicht ohne Grund die Idee der Maria Stuart, im Vergleich mit dem Wallenstein, eng und beschränkt genannt. Den gerügten historischen Mangel zugegeben, wird man aber nicht viel dagegen einzuwenden haben, wenn Frau von Staël die Maria Stuart das planmäßigste und rührendste deutsche Drama nannte. Gibt doch selbst A. W. Schlegel zu, die Tragödie sei „mit großer Gründlichkeit und Kunstfertigkeit construirt" und es sei darin „Alles so weislich abgewogen," daß man schwerlich Etwas werde verrücken können ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Endlich gesteht auch Schlegel, der ausgesprochene Widersacher des Dichters, daß die Wirkung „unfehlbar" sei. In Wahrheit, mit hoher Kunst weiß der Dichter in dieser Dichtung die Leidenschaften zu einem tobenden Sturm anschwellen zu machen, um

dann mit noch höherer sie verschweben und versäuseln zu lassen. Die Art, wie Maria auf dem Wege der Religion zur Versöhnung mit sich und der Welt gelangt, ist unvergleichlich schön, und daher ist es auch schwer zu begreifen, wie man an der Abendmahlsszene Anstoß nehmen konnte. Ein äußerlicher Cultact ist hier mit den geheimsten Regungen der Seele wundervoll vermittelt und keine Hand fühlt sich versucht, den Glorienschein anzutasten, welcher das Haupt Maria's auf ihrem Gange zum Schaffot umgibt. Was schließlich den Vorwurf angeht, daß Schiller in diesem Drama mit dem Romanismus schöngethan habe, so ist derselbe unendlich lächerlich; denn das Gedicht gehört ja zu den furchtbarsten Streichen, die jemals gegen Rom geführt wurden.

Schon zu Ende des Juli war unser Dichter wieder an einer neuen Arbeit. Es ist, als hätte er geahnt, daß seine Zeit gemessen sei und daß er sich beeilen müsse. „Das Mädchen von Orleans ist der Stoff, den ich bearbeite — schrieb er am 28. Juli an Körner. Der Plan ist bald fertig und ich hoffe binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehen zu können. Poetisch ist der Stoff in vorzüglichem Grade, so nämlich, wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir ist aber angst vor der Ausführung, eben weil ich sehr viel darauf halte und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können.“ Am 14. August flüchtete sich Schiller vor der in der Stadt herrschenden Hitze für einige Tage nach Ober-Weimar hinaus, konnte aber, daselbst in den Tumult einer Bauernhochzeit hineingerathen, zu keiner rechten Arbeitsstimmung kommen. Im September fuhr er mit Meyer nach Jena hinüber, Göthe zu besuchen, der während der ganzen Zeit, welche der Hof in Wilhelmsthal verbrachte, in dem „lieben alten närrischen Nest“ weilte und dort seine Helena schuf. Der Winter verlief unter stillem Musendienst. „Ich habe das alte Jahrhundert thätig beschlossen — schrieb der Dichter unterm 5. Januar 1801 an Körner — und meine neue

Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt. Schon der Stoff erhält mich warm; ich bin mit dem ganzen Herzen dabei.“ Am 10. Februar konnte er die drei ersten Acte Göthe vorlegen und am 5. März ging er bei heiterem Wetter nach Jena, um dort in der Stille seines Gartenhauses sich zur Beendigung seines Werkes zu sammeln. In dieser Einsiedelei, welche um so mehr eine solche war, da er Frau und Kinder in Weimar zurückgelassen, hielt er sich fleißig an die Arbeit und ärgerte sich daneben über Herder's „Adrastea,“ über dieses, wie er an Göthe schrieb, „erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämische Vergleichungen anzustellen.“ An ein wissenschaftliches Gespräch mit Schelling knüpfte sich ein tiefsinniger Ausspruch Schiller's über Poesie. „Vor einigen Tagen — äußerte er unterm 27. März gegen Göthe — habe ich Schelling den Krieg gemacht wegen einer Behauptung in seiner Transcendental-Philosophie, daß in der Natur von dem Bewußtlosen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunst hingegen man vom Bewußtsein ausgehe zum Bewußtlosen. Ihm ist zwar hier nur um den Gegensatz zwischen dem Natur- und dem Kunstproduct zu thun und insofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß diese Herren Idealisten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtlosen an, ja er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden. Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen und die Poesie, däucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Object überzutragen. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen

Idee gerührt sein, aber er kann sie in kein Object legen, er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen. Ebenso kann der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Product mit Bewußtsein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an und endigt nicht mit demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus."

Am 3. April war der Dichter wieder in Weimar und bald darauf konnte er dem Freunde in Dresden melden, daß die Jungfrau beendigt sei. „Mir ist nun wieder ganz unbehaglich — schrieb er dazu. Ich wünschte wieder in einer neuen Arbeit zu stecken. Es ist Nichts als die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht." Göthe hatte das neue Drama schon am 20. April gelesen und schickte das Manuscript an den Dichter zurück mit den Worten: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm Nichts zu vergleichen weiß." Der Haupttadel, welchem das Trauerspiel bei den Zeitgenossen und später unterstellt wurde, ist der, daß Schiller mit der Geschichte seiner Heldin zu dichterisch umgesprungen sei und die Tragik der Historie durch den von ihm erfundenen Conflict, in welchen das Herz der gottbegeisterten Jungfrau mit ihrer heldischen Mission geräth, keineswegs erreicht, geschweige übertroffen habe. So faßte A. W. Schlegel die Sache, indem er urtheilte: „Das wahre schmachvolle Märtyrerthum der verrathenen und verlassenen Heldin würde uns tiefer erschüttert haben als das rosenfarb erheiterte, welches Schiller im Widerspruch mit der Geschichte ihr andichtet." Dagegen hat ein neuerer Aesthetiker, Carriere, mit Grund bemerkt, der Dichter sei „nicht zu tadeln, daß er hier von der äußeren Geschichte abgegangen, daß er die von ihrem Volk Verlassene wieder mit dem Volk versöhnt und als dessen Retterin siegreich habe sterben lassen; denn er habe dadurch nichts Anderes gethan

als die nach ihrem Tod erfolgte Revision ihres Prozesses in sein Werk aufgenommen und die Zeit des Leidens und der Verkennung als verschwindend dargestellt gegen den bleibenden Ruhm in der liebevollen Erinnerung der Menschheit." Zur weiteren Begründung dessen muß man im Auge halten, daß Schiller mit ganz bestimmter Rücksicht auf die schnöde Verunglimpfung, welche Voltaire in seiner Pucelle der Nationalheldin Frankreichs angethan hatte, an sein Werk gegangen ist. Er hat das in seinen „das Mädchen von Orleans" überschriebenen drei Strophen deutlich ausgesprochen. Voltaire hatte alle Kraft seines Witzes und die ganze Frivolität seiner Zeit aufgeboten, um „das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n" und aus seinem heroischen Thema eine von Sarkasmen funkelnde Zote zu machen. Der deutsche Dichter wollte, frommen Sinnes, die also prostituirte Jeanne d'Arc rehabilitiren: die Begeisterung sollte gutmachen, was der Spott verbrochen. So faßte er denn das Beginnen der Jungfrau als ein religiöses Thun, als ein aus der Verbindung des Christenthums in seiner Erscheinungsform als Katholicismus mit dem mittelalterlichen Volksgeist hervorgehendes Wunderbares. Freilich hat das Moment des Wunders etwas mystisch Somnambulistisches in die Handlung gebracht, welches durch die Berufung auf den Glauben der Zeitgenossen des Mädchens von Orleans an dessen höhere Kräfte kaum in diesem Umfange gerechtfertigt sein dürfte. Hier ist in der That der Punkt, wo sich unser Dichter den Einflüssen der Romantik mehr als billig zugänglich gezeigt hat. Wollte er den Romantikern zeigen, daß er sie auf ihrem eigenen Gebiete weit übertreffen könne? Wohl schwerlich, aber jedenfalls hat sich die Romantik an dem Dichter gerächt, denn sie nöthigte ihn nicht nur zu dem bedenklichen Motiv, die Heldin zur Verliebten absinken zu lassen, sondern brachte auch in die Tragödie eine gewisse opernhafte Willkür, welche sich in den weit mehr störenden als fördernden Episoden von Montgomery und dem schwarzen

Ritter kundgibt, wie nicht minder in der zur Caricatur übertriebenen Figur der Königin Isabeau. Gibt man aber den Tadlern dies Alles zu und ebenso noch den Vorwurf, daß der Gang der Handlung mehr ein epischer als dramatischer sei, woher denn trotzdem die große Gesammtwirkung der Tragödie? Die Antwort ist leicht. Die große Gesammtwirkung kam von dem wundersam kunstreichen Aufsteigen vom anmuthigen Idyll zum weltgeschichtlichen Trauerspiel, von dem herrlichen Contrast zwischen der schlichten Hirtin und der hochsinnigen Heldin, von dem energischen Hauch religiöser und patriotischer Begeisterung, welcher das ganze Gedicht durchathmet, und endlich von jenem undefinirbaren, geheimnißvollen Etwas, das den echten Dichter macht, wie den echten Tonkünstler die Melodie. Der Kunstrichter hat das Recht und die Pflicht, die Mängel der Tragödie aufzudecken; aber Hunderttausende, Millionen von Herzen haben dem Dichter das Wort nachgesprochen, womit er seine Johanna in die Welt entließ: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!"

Der sofortigen Aufführung der Jungfrau in Weimar stellten sich Hindernisse entgegen. Der Herzog, ganz in der Voltaire'schen Auffassung des Gegenstandes befangen, schrieb zu Anfang Aprils an Karoline von Wolzogen: „Mit Schrecken habe ich erfahren, daß Schiller ein Theaterstück, die Pucelle d'Orleans, wirklich geschrieben hat; ich hatte davon munkeln hören, glaubte es aber nicht. Machen Sie doch, gnädige Frau, daß ich dieses Stück zu Gesichte bekomme, ehe es in die Welt tritt oder ehe es, auf unserem Theater gespielt zu werden, die Einrichtung bekommt. Das Sujet ist äußerst scabrös und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltaire'sche Poem fast auswendig wissen." Karoline veranlaßte hierauf den Schwager, dem Fürsten die Handschrift mitzutheilen, und im Mai sandte Karl August dieselbe an Frau von Wolzogen zurück

mit den Worten: „Schiller's Mädchen von Orleans hat gewiß in seiner Art das schönste Ensemble und poetische Verdienste, wie sie selten anzutreffen sind; eine Wärme herrscht in diesem Poem, das auch denjenigen nicht kalt bleiben läßet, der nie christlicher Mythologie Geschmack abgewinnen konnte und der nie Interesse an einer Person oder Heldin zu fassen vermochte, die durch nicht menschliche Inspiration zu das (sic!) wurde, was sie merkwürdig macht. Die betrübte deutsche Sprache ist in die schönste Melodie gezwungen, deren sie fähig ist, und die der deutschen Muse hat Schiller so veredelt wirken lassen, daß man zwischen Erhabenheit und Herzlichkeit schwebt, wenn man dieses Gedicht liest." Man sieht, die Tragödie hatte trotz aller Opposition, in welcher sie zu dem Geschmacke des Herzogs stand, bedeutend auf diesen gewirkt. Dessenungeachtet — schrieb Schiller unterm 28. April an Göthe — „meinte er, sie könne nicht gespielt werden, und darin könnte er rechthaben. Nach langer Berathschlagung mit mir selbst werde ich sie auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vortheile dabei entgehen." Göthe war nicht dieser Meinung. „Einer Vorstellung Ihrer Jungfrau — schrieb er zurück — möchte ich nicht ganz entsagen. Sie hat zwar große Schwierigkeiten, doch haben wir schon große genug überwunden." Die Schwierigkeiten waren aber nicht so fast dramaturgische, sondern vielmehr in „Privatverhältnissen" begründete, auf welche Schiller in einem Schreiben vom 17. November 1801 anspielte, worin er die Schauspielerin Bethmann in Berlin zur Uebernahme der Rolle der Jungfrau nach Weimar einlud. Das Lange und Kurze der Sache war dieses. Der Dichter hatte die Rolle seiner Heldin für Karoline Jagemann bestimmt; allein diese Karoline war dem Herzog, wie er der Frau von Wolzogen gestand, „zu lieb," als daß er „ihr schönes Talent und Bemühen so zwecklos und ihr so nachtheilig hätte gezwungen sehen mögen." Der Fürst bewies hier einen ganz richtigen Takt, weil die Vermuthung nahelag,

Demoiselle Jagemann könnte in der Rolle der Jungfrau zu unliebsamen Bemerkungen Veranlassung geben. So wollte denn Schiller, noch dazu geschreckt durch „die schreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und den Zeitverlust der Proben," von der Darstellung der Tragödie abstehen; allein die Ermuthigung von Seiten Göthe's und der Umstand, daß die Bühnen von Leipzig, Berlin, München und Hamburg dringend nach dem neuen Stücke verlangten, ließen ihn anderen Sinnes werden und bewogen ihn, das Trauerspiel bühnengerecht zu machen. So beschritt die Jungfrau noch im Jahre 1801 in Leipzig die Bühne und zu Neujahr 1802 wurde die Tragödie in Berlin zur Einweihung des neuerbauten Theaters gegeben. In Weimar waren die Hindernisse der Aufführung erst im Frühjahr 1803 gänzlich beseitigt, hauptsächlich dadurch, daß an der Stelle der Jagemann Fräulein Malcolmi die Titelrolle übernahm. Am 23. April ging denn auch hier die Tragödie in Szene und unterm 12. Mai schrieb Schiller darüber an Körner: „Die Jungfrau ist vor drei Wochen hier zum ersten Mal aufgeführt und mehrmals repetirt worden. Ich habe mir mit den Proben viel zu thun gemacht; das Stück ist aber auch charmant gegangen und hat einen ganz ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Alles ist davon elektrisirt worden."

Wieder in das Jahr 1801 uns zurückwendend, sind wir Zeugen, wie rastlos unser Dichter schon zu Anfang des Mai, also kaum ein paar Tage nach Vollendung der Jungfrau, wiederum nach einem bestimmten Ziel seiner Thätigkeit suchte. Die Malteser boten sich ihm zur Ausführung dar, wurden jedoch abermals zurückgelegt, weil der Dichter meinte, noch „fehle ihm das punctum saliens zu diesem Stück." Warbek wurde ebenfalls wieder näher in Betracht gezogen und auch die Idee einer Komödie ging dem Dichter auf. Diese ließ er freilich sofort wieder fallen, weil er, wie er gegen Körner äußerte, bei näherem Nachdenken fand, „wie fremd ihm dieses Genre sei." Zuletzt entschloß er

sich, eine „einfache Tragödie in der strengsten griechischen Form zu versuchen,“ deren Thema „ganz eigene Erfindung“ sein sollte. Es ist also von der Braut von Messina die Rede, deren Plan schon am 13. Mai so fertig vorlag, daß Schiller zur eigentlichen Arbeit schreiten konnte und auch wirklich geschritten wäre, wenn nicht die beginnende Sommerhitze sein Krampfleiden wieder zu einer schmerzlichen Höhe gesteigert hätte. So war dem Dichter angestrengte Thätigkeit für einige Zeit unmöglich und er entschloß sich im Juni, als Göthe zur Brunnencur nach Pyrmont gegangen, eine Badereise zu unternehmen. In Dobberan an der Ostsee wollte er durch Meerbäder „einen entscheidenden Versuch in Betreff seiner Gesundheit machen“ und dann über Berlin und Dresden heimkehren. Diese Absicht kam aber nicht zur Ausführung, wahrscheinlich weil Schiller's Wohnung zu Anfang Juli's „einem Lazareth glich:“ die Kinder lagen an den Masern danieder und auch Lotte kränkelte. Der ganzen Familie war bei mäliger Genesung eine Erholung vonnöthen und so wurde ein Ausflug nach Dresden beschlossen, an welchem auch Schwester Karoline sich betheiligte. Körner räumte den hochwillkommnen Gästen sein Weinbergshaus bei Loschwitz ein und hier verlebte der Dichter im Kreise seiner Familie und alter lieber Freunde einen glücklichen Monat, den August. Es muß ihn eigenthümlich bewegt haben, den Pavillon oben auf der Höhe des Rebengartens, wo der Don Carlos zu Ende geführt worden war, wieder zu betreten. Wie viel hatte er seither erfahren, gethan, gelitten! Mit welchen Empfindungen mußte der gereifte Denker und Künstler auf die Strebungen und Irrungen seiner Jünglingsjahre, auf die bunten Illusionen und herben Enttäuschungen seiner Wanderzeit zurückblicken! Aber die Vergangenheit warf keine Schatten in die Gegenwart. In Loschwitz, sowie nachher in Dresden, wo die Familie vom 1. bis zum 15. September weilte, gab er sich unbefangen und heiter; die Betrachtung der Kunst-

schätze, an welchen die Dresdener Galerie so reich ist, erhöhte sein glückliches Befinden und Körner hatte seine rechte Herzensfreude an der geistigen Kraftfülle, an dem rastlosen Vorwärtsstreben des großen Freundes.

Von Dresden reiste der Dichter mit den Seinigen in Gesellschaft Körner's und seiner Frau über Hubertsburg und Hohenstädt nach Leipzig, wo am 17. September die Jungfrau zum ersten Mal auf den Brettern erschien. Hier nun sollte Schiller erfahren, wie sehr Körner rechtgehabt hatte, als er unterm 22. August 1798 dem Dichter geschrieben: „Gegen das Publicum bist du nicht ganz gerecht. Du erfährst nur einen kleinen Theil von der Wirkung deiner Arbeiten. Der Deutsche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, den ein Kunstwerk auf ihn macht, laut werden zu lassen. Hiezu bedarf es immer noch eines besonderen Anlasses." Die in den wichtigsten Rollen sehr gelungene Aufführung der Jungfrau bot jetzt dem Publicum einen solchen Anlaß, seine Gefühle für Schiller zu manifestiren. Er feierte einen wahren Triumph. Dem heißen Abend zum Trotz war das Theater bis zum Erdrücken voll und die Aufmerksamkeit auf die Tragödie liebevoll gespannt. Als nach dem ersten Act der Vorhang niederging, brachen die Zuschauer wie mit einem Munde in ein huldigendes: „Es lebe Friedrich Schiller!" aus und Trompeten und Pauken verstärkten den jubelnden Zuruf. Den Dichter hielt seine Bescheidenheit im Hintergrund seiner Loge zurück und nur Wenige wurden seiner dankenden Verbeugung gewahr. Aber man wollte den Liebling der Nation sehen. Als das Stück unter allgemeiner Begeisterung zu Ende gegangen, war der Platz vor dem Schauspielhause bis hinab zum Rannstädter Thore dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller heraustrat, war schnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten sich. So schritt er durch die Reihen seiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Eltern

ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuflüsterten: „Seht, dieser ist es!"

Zur Erhaltung der heiteren Stimmung, in welcher der Dichter nach Weimar zurückkehrte, konnte es nur beitragen, daß am Tage nach seiner Heimkehr ihm die treffliche Schauspielerin Friederike Unzelmann aus Berlin seine Maria Stuart als Gastrolle vorführte. In diese Zeit fällt auch eine hübsche Begegnung Schiller's mit Zelter, welcher von Berlin gekommen war, um ihn persönlich kennen zu lernen. Mit Eintritt des Spätherbstes bestimmte das Bedürfniß des Theaters den Dichter zur Bearbeitung des Gozzi'schen Märchendrama's Turandot und er überwand glücklich „die pedantische Steifigkeit," das „Marionettenhafte" des Originals. Die eingewobenen Räthsel sind übrigens bekanntlich ganz selbstständige Dichtungen voll sinnreicher Phantasie. Auf die Arbeitsamkeit Schiller's wirkte es günstig, daß die Weimarer Geselligkeit im Winter von 1801—2 wieder einen höheren Schwung nahm. Göthe vereinigte die beiderseitigen Freunde und Freundinnen zu einem munteren Kreise, dem sogenannten Mittwochskränzchen, das sich regelmäßig alle vierzehn Tage in seinem Hause versammelte und an welchem auch der Herzog und seine jungen Söhne sich betheiligten. Lotte, Karoline, Fräulein von Göchhausen, die Gräfin von Egloffstein, die Hofmarschallin von Einsiedel und Fräulein Amalie von Imhof brachten die Anmuth weiblicher Sitte in diesen zwanglosen Kreis. „Es geht recht vergnügt dabei zu — schrieb Schiller unterm 16. November an Körner. Wir lassen uns — (durch die Anwesenheit des Herzogs und der Prinzen) — nicht stören und es wird fleißig gesungen und poculirt." Im Mittwochskränzchen ertönten zuerst Göthe's „Tischlied" und Schiller's Lieder „die vier Weltalter," „die Gunst des Augenblicks" und „an die Freunde." Hier konnte sich unser Dichter dem gemüthlichen Wohlbehagen überlassen, jenem Erbtheil seiner schwäbischen Natur, das ihn die „Gunst

des Augenblicks" gerne genießen ließ. Er hat es ja in einer seiner ebenso herzlichen als gedankenreichen Tischreden vom Jahre 1801, wie sie durch eine Cousine seiner Frau, Christiane von Wurmb, aufgezeichnet wurden, ausgesprochen, daß „ein frohes, heiteres Gemüth die Quelle alles Edlen und Guten ist. Das Größte und Schönste, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung. Kleine, düstere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, sind nicht fähig, die heiligsten Momente des Lebens zu fassen, zu genießen und zu wirken, wie sie sollten." Aber die edle Geselligkeit des Kreises, in welchem unser Dichter die eben bezeichnete Stimmung frei walten lassen konnte, blieb nicht ohne Anfechtungen. Noch mehr, das Mittwochskränzchen mußte dem Neid eines lauernden Intriguanten Veranlassung zu dem Versuche geben, einen Keil in den Bund zwischen Göthe und Schiller zu treiben, vielleicht denselben wohl ganz zu sprengen. Kotzebue nämlich, welcher damals nach mancherlei Irrfahrten seinen Wohnsitz in Weimar genommen, betrachtete diesen Bund mit um so größerer Abneigung, als er es dem festen Zusammenhalten der beiden Freunde zuschrieb, daß das Theater seine Stücke lange nicht so berücksichtigte, wie sie anderwärts berücksichtigt wurden. Dazu kam die Wuth, daß ihm der Versuch, sich in das Mittwochskränzchen einzudrängen, total mißglückt war. Er hatte gehofft, dies durch seine ziemlich ausgedehnten Verbindungen bei Hofe durchzusetzen, und Fräulein von Göchhausen hatte es übernommen, ihn einzuführen. Aber Göthe sagte: „Es hilft dem Kotzebue Nichts, daß er am weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen ist, wenn er nicht auch bei dem geistlichen daselbst Zutritt erhält" — und wußte durch eine Modification der Gesellschaftsstatuten dem Mißliebigen ein für allemal die Thüre zu verschließen. Kotzebue brütete Rache und als geeignetstes Mittel hiezu erschien ihm der Versuch, Schiller und Göthe unter einander zu verhetzen. Zu diesem Ende sollte dem Ersteren

auf Kosten des Letzteren eine feierliche Apotheose bereitet werden, in Form einer Vorführung von Szenen aus seinen Trauerspielen in dem festlich decorirten Saale des Stadthauses. Zuletzt dann sollte der Dichter von schönen Händen mit dem Lorbeer gekrönt werden. Kotzebue entwickelte bei diesem Anschlag seine ganze Betriebsamkeit. Mehrere Damen des Mittwochskränzchens sagten ihre active Betheiligung an der Huldigungsfeier zu, Wieland nahm die Einladung dazu an, Göthe schwieg und ging nach Jena, Schiller, dem bei der ganzen Geschichte unheimlich zu Muthe war, äußerte: „Ich werde mich wohl krank melden.“ Die ganze Stadt parteite sich für und wider, es war ein großes Regen und Bewegen, Flüstern und Zischeln und Alles sah mit gespannter Erwartung dem 5. März 1802 entgegen, an welchem die Feier statthaben sollte. Allein siehe da, es wurde Nichts daraus. Der Bürgermeister versagte die Erlaubniß zur Benützung des Stadthauses, und da man dieser Amtshandlung leicht anmerken konnte, daß ihre Wurzel bis zum Herzog hinaufreichte, welcher den wahren Sinn der Kotzebue'schen Intrigue ohne Zweifel erkannt hatte, so ließ man die Sache fallen. „Der 5. März — schrieb Schiller unterm 10. an Göthe — ist mir glücklicher vorüber gegangen als dem Cäsar der fünfzehnte und ich höre von dieser großen Angelegenheit gar Nichts mehr. Hoffentlich werden Sie bei Ihrer Zurückkunft die Gemüther besänftigt finden.“ Voll Aerger ging Kotzebue von Weimar weg und ließ seinen Zorn in einem anonym in Berlin gedruckten Pamphlet aus, worin er seine beiden Erzfeinde, die Schlegel, und mehr noch Göthe mit Invectiven überschüttete.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß übrigens gesagt werden, daß namentlich Göthe's Gebahren als Theaterdirector eine schwache Seite hatte, welche selbst einen Kotzebue und dessen Anhänger zu Angriffen berechtigte. Auch Schiller ist nicht von dem Tadel freizusprechen, durch allzu große Nachgiebigkeit gegen

Göthe diesen zu den bedenklichsten dramaturgischen Experimenten ermuthigt zu haben. Keine Frage, es war den beiden Freunden mit der Herstellung einer idealen Bühne heiliger Ernst und dieser Ernst spricht auch aus Schiller's bestem satirischen Gedicht, Shakspeare's Schatten, worin er die Dramatik von Kotzebue und Consorten so köstlich persiflirte. Aber die Beiden übersahen, daß man einer Nation Geschmack und Urtheil nicht mit Gewalt octroyiren kann, und noch schlimmer war es, daß die Beharrlichkeit, womit sie dieses versuchten, zuletzt auf wunderlichste Abwege führte und bis ins Lächerliche ging. Dazu kam, daß Göthe's Direction in äußerlichen Dingen von einer gewissen Steifigkeit und Pedanterei nicht freizusprechen war. So hatte z. B. der Balkon eine exclusive Bestimmung und streng gesondert saßen auf demselben — „in Weimar, der edlen Musenstadt!" — rechts der Adel, links die bürgerlichen Honoratioren. Beifall oder Mißfallen laut zu bezeugen, war untersagt und mit strengem Blick hielt der Herr Geheimrath, mitten im Parterre auf einem Sessel thronend, diese Hausordnung aufrecht, namentlich auch den Jenenser Studenten gegenüber. Der Billigung des Hofes sicher, glaubte Göthe dem Publicum Alles zumuthen zu dürfen. Solche Unternehmungen, wie die Aufführung von Lessing's Nathan, welcher hier zuerst (28. November 1801) würdig dargestellt wurde, waren gewiß höchst löblich. Aber man experimentirte mit Allem und Jedem, mit Voltaire wie mit Shakspeare, und führte sogar die Terenz'schen Komödieen mit Anwendung der antiken Gesichtsmasken auf, im directen Widerspruch mit den Grundgesetzen der modernen Bühne. Man verlangte, daß das Publicum an einem so kalten, leblosen Machwerk, wie der Jon von A. W. Schlegel war, ein Ergötzen fände, ja man zwang ihm sogar den Alarkos von Fr. Schlegel auf. Als aber diese dramatische Monstrosität am 29. Mai 1802 über die Bühne hinkte, war die Geduld des Publicums doch gründlich zu Ende. Es wurde Gepoch und

Gelächter laut. Vergebens erhob sich Göthe, mit donnernder Stimme rufend: „Man lache nicht!“ „Jedes monarchische Beklatschen des Unsinns — schrieb Karoline Herder schadenfroh an Knebel — wurde von einem Lachen des Publicums beehrt.“ Schiller war nur mit „bedenklichen Sorgen“ daran gegangen, dieses „seltsame Amalgam des Antiken und Neuestmodernen,“ welches Körner kurzweg und treffend eine Geisteskrankheit nannte, den Schauspielern einzustudiren, und es ist bemerkenswerth, daß gerade zur Zeit, wo er sich so mit dem Alarkos abquälte, der Verfasser desselben pasquillische Verse gegen ihn schmiedete und unter der Hand in Umlauf setzte. Wir dürfen jedoch den Blick von der dramaturgischen Thätigkeit Göthe's und Schiller's nicht abwenden, ohne noch einmal zu betonen, daß ungeachtet der Fehlgriffe, welche dabei mitunterliefen, dennoch ihren Bemühungen hauptsächlich die deutsche Bühne ihre Würde verdankt. Es fehlt nicht an sprechenden Beweisen, daß schon zu Anfang unseres Jahrhunderts die Schiller'sche Vorstellung vom Theater als einer sittlichen und ästhetischen Bildungsanstalt ins Bewußtsein der Nation eingegangen war.

Im Verlaufe des Kapitels ergab sich die Gelegenheit, der schwäbisch-gemüthlichen Seite in Schiller's Wesen wieder einmal zu gedenken. Gewiß nicht minder als aus dem Umstand, daß des Dichters Miethwohnung für stilles Sinnen und Schaffen zu geräuschvoll war, ist ihm aus dem Bedürfniß des Heimeligseins, wie wir Schwaben es nennen, der Wunsch erwachsen, auch in Weimar wieder eigen Dach und Fach zu besitzen. Eigenes Haus und eigener Herd! — es liegt Poesie in dieser Vorstellung, auch für einen Weltbürger. Der Jugend ist es gegeben, darüber sich hinwegzusetzen und sich vorkommenden Falls in jedem Gasthaus heimisch zu fühlen; aber den reiferen Mann überkommt die Sehnsucht, einen Fleck zu besitzen, auf dem er fühlen und sprechen kann: Da bin ich daheim, ganz daheim! Das ist mein „Hei-

meli," sagt der Schweizer und wunderbar gibt hier die Mundart die ganze Traulichkeit des Heimatbegriffes wieder. Genug, Schiller erwarb sich eigen Dach und Fach, indem er im Februar 1802 einem Engländer, Mellish geheißen, der abwechselnd in Dornburg und Weimar lebte, dessen in letzterem Orte an der Esplanade gelegenes Haus abkaufte und zwar um den Preis von 4200 Gulden. Einen Theil des Ankaufspreises deckte er vermittelst seines kleinen Besitzthums in Jena, welches er freilich um 1150 Thaler ablassen mußte, aber erst im Jahre 1804 konnte er, wie aus einem Brief an seinen Schwager Wolzogen vom 20. März erhellt, hoffen, sein Weimarer Haus „vollends schuldenfrei zu machen." Die Esplanade, jetzt der glänzendste Stadttheil von Weimar und mit drei- und vierstöckigen Gebäuden besetzt, unter welchen sich das „Schillerhaus" sehr gedrückt, ja fast kümmerlich ausnimmt, war damals ein Spaziergang, welcher auf das außerhalb der Stadtmauer gelegene Theater zuführte. Das Haus des Dichters war ein einzelnstehendes, gegen die Sonne gerichtetes, und die grünen Bäume gegenüber verliehen der Umgebung einen ländlichen Charakter. Für einen bürgerlich-beschränkten Haushalt reichte das kleine Giebelhäuschen gerade aus. Im mittleren Stockwerk befanden sich die Wohn- und Schlafräume der Familie, in dem darüber liegenden Erkerstockwerk hauste der Dichter. Die Pietät hat jetzt diese bescheidenen Räume, das Ziel unzähliger Wallfahrer, sinnig ausgeschmückt, zugleich aber Sorge getragen, namentlich das Arbeitszimmer Schiller's so zu erhalten, wie es bei Lebzeiten des großen Bewohners war. Da steht noch der Schreibtisch des Dichters, jenes bescheidene Möbel, wegen dessen Anschaffung er sich einst gegen Körner fast entschuldigen zu müssen glaubte und dem gegenüber am Fenster ein carmoisinseidener Vorhang angebracht war, dessen röthlicher Schimmer belebend auf die Phantasie Schiller's wirkte. Eine Schublade des Schreibtisches mußte, worüber sich Göthe bekanntlich eines Tages entsetzte, stets mit

halbfaulen Aepfeln angefüllt sein, weil ihr Geruch dem Dichter wohlthat, und unwillkürlich sucht das Auge des Besuchers mitleidsvoll unter dem Schreibtisch jenes Gefäß mit kaltem Wasser, in welches der Tradition zufolge Schiller die Füße zu stellen pflegte, um sich bei nächtlicher Arbeit munter zu erhalten. Man kann sich nichts Einfacheres denken als dieses kleine Gemach, aus dem so viele große Gedanken in die Welt ausgegangen. Das spärliche Mobiliar besteht aus einfachem Holze, die Stühle sind mit ungefärbtem Leder überzogen. Dazu ein kleines Spinett, mit einer Guitarre darüber, und ein paar schlechtcolorirte Kupferstiche — das ist Alles. Daneben das gewöhnliche Schlafcabinet des Dichters, ein winziges Dachstübchen, worin die niedrige Bettstelle stand, mit einem kleinen Tischchen davor, worauf die unscheinbare Mundtasse und die ebenso unscheinbare Tabaksdose Schiller's ihren Platz hatten.

In dieses bescheidene Bürgerhaus kam am 16. November 1802 ein — Adelsbrief. Karl August sandte ihn dem Dichter mit der Beischrift: „Dasjenige, was beikommender Harnisch in sich enthält, möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen; den freudigsten Anblick nehme ich an Ihrer Wappnung, wenn dieses Ereigniß Ihnen einen angenehmen Augenblick verschafft.“ Schiller der Dichter der Räuber, Schiller das Original des Posa, Schiller der Bürger der französischen Republik, geadelt! Das konnte wohl damals Aufsehen und allerlei Glossen hervorrufen und auch noch viel später mitleidiges Achselzucken erregen. Lotte schrieb darüber an Fritz von Stein: „Aus dem Diplom kann Jeder sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist.“ Man möchte um dieser köstlichen Naivetät willen die Treffliche noch im Grabe küssen. Ja wohl war der Dichter „ganz unschuldig“ daran, wie auch Göthe an seiner Adelung unschuldig gewesen war. „Sie werden recht gelacht haben — schrieb Schiller am 3. März 1803 an Humboldt nach Rom

— da Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen lassen." Aber es war doch nicht so ganz nur ein „Einfall" von Seiten des Herzogs, das Motiv lag tiefer. Der Adelsgeist war noch sehr mächtig in Weimar. Sonst hätte Karoline Herder es nicht als ein epochemachendes Ereigniß an Knebel melden können, daß zu Anfang des Jahres 1800 die Adeligen und Bürgerlichen zum ersten Mal mitsammen einen Ball veranstalteten. Weder die Genieperiode noch der nachhaltige Liberalismus Karl August's hatten die Steifigkeit der Etikette und des Kastenvorurtheils zu beseitigen vermocht. Zwei Jahre schon hatte Schiller in Weimar gewohnt, ohne daß die wichtige Frage zur Erledigung kam, ob es möglich sei, ihn offiziell bei Hofe zu empfangen. Als endlich eine offizielle Einladung erfolgte, lehnte er sie ab und schrieb darüber am 2. Januar 1802 an Frau von Stein: „Da ich nun zwei Jahre hier wohne, ohne nach Hofe eingeladen zu sein, so wünschte ich auch fürs Künftige, wegen meiner Kränklichkeit, davon ausgeschlossen zu bleiben. Ich bin, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht persönlich ist. Von Ihrer Güte hoffe ich, daß Sie dieser meiner Bitte bei der Frau Herzogin die gehörige Auslegung geben werden." Hier, glaube ich, ist die wahre Wurzel von Schiller's Adelung zu suchen. Die Herzogin Luise mag die Adelsverleihung als einen Ausweg ergriffen haben, die Antriebe ihrer Herzensgüte und ihrer Hochachtung vor dem Dichter mit ihren Standesbegriffen zu vereinigen, und mag so dem Herzog eingegeben haben, den Adelsbrief für Schiller beim Kaiserhofe nachzusuchen. Dies geschah und unterm 7. September 1802 wurde zu Wien die Urkunde ausgefertigt, vermöge welcher Kaiser Franz „mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rath und rechtem Wissen den Johann Christoph Friedrich Schiller sammt seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben

beiderlei Geschlechts in des heiligen römischen Reichs Adelstand gnädigst erhoben und eingesetzt hat." Näheres über das Ereigniß, und zwar sehr Charakteristisches, erfahren wir aus Schiller's Brief an Körner vom 29. November 1802. „Der Herzog — schrieb der Dichter — hatte mir schon seit länger her Etwas zugedacht, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hofe bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses Alles bringt nun der Adelsbrief ins Gleiche, weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirat hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel Nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vortheil, daß man von Nichts ausgeschlossen ist; denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, während man in einer größeren Stadt gar Nichts davon gewahr wird."

Die erste Zeit, welche der Dichter in seinem neuerworbenen Hause an der Esplanade verbrachte, war wiederum eine Trauer-

zeit. An demselben Tage, an welchem er die neue Wohnung bezogen hatte, am 29. April 1802, war daheim in Schwaben im Pfarrhause zu Kleversulzbach, wo sie bei ihrem Schwiegersohn Frankh, dem pfarrherrlichen Gatten ihrer Tochter Luise, gelebt hatte, Frau Elisabeth Dorothea Schiller gestorben. „Man kann sich nicht erwehren — schrieb der Dichter am 12. Mai an Göthe — von einer solchen Verflechtung der Schicksale schmerzlich angegriffen zu werden." Der letzte Brief der Hingeschiedenen an ihren Sohn hatte über dessen kindliche Pflichterfüllung das schöne Zeugniß abgelegt: — „Deine so große Liebe und Sorgfalt für mich wird Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach, so gibt es keinen Sohn in der Welt mehr." Die Gute hatte den vollen Ruhmesglanz ihres Fritz noch erlebt, aber ihrem Mutterherzen war es wohl noch wohlthuender gewesen, daß seine Häuslichkeit eine glückliche war, daß er im Hinblick auf Frau und Kinder sagen konnte: „Von dieser Seite hat mir der Himmel Nichts als Freude gegeben." Zwei Tage vor ihrem Tode hatte die Kranke sich das Medaillonbild ihres Sohnes geben lassen, hatte es ans Herz gedrückt und mit Rührung von dem gesprochen, welchen es darstellte. „Und so sind sie denn Beide hingegangen, unsere theuren Eltern — schrieb der Dichter an seine Schwestern — und wir Drei sind nun allein übrig. Laßt uns einander desto näher sein!"

In den Jahresübergang von 1802 zu 1803 fällt die Beendigung der Braut von Messina. Am 4. Februar war die Tragödie fertig und Abends las sie der Dichter auf den Wunsch des in Weimar anwesenden Herzogs von Meiningen in einer, wie er an Körner schrieb, „sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effecte" vor. Der Freund in Dresden, dem sogleich eine Abschrift zugegangen, schrieb zurück: „Dein neues Stück hat einen hohen Rang unter deinen Producten. Mir ist kein

modernes Werk bekannt, worin man den Geist der Antike in solchem Grade fände. Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetischen Form. Rechne übrigens hier nicht auf den lärmenden Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei echten Kunstfreunden der kommenden Geschlechter" — eine Prophezeiung, die nicht so ganz das Richtige traf. Wilhelm von Humboldt war über die neue Tragödie entzückt. Sobald er dieselbe gelesen, schrieb er aus Rom an den Dichter: „Sie sind ein unendlich glücklicher Mensch, diese Productionskraft ewig in sich rege zu erhalten, und nie, glaube ich, ist es einem Dichter gelungen, so bestimmt einen selbst gezeichneten Weg zu verfolgen. In Ihnen kann das Niemand verkennen, wenn man Ihre Stücke, wie sie nach einander gefolgt sind, vergleicht. In Rücksicht der strengen Form kann sich keines mit der Braut messen. In ihr ist Alles poetisch, Alles folgt streng auf einander und es ist überall strenge Handlung. Auch über den Chor bin ich einstimmig mit Ihnen. Er ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerks." Anders urtheilten Tieck, Schlegel, Hegel, Seume, der Letztere bekanntlich sonst ein unbedingter Verehrer Schiller's. Sie alle erklärten sich gegen die Einführung des Chors und zwar mit Recht. Dieser Versuch muß als eine Verirrung bezeichnet werden, so großartig schön an sich auch die Lyrik der Chorgesänge oder Chorreden ist. Der Dichter übersah, daß im Drama des demokratischen Athen der Chor einen Sinn hatte, welchen er im modernen Polizeistaat nicht haben kann. Dort betheiligte der Chor so zu sagen die ganze Zuschauerschaft an der dramatischen Handlung, aber gleichsam nur als ideales Publicum. Wenn jedoch Schiller durch seine antikisirende Richtung sich einmal zur Einführung des Chors bestimmen ließ, so hätte er denselben wenigstens nicht theilen sollen, weil dadurch die Bedeutung des Chors als eines Sprachorgans des Schicksals verloren ging. Auch

Humboldt tadelte diese Theilung und A. W. Schlegel hat richtig bemerkt: „Indem jedem der feindlichen Brüder ein eigener Chor parteiisch anhängt, der sich mit dem gegenüberstehenden streitet, hören beide auf, ein wahrer Chor, d. h. die über alles Persönliche erhabene Stimme der Theilnahme und Betrachtung zu sein." Und nicht allein die Chorfrage gibt dem Tadel Raum: die ganze Composition klappt nirgends recht und all der wunderbare Glanz der Diction, alle die Gedankenhoheit des Stückes vermag die klaffenden Fugen nicht ganz zu verbergen. Selbst dem Genius eines Schiller war es nicht gegeben, das Unmögliche zu leisten, d. h. den romantischen Geist mit der antiken Form zu einem vollkommen harmonischen Ganzen zu verschmelzen. So zieht sich eine ungelöste, weil unlösbare Dissonanz durch das ganze Werk und am schärfsten manifestirt sich dieselbe in dem Versuch, das moderne Liebesideal in die antike Tragik einzuführen.

Aber wie über das Urtheil der zukünftigen Kunstkritik, so war Körner auch über den Beifall der Zeitgenossen in Betreff der Braut im Irrthum. Die Tragödie war im Einzelnen doch so voll genialer Blitze, daß die augenblickliche Wirkung nicht ausbleiben konnte. Am 19. März 1803 wurde das Stück zum ersten Mal in Weimar gegeben. „Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark — schrieb Schiller am 28. März an Körner. Auch imponirte es dem jüngeren Theile des Publicums so sehr, daß man mir nach dem Stücke ein Vivat brachte, welches man sich sonst hier noch niemals herausnahm. Ich kann wohl sagen, daß ich in der Vorstellung der Braut zum ersten Mal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen und ein hoher furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Göthe'n ist es auch so ergangen; er meint, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden." Mit dem erwähnten Vivat hatte es eine Bewandtniß, welche zeigt, daß die Leute, welche meinten,

Kotzebue's satirische Posse „die deutschen Kleinstädter" sei speziell auf Weimar gemünzt gewesen, doch nicht so ganz fehlgerathen haben dürften. Nämlich als nach dem Schlußact der Braut von Messina der Vorhang gefallen, brachte ein junger Dozent aus Jena vom Balkon herab dem Dichter ein Lebehoch aus. Die im Parterre in Masse anwesenden Jenenser Studenten, in deren Auftrag der Dozent gehandelt hatte, stimmten jubelnd ein; denn die Studenten waren, wie Körner unterm 23. April an Schiller schrieb, damals noch „diejenige Classe des deutschen Publicums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten hatte." Aber Se. Excellenz der Herr Geheimrath und Theaterdirector von Göthe — hier ja nicht zu verwechseln mit dem Dichter Wolfgang Göthe — gerieth über die „verwünschte Acclamation," wie er das Vivat in einem Billet vom 22. März an Schiller bezeichnete, ganz außerordentlich in Harnisch. Die Sache machte ihm „ein paar böse Tage," er ordnete auch zur Ausmittelung der Schuldigen sofort eine polizeiliche Untersuchung an und ließ hierauf dem jungen Dozenten einen Verweis ertheilen. Der Dichter Göthe hatte sich zwei Jahre zuvor wie ein Kind gefreut, daß ihm bei seiner Anwesenheit in Göttingen die Studenten ein Vivat brachten. „Ich vernahm — erzählt er — daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich zu begrüßen." Der Dichter Göthe hat auch noch in seinen alten Tagen sich gegen Eckermann über die ewige Polizeiplackerei in Deutschland zürnend ausgelassen und hat bei dieser Gelegenheit namentlich in Betreff der Erziehung tadelnd gesagt: „Es geht bei uns Alles darauf hin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende Nichts übrig bleibt als der Philister." Fürwahr, nicht ohne Grund klagt Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" . . . Berlin folgte dem vorangegangenen Weimar

mit Aufführung der neuen Tragödie rasch nach und voll Enthusiasmus schrieb Iffland unterm 18. Juni an den Dichter: „Am 14. und 16. ward die Braut von Messina mit Würde, Pracht und Bestimmtheit gegeben. Gegenfüßler? Etliche. Totaleffect? Der höchste, tiefste, ehrwürdigste. Die Chöre wurden meisterhaft gesprochen und senkten wie ein Wetter sich über das Land. Gott segne und erhalte Sie und Ihre ewig blühende Jugendfülle!"

Was sich Dozenten und Studenten in Weimar nicht „herausnehmen" durften, nahmen sich bald nach der „verwünschten Acclamation" die preußischen Offiziere in Erfurt heraus. Sein Wallenstein hatte unsern Dichter unter den Kriegsleuten höchst populär gemacht. Zu Anfang des Mai veranstalteten daher die Offiziere in Erfurt ihm zu Ehren ein Fest und er nahm die Einladung dazu an. „Ich habe da lustig gelebt — schrieb er unterm 12. Mai an Körner. Es hat mir viel Spaß gemacht, mich mitten in einem großen Militair zu finden. Denn es waren gegen hundert Offiziere beisammen, wovon mir insbesondere die alten gedienten Majors und Obersten interessant waren." Nicht immer jedoch waren die „alten gedienten Majors" der preußischen Armee hinsichtlich der Literatur so ganz auf dem Laufenden. Es bildet zu der Huldigung, welche Schiller 1803 in Erfurt widerfuhr, einen eben so charakteristischen als ergötzlichen Gegensatz, wenn im Spätherbst 1805, als preußische Truppen in Weimar einquartirt waren, ein alter dicker Major Abends im Weinhaus zu seinen Kameraden sagte: „Ich stehe bei einem gewissen Gothe oder Göthe oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt" — und die jüngeren Offiziere ihm mit Emphase vorstellten, das sei ja der berühmte Göthe, bei dem er stehe, und der alte Kriegsmann darauf erwiderte: „Kann sein, ja, ja, nu, nu... das kann wohl sein; ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er scheint mir Mucken im Kopfe zu haben" .... Die Studenten wollten aber nicht hinter den Offizieren zurückbleiben und ließen es sich

nicht nehmen, ihren Gefühlen für Schiller Ausdruck zu geben. Als im Sommer die Weimarer Truppe, wie gewöhnlich, während der Kurzeit zu Lauchstädt spielte und in Halle, Leipzig und Jena verlautete, auch der Dichter befände sich in dem genannten Badorte, strömte die akademische Jugend in hellen Haufen dahin. Schiller behagte sich einige Tage in dem bunten und lebhaften Treiben nicht übel; obgleich ihm „der gänzliche Müssiggang etwas Ungewohntes war" und er „den Verlust der schönen Zeit" bedauerte. Er verkehrte viel mit dem anwesenden Prinzen Eugen von Würtemberg, entsprach einer Einladung seiner Verehrer nach Halle und ritt gegen Merseburg hinaus, ein Manoeuvre mitanzusehen, welches preußische und sächsische Offiziere veranstaltet hatten. Am 3. Juli wurde unter Blitz und Donner in dem neuerbauten Theater die Braut von Messina gegeben. Nachher war Ball im großen Kursaal, und als sich der Dichter zurückgezogen, rückten ihm die Studenten vor das stille Gartenzimmer, welches er bewohnte, und brachten ihm unter Fackelschwingen eine festliche Serenade. Viel Volk hatte sich angeschlossen und die akademische Jugend war mit dieser Nachtfeier noch nicht zufrieden; denn am folgenden Tage weckte sie den Gefeierten mit einem Morgenständchen. Im Herbste desselben Jahres erhielt Schiller aus einer ganz anderen Gesellschaftsregion ein Zeichen der Achtung. Der Schwedenkönig Gustav IV. ließ sich bei seiner Reise durch Weimar den Dichter vorstellen, sagte ihm viel Verbindliches über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges und fügte zu den anerkennenden Worten einen Brillantring. „Wir Poeten — schrieb Schiller unterm 4. September an seinen Schwager Wolzogen, welcher sich damals in Petersburg befand, für den Erbprinzen von Weimar um die Hand einer Großfürstin zu werben — wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltener geschieht es, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren: unser Reich ist nicht von dieser Welt."

Siebentes Kapitel.

Wilhelm Tell.

Zwei Warnungstafeln im Buche deutscher Geschichte. — Wien und Berlin. — Schiller und Napoleon. — Studien für den Tell. — Hegel. — Klopstock's, Herder's und Kant's Tod. — Anne Louise Germaine de Staël. — Der Tell vollendet und auf der Bühne. — Charakter des Gedichts. — Der Dichter am Trinktisch. — In der preußischen Hauptstadt. — Henriette Herz über Schiller. — Ein lockender Antrag. — Ablehnung. — Geburt einer zweiten Tochter. — Der Dichter als Mensch und Vater. — Groß und gut. — Die Huldigung der Künste. — Der letzte Winter. — Uebersetzung von Racine's Phädra. — Demetrius. — Letzte Lebenstage und Tod des Dichters. — Göthe's Schmerz. — Die Bestattung. — Die Trauer. — Lotte und Karoline. — Die Fürstengruft. — Die Apotheose. — Schluß.

Wenn zu Anfang des 19. Jahrhunderts von einer deutschen Geschichte überhaupt gesprochen werden kann, so war sie kaum etwas Anderes denn eine Chronik voll von Aergerniß und Beschämung. Beschöniger dürfte jene Periode nicht mehr viele finden, Lobpreiser keinen. Lehren voll düsterer Warnung hat sie in Fülle hinterlassen und von Beachtung oder Nichtbeachtung derselben wird ein gut Theil der Zukunft Deutschlands abhängen. Es stehen da zwei Warnungstafeln: Austerlitz und Jena, auf welche man nicht oft genug hinweisen kann. Nur Oestreich und Preußen kommen in Betracht. Was in den kleineren Staaten Gutes oder Schlimmes geschah, war auf die Weltstellung Deutschlands weiter von keinem Einfluß, und diese Kleinstaaten selbst erfüllten, als die Verhängnisse kamen, nur das unumgängliche Geschick der Schwäche, dem zuzufallen, welcher gerade der Stärkste war .... In Oestreich war Joseph's aufgeklärtem Despotismus, der zuletzt an sich selber hatte verzweifeln müssen, die Leopold-Franz'sche Reaction gefolgt. Die Thugut und Cobenzl regierten. Systematisch wurde Alles niedergetreten, was Joseph zu Gunsten einer höheren Geistesbildung gepflanzt hatte. Das Wüthen der Censur gegen alles Freie, Große, Schöne ging ins Abgeschmackte. Die Werke eines Lessing, Herder, Göthe, Schiller durften nur

arg verstümmelt cursiren. Die Bühne war der Kotzebue'schen Schminke und Entnervung oder den rohen Kasperlespäßen preisgegeben. Macbeth durfte nicht gespielt werden, damit sich das Publicum nicht an die Ermordung von Königen gewöhne; Lear nicht, damit man nicht glaube, Fürsten könnten im Unglück den Verstand einbüßen; Maria Stuart nicht, weil darin eine Anspielung auf Marie Antoinette liegen könnte; Egmont, Fiesco, Wallenstein nicht, weil sie revolutionäre Emotionen erregen, der Kaufmann von Venedig nicht, weil er einen Hepp=Hepp=Tumult veranlassen könnte. Aber selbst ein Kotzebue war nicht immer hinlänglich „gesinnungstüchtig," d. h. seine Schurkencharaktere wurden degradirt: sie durften nicht über den Freiherrnstand hinaufgehen. Die Wiener Gesellschaft, ganz wieder auf das Gebiet der Sinnlichkeit hingewiesen, erschien damals fremden und einheimischen Beobachtern ebenso bildungslos als zuchtlos. Unwissenden Priestern überlassen, hatte die Erziehung der Jugend beklagenswertheste Resultate: dreizehnjährige Knaben spielten schon die Wüstlinge und durften sie spielen. Die Familienbande zerrissen, sogar die Frauen bei ihren Vergnügungen häufig alle Gesetze des Anstands, geschweige der Sitte, bei Seite setzend. Das Volk aller und jeder Ahnung vom Staatsbürgerthum entwöhnt, die Bureaukratie dumm, faul und feil, die Armee Leuten wie Mack anvertraut, die Finanzen in gränzenloser Unordnung: so schwankte der Staat den Katastrophen von Ulm und Austerlitz entgegen. Wie laut sprachen die Erfahrungen, welche Deutschland dem revolutionären und bonaparte'schen Frankreich gegenüber bisher gemacht hatte! Aber sie sprachen vergebens und umsonst bot ein Gentz, welcher damals den Lustbecher seines Epikuräerlebens noch nicht bis dahin geleert hatte, wo er auf dem Grunde desselben nur noch feile Blasirtheit vorfand, — umsonst bot er alle Logik und Beredtsamkeit seines Styls auf, um gegen die auf Deutschlands Vernichtung ausgehende Eroberungspolitik Napoleon's das

einzig Rettende zuwegezubringen: einen festen und treuen Bund zwischen Oestreich und Preußen.

Man war mit Blindheit geschlagen, wie in Wien, so in Berlin. Wie dort eine aus blinder Angst grausame Gespensterfurcht vor den Ideen der Zeit, so beherrschte hier die unheilvolle Illusion, daß die Tage Friedrich's des Großen noch nicht vorüber seien, die entscheidenden Kreise. Preußen konnte nicht von der Höhe herabfallen, auf welche der große König es gehoben, — diese Idee war zu einer fixen geworden und sie galt noch, als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen hatte. In der musterhaften Häuslichkeit, welche der junge Monarch mit seiner Gemahlin darstellte, lag wenigstens ein preiswürdiger Gegensatz zu dem zügellosen Sittenverderbniß, welches damals in der preußischen Hauptstadt daheim war, ein Erbtheil der vorhergegangenen Regierung. Der König war wohlmeinend und er fühlte auch instinctmäßig, daß nicht nur Etwas, sondern Vieles im Staate faul sei. Aber sein Blick war lange nicht scharf genug, die fußdicke Schichte von Kanzleistaub zu durchdringen, womit bureaukratische Routine die Schäden bedeckte. Die Nachtheile der Regierungsweise Friedrich's des Großen machten sich jetzt erst recht geltend. In dem Schatten, welchen seine Größe geworfen, hatte keine Männersaat gedeihen können. Seine eifersüchtige Autokratie hatte die Heranbildung von staatsmännischen Charakteren eher verhindert als begünstigt. So konnte es geschehen, daß ein Dreiviertelsfranzos, den man an Frankreich, ein Italiener, den man mit ebenso gutem Grund an Rußland verkauft glaubte, und endlich ein Dritter, von welchem Lavater geurtheilt hatte, es sei ihm nie ein zweiter Mensch vorgekommen, welcher „hinter der Larve eines Christuskopfes so viel Immoralität verberge wie dieser,“ in einer Zeit voll Gefahr mitsammen die Geschicke des preußischen Staates lenkten oder vielmehr gehen ließen, wie sie eben gehen wollten. Es herrschte hier keine unbedingte Verwerfung und

Befehdung der zeitbewegenden Anschauungen, wie in Oestreich. Im Gegentheil, diese Anschauungen waren selbst in die privilegirten Stände eingedrungen und man ließ sich die politischen Ideen, welche die Aufklärungsperiode gereift hatte, wenigstens theoretisch gefallen. Ja, zur gleichen Zeit, wo das preußische Junkerthum seine bevorrechtete Stellung noch immer so anmaßlich und patzig zur Schau trug, daß in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen der Wunsch sich regte, die Junker möchten von den Franzosen recht tüchtige Schläge bekommen, zur gleichen Zeit tändelte man in den Berliner Salons mit demokratischen Gedanken. Auf der andern Seite charakterisirt es die allgemeine Unklarheit, Zerfahrenheit und Verblasenheit, daß ein großer Theil der Berliner Gesellschaft noch immer für Napoleon schwärmte, als dieser schon sich anschickte, den preußischen Staat zu zertrümmern. Allerdings gab es auch eine franzosenfeindliche Partei, welche von der Königin ihre Inspiration empfing. Aber weder wußten die Franzosenfeinde klar, was sie wollten, noch besaßen sie Festigkeit genug, das, was sie etwa wollten, zu thun, und so konnte das Haupt dieser Partei, der geistvolle Prinz Louis Ferdinand, dazu kommen, seine Kraft in Gelagen zu vertoben, mit Gesellschaftern wie Johannes von Müller, dessen „zerflossene Züge und stets wie mit Fett bestrichener Mund" vortrefflich den Mann charakterisirten, welchen Napoleon vermittelst einer Audienz von zehn Minuten aus einem glühenden Hasser in einen glühenden Vergötterer verwandeln sollte. Zuletzt, nachdem der günstige Moment, im Bunde mit Oestreich dem Franzosenkaiser Widerstand entgegenzustellen, verpaßt war, wurde im Vertrauen auf Rußlands Freundschaft, welche dann im Friedensschluß von Tilsit recht klärlich zu Tage kommen sollte, die ewig zwischen Ordres und Contreordres schwankende Neutralitätspolitik aufgegeben und die Fiction von einem unbesiegbaren Friedrich'schen Preußen trat activ auf. Die Kokarde, die Fahne, der Zopf, der Puder, die Kamaschen, die

junkerliche Fuchtelklinge, Alles war noch da wie in des großen Königs Tagen. Nur der Geist, der diese Dinge beseelt hatte, war todt, weil die Zeit inzwischen eine andere geworden. Lauter ausgelebte Formen, Schemen, hohler Spuk. Vom Podagra gelähmte Greise als Commandanten der Festungen, rathlose Invaliden an der Spitze der Armee, nirgends Plan, Einheit und Sicherheit in dem verrotteten Organismus, ein veraltetes Exercitium, der Soldat schlecht gekleidet, schlecht genährt, schlecht bewaffnet, schlecht geführt, und als nun der von einer genialen Hand geleitete Stoß auf dieses mumisirte Altpreußenthum bei Jena erfolgte, da brach der Golem, dem man das Zauberwort „Friedrich" umsonst auf die Stirne geschrieben, in sich zusammen und eine Zeit voll Elend und Schmach für Preußen, für Deutschland hob an ....

Schiller sollte das Unheil nicht mehr erleben. Dieser Schmerz wenigstens ist ihm erspart worden, das Vaterland in einer Erniedrigung zu sehen, welche die Insolenz französischer Generale ermuthigte, von deutschen Fürsten und Königen wie von Lakaien zu reden. Er sollte es nicht erleben, daß nach dem Schicksalstag von Jena sein Beschützer und Freund, Karl August, weil derselbe seine Pflicht als deutscher Fürst und preußischer General brav gethan, ins Angesicht seiner Gemahlin, der Herzogin, von dem brutalen Eroberer „un fou," „un mauvais sujet" gescholten wurde. Aber in unserem Dichter lebte die prophetische Ahnung der heraneilenden Verhängnisse. Zur Zeit, als noch alle Welt von dem jungen Ruhm Bonaparte's berauscht war, als auch in Schiller's nächster Umgebung nur Stimmen des Beifalls über den Bändiger der Anarchie, über den Wiederhersteller der Monarchie in Frankreich laut wurden, da sagte er zu Karoline von Wolzogen: „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung vernimmt man von ihm." Der finstere Despotengeist in Napo-

leon also war es, was den Dichter anwiderte. Seine Seele hörte die Ketten klirren, womit der gewaltige Schlachtenmeister Europa bedrohte. Was die Völker dieser Alles verschlingenden Eroberungsgier, dieser schrecklichen Verzerrung der kosmopolitischen Idee gegenüber zu thun hätten, es hatte schon in der Jungfrau von Orleans prophetisch angeklungen. Jetzt, nachdem er durch die Braut von Messina den Forderungen reinidealer Künstlerschaft Genüge gethan, kehrte Schiller mit gereifter Kraft, mit geläutertem Enthusiasmus zu dem großen Problem zurück, von welchem all sein Denken und Dichten ausgegangen, — zu dem Problem sittlicher Menschenwürde und staatsbürgerlicher Freiheit. Mit dem Instinct des Genius hatte er im Wallenstein seine Nation auf ein ungeheures Kriegsspiel vorbereitet; jetzt schuf er den Tell, wie um ihr zu zeigen, daß und wie ein unterjochtes Volk sich befreien muß und kann. Sein Erstling, die Räubertragödie, war ein weltbürgerlicher Nothschrei gegen die Unfreiheit und Verkrüppelung des deutschen Lebens gewesen; sein letztes großes Gedicht war ein glorreiches Lied vom Vaterland. Das ist mehr als Zufall. Es ist der vorschauende Blick eines Propheten, welcher die Stadien der geschichtlichen Entwicklung zum Voraus durchläuft und hinter dem blutigen Wirrsal heranziehender Niederlagen schon die Siegesfahnen wehen sieht.

Unmittelbar nach Beendigung der Braut von Messina hatte der Dichter zu seiner „Erholung und um der theatralischen Novität willen" jene zwei Lustspiele, die sich unter den Titeln „der Parasit" und „der Neffe als Onkel" unter seinen Werken vorfinden, nach dem Französischen frei bearbeitet. Mit dem Tell beschäftigte er sich aber keineswegs erst nach seiner Heimkunft aus Lauchstädt im Sommer 1803 angelegentlich; denn schon unterm 9. September 1802 hatte er darüber ausführlich an Körner geschrieben. Es lief damals ein Gerücht um, Schiller habe einen Tell gedichtet, und von den Bühnen zu Hamburg und Berlin er-

gingen diesfällige Anfragen an den Dichter. Dadurch, berichtete er dem Freunde in Dresden, sei er aufmerksam geworden und habe Tschudi's Schweizerchronik zu studiren angefangen. Da sei ihm ein Licht aufgegangen, weil der treuherzige, herodotische, ja fast homerische Geist dieses Chronisten ihn poetisch gestimmt. „Ob nun gleich — fuhr er fort — der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig scheint, da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerstreut auseinander liegt, da sie großentheils eine Staatsaction ist und, das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen, der Darstellung widerstrebt, so habe ich doch bis jetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus und ins Poetische eingetreten ist. Uebrigens brauche ich dir nicht zu sagen, daß es eine verteufelte Aufgabe ist; denn wenn ich auch von allen Erwartungen, die das Publicum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoffe mitbringt, wie billig abstrahire, so bleibt doch eine sehr hohe poetische Forderung zu erfüllen, weil hier ein ganzes localbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptsache ist, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit soll zur Anschauung gebracht werden. Indeß stehen schon die Säulen des Gebäudes fest und ich hoffe einen soliden Bau zu Stande zu bringen." Dieser Brief ist für die richtige Würdigung des Tell sehr wichtig. Man beachte insbesondere, daß der Dichter mit Bewußtsein darauf ausging, in seinem Drama „ein ganzes Volk" zur Anschauung zu bringen. Einer brieflichen Aeußerung Schiller's gegen Humboldt vom August 1803 zufolge war es eben die „Volksmäßigkeit" des Gegenstandes, welche den Dichter besonders reizte, keine Anstrengung zu scheuen, um den „widerstrebenden Stoff dennoch zu überwältigen." Seine Studien zu diesem Zwecke waren umfassende und er bemühte sich so ziemlich um alle damals vorhandenen oder wenigstens für ihn zugänglichen

Hülfsmittel, welche das Historische und Topographische des Gegenstandes ihm näherbringen konnten. So las er außer Tschudi auch Etterlin und Stumpf, dann Johannes von Müller, Scheuchzer und Ebel. Dazu kamen die landschaftlichen Schilderungen Göthe's, welcher ja, wie wir sahen, bei Gelegenheit seiner Schweizerreise von 1797 auf den Gedanken gekommen war, die Tellsage episch zu behandeln. Es scheint aber, daß Schiller ganz unabhängig davon die Idee zu seinem Drama gefaßt habe, und Göthe selbst bezeugt in seinen Jahresheften (1804), daß der Freund ihm „Nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung," nämlich von Land und Volk, schuldig sei. An der nämlichen Stelle bemerkt Göthe ausdrücklich, daß Schiller, loyal und zartfühlend wie immer, den Freund von seiner Absicht mit dem Tell sofort in Kenntniß gesetzt hatte.

Im Spätsommer und Herbst von 1803 machten sich die beiden Freunde angelegentlich damit zu thun, wie der Universität Jena wieder aufzuhelfen wäre, deren Glanz durch den Wegzug von Loder, Hufeland, Paulus und Schelling, wie durch den Tod von Batsch und die hoffnungslose Erkrankung Griesbach's sehr bedroht war. Göthe weilte damals viel in Jena und verkehrte häufig mit Hegel, an welchem er nur „Klarheit der Aeußerung" vermißte. Schiller meinte dazu, diese Klarheit dürfte dem Philosophen „schwerlich gegeben werden können, aber der Mangel an Darstellungsgabe sei ein deutscher Nationalfehler und compensire sich, wenigstens deutschen Zuhörern gegenüber, durch die deutsche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes." Man sieht, der Dichter hat seinen philosophischen Landsmann richtig beurtheilt, insofern dieser in der That sein Lebenlang nie zur Klarheit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks gelangen konnte. Aber es war doch gut, daß ein Mann wie Hegel in den Kreis unserer Geistesheroen eintrat, welcher sich gerade zu dieser Zeit bedeutend lichtete. Am 14. März 1803 war Klopstock ge-

storben und das kaufmännische Hamburg hatte noch mehr sich selbst als den großen Todten geehrt, indem es den Messiassänger mit allem Pomp zu Grabe brachte, über welchen ein republikanisches Gemeinwesen verfügen konnte. Niemals wieder ist ein deutscher Dichter so feierlich bestattet worden. Am 18. Dezember starb Herder, nachdem er noch den Romanzenkranz vom Cid seinem Volke als ein kostbares Vermächtniß gegeben hatte. Der arme Herder! Bei allen seinen großen Eigenschaften und Verdiensten ist er nie glücklich gewesen und wie eine herzzerreißende Klage über ein verfehltes Leben lautet es, wenn er nach der Lectüre von Trenck's Selbstbiographie in der letzten Zeit gegen Knebel äußerte: „Was will das heißen zehn Jahre an der Kette sitzen! Ich sitze dreißig daran." Schiller blickte versöhnten Gemüthes auf das Grab des Gegners. „Hier ist — schrieb er am 5. Januar 1804 an seine Schwester Christophine — kürzlich Herder gestorben, was ein wahrer Verlust nicht nur für uns, sondern für die ganze Welt ist." Am 12. Februar des nämlichen Jahres verschied droben in Königsberg der achtzigjährige Kant und vertauschte seine stille Gartenwohnung mit der noch stilleren im Professorengewölbe neben der Domkirche. Ja, der Kreis der Heroen lichtete sich: nur vierzehn Monate später sollte dem großen Lehrer sein großer Schüler folgen.

Aber noch blühte diesem reich und voll das Dasein. Während er an seinem großen Volksdrama dichtete, war im Winter von 1803—4 die Weimarer Gesellschaft durch die Ankunft eines berühmten Gastes in ungewöhnliche Aufregung versetzt worden. Anne Louise Germaine de Staël, eines berühmten Vaters berühmtere Tochter, hatte sich durch Bücher, welche zusammen mit den gleichzeitigen Schriften Chateaubriand's für Frankreich eine neue literarische Epoche begründeten, einen Ruf erworben, der über die gewöhnliche Sphäre weiblicher Autorschaft weit hinausging. So insbesondere durch ihren Roman Delphine (1802).

Aber die geniale Frau, durch den Gang der Revolution keineswegs zur Verzweiflung an ihren Idealen gebracht, wollte mehr als schreiben: sie wollte auch rathend und handelnd in die Wirklichkeit eingreifen, und als der Machthaber von Frankreich dies unbequem und störsam fand, spitzte sich ihr Enthusiasmus zu prickelnden Epigrammen zu. Allein weder für Enthusiasmus noch für constitutionelle Epigramme war in dem uniformen Mechanismus der Bonaparte'schen Tyrannis Raum. Der kühnen Dame ging ein Ausweisungsdecret zu und so kam sie, mit einem neuen Nimbus ausgestattet, als Verbannte nach Deutschland. Sie wollte die unfreiwillige Muße des Exils zu gründlichen Studien über das Land benützen, welches damals für die Franzosen noch geradezu eine terra ignota war. Sie hatte dunkle Sagen von deutscher Sitte, Art und Kunst, von deutschen Denkern und Dichtern vernommen und sie wollte sich nun das räthselhafte Land der Philosophie und Poesie näher ansehen. In Wahrheit, sie sah es näher, viel näher an, als bis dahin ein Franzos gethan hatte, und das Resultat ihrer Beobachtungen, das später (1810) erschienene berühmte Buch De l'Allemagne ist bei allen großen Irrungen und Fehlgriffen im Einzelnen doch im Ganzen als der erste ernstliche Versuch von französischer Seite anzuerkennen, den Deutschen gerecht zu werden und den Franzosen eine Vorstellung von Deutschland zu geben. Schon der Umstand zeugt glänzend für den Werth des Unternehmens, daß das Buch dem Napoleon, welcher ja mit cynischer Offenheit „die Vernichtung der deutschen Nationalität als die Hauptaufgabe seiner Politik" betrachtete, ein scharfer Dorn im Auge war. Natürlich hatte sich die Aufmerksamkeit der Staël insbesondere auf Weimar richten müssen und sie kam, von einer zweiten literarischen und politischen Notabilität ihres Landes, von Benjamin Constant begleitet, im Dezember 1803 daselbst an. Göthe, mit einem heftigen Katarrh von Jena zurückgekehrt, war in seine Stube gebannt und so hatte in

der ersten Zeit ihres Aufenthalts Schiller die bei seiner Ungeübtheit in französischer Conversation doppelt schwierige Aufgabe, der berühmten Reisenden die Honneurs der Musenstadt zu machen. Frau von Staël hat von den deutschen Frauen gesagt: „Sie besitzen einen Reiz, der ihnen eigenthümlich ist, einen süßen Ton in ihrer Stimme, blonde Haare, einen blendenden Teint; sie sind bescheiden, ihre Gefühle sind wahr, ihr Benehmen ist einfach, ihre sorgfältige Erziehung und die ihnen natürliche Reinheit der Seele machen den Zauber, den sie ausüben." Mit solchen Frauen zu verkehren war unser Dichter gewohnt und nun denke man sich ihn der „französischen Philosophin" gegenüber, welche, wie er unterm 4. Januar 1804 an Körner schrieb, „unter allen lebendigen Wesen, die ihm noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste war, eine unserm deutschen Wesen ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Kultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung." Aber sie zog ihn doch an und er, zu welchem die geniale Frau in einem ihrer Einladungsbillete sagte: „Vous qui êtes aussi simple dans vos manières qu'illustre par votre génie" . . . . er seinerseits erweckte seinem brüchigen Französisch zum Trotz in ihr bekanntlich eine begeisterte Sympathie. In einem Schreiben an Göthe vom 21. Dezember hat er so über sie geurtheilt: „Es ist Alles aus einem Stück und kein fremder pathologischer Zug an ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören und ihr Alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In Allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will Alles erklären, einsehen, ausmessen,

sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist Nichts für sie vorhanden. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen; aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur können nur wohlthätig wirken. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können." Göthe scheint sich in der Gesellschaft der lebhaften Dame weniger behagt zu haben als der Freund, dem sie doch auch mitunter „ganz unerträglich" wurde. Es mißfiel Jenem, daß sie, wie er sich an der bezüglichen Stelle der Jahreshefte ausdrückt, „Leidenschaft erregen wollte, gleichviel welche." Ihr ganzes Wesen war ihm zu unruhig, zu springend, zu turbulent. Er ließ es ihr auch nicht hingehen, wenn sie sich Etwas gegen ihn herausnahm und sich über seine Schweigsamkeit moquirte. Bei einem Abendessen im Palais der Herzogin Amalia entfuhr im Hinblick auf die Zurückhaltung des Dichters der Staël die Aeußerung: „Ueberhaupt mag ich Göthe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat" — worauf der Dichter vernehmlich genug den Trumpf setzte: „Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben." Sehr beachtenswerth ist die Aeußerung Schiller's in seinem letzten Brief an Humboldt (vom 2. April 1805), Frau von Staël habe ihn „in seiner Deutschheit aufs Neue bestärkt." Uebrigens wirkte die Anwesenheit der berühmten Schriftstellerin doch wie ein erfrischender Luftzug auf die Gesellschaft von Weimar, von wo sie gegen das Frühjahr zu nach Berlin ging, um den dortigen Damen zu zeigen, wie man einen literarischen Salon halten müsse.

Zu Anfang des Jahres 1804 war der Tell so weit gefördert,

daß der erste Act in Reinschrift Göthe mitgetheilt und an Iffland nach Berlin geschickt werden konnte. Jener äußerte mit gewohntem Lakonismus: „Das ist denn freilich kein erster Act, sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche." Iffland schrieb mit gewohntem Enthusiasmus: „Ich habe gelesen, verschlungen, meine Kniee gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut haben Ihrem Geist, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O, bald, bald mehr! Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen." Mit außerordentlicher Energie arbeitend vollendete Schiller, Krankheitsanfälle und sonstige Störungen überwindend, zwischen dem 16. und 19. Februar sein Drama. Sofort wurde mit Eifer an die Einstudirung gegangen und schon am 17. März beschritt der Tell die Weimarer Bühne. Unmittelbar darauf war große Noth im Hause des Dichters, indem Lotte und alle drei Kinder zugleich „an einer Art Keuchhusten mit Fieber" daniederlagen. Erst unterm 12. April konnte er dazu kommen, an Körner zu schreiben: „Der Tell hat auf dem Theater einen größeren Effect als meine anderen Stücke und die Vorstellung hat mir große Freude gemacht." Zu Anfang Juli's ging das neue Drama auch in Berlin in Szene und Zelter schrieb darüber an Göthe: „Schiller's Tell ist mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen und seit acht Tagen schon drei Mal gespielt worden; der Apfel schmeckt uns nicht schlecht." Er schmeckte überall gut. Man kann ohne Phrase sagen, daß das Prophetische, das Providentielle im Tell alle Gebildeten in Deutschland elektrisch berührte und auch die Ungebildeteren wie eine Ahnung von Schicksalsmächtigem durchschauerte. Unter solchem Eindruck wagte sich selbst die Nörgelei der Romantiker wenigstens nicht laut hervor und A. W. Schlegel meinte sogar, dieses nach seiner Ansicht „vortrefflichste" von Schiller's Werken, diese „herzerhebende" Dichtung sollte im

Angesichte von Tell's Kapelle, am Ufer des Vierwaldstättersee's, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde," dargestellt werden.

Die historische Kritik hat sich mit der Sage vom Tell viel zu schaffen gemacht und heutzutage gilt für feststehend, daß dieselbe nur die locale Auszweigung eines über die ganze altgermanische Welt verbreiteten und sogar bis in den alten Orient hineinreichenden Mythus sei. Daß auch Schiller schon hinsichtlich des geschichtlichen Gehalts der Sage in keiner Täuschung befangen war, erhellt aus seiner oben berührten Bezeichnung der Geschichte vom Apfelschuß als eines Märchens. Den Dichter konnte das freilich weiter nicht berühren und es wäre für ihn von keinem Belang gewesen, wenn er gewußt hätte, daß in Uri selbst urkundlich nur ein einziger Anklang an den Namen Tell existirt. Es hätte seinen poetischen Plan auch nicht beeinflussen können, wenn ihm bekannt gewesen wäre, was jetzt bekannt ist, daß nämlich keineswegs „ein harmlos Volk von Hirten," sondern vorwiegend der reichsfreie Adel der Waldstätte jene Eidgenossenschaft vom 1. August 1291 gestiftet, deren lateinisch geschriebener Originalbrief im Archiv von Schwyz verwahrt wird und aus welcher allmälig der Schweizerbund erwachsen ist. Das Wort Adel darf dabei freilich nicht im heutigen Sinne verstanden werden. Es waren die Gemeinfreien — (die Ingenui oder Liberi der altdeutschen Rechtsbücher) — der drei Waldstätte, welche jene Eidgenossenschaft gründeten und zwar in ganz diplomatisch-prosaischer Weise. Allerdings fällt damit noch nicht die historische Existenz des Rütlibundes, denn jenem Territorialbündniß konnte recht wohl ein Personalbündniß vorhergehen oder auch nachfolgen. Für Schiller war, den historischen Hintergrund seines dramatischen Gedichtes betreffend, die Hauptsache, daß er, und zwar ganz richtig, die Waldstätte als Reichsgebiete faßte, welche dynastischen Sonderinteressen und Gelüsten gegenüber zur Behauptung

ihrer altherkömmlichen Reichsangehörigkeit und Reichsfreiheit sich verbanden. Es ist demnach die Idee des Rechts, des Reichsrechts, auf welcher das ganze Drama sich aufbaut, und denkwürdig, ja prophetisch auf die Zukunft weisend muß es genannt werden, daß unser Dichter gerade zur Zeit, wo der Name des deutschen Reiches von der Karte Europa's zu verschwinden im Begriffe war, die Reichsidee, d. h. die Idee der Einheit Deutschlands, dichterisch verklärte. Unter diesem Gesichtspunkte dürfte auch die vielgetadelte Episode vom Johann Parricida im Tell eine andere, d. h. ihre richtige Bedeutung gewinnen. Parricida, welcher aus dynastischer Selbstsucht zum Verräther und Mörder am Reichsoberhaupt geworden, konnte dem Tell, welcher die Hand gegen einen Brecher der Reichsgesetze, der sich durch seinen Frevel außerhalb des Reichsfriedens gestellt, erhoben hatte, nicht allein ein sittliches, sondern auch ein politisches Relief geben.

Gegen den Charakter von Schiller's Tell sind große Bedenken erhoben worden und als Heldencharakter läßt er sich auch wirklich nicht halten. Aber Schiller's Tell ist gar kein Held; vielmehr ist er so recht ein Privatmensch, ein Bauer, der sich bäuerisch schlau den Verhältnissen scheinbar fügt, um sie nach seinem Sinne zu wenden, und der auch seinen Feind nicht heldisch von Angesicht zu Angesicht, sondern bäuerisch pfiffig hinter dem Busche hervor angreift. Zu diesem bäuerischen Wesen stimmt dann freilich der berühmte sentimental-philosophische Monolog schlecht. Auf diesen, meine ich, passe es viel besser als auf die Einführung des Parricida, wenn Göthe am 16. März 1831 gegen Eckermann äußerte, Schiller habe bei Schaffung des Tell dem Einfluß der Frauen da und dort zu viel nachgegeben. Tell ist aber auch im Sinne der poetischen Technik nicht der Held des Stückes. Der wirkliche Held des Gedichtes ist das ganze Volk. Wenn man das festhält, so erledigt sich nicht nur der Tadel, das Drama ermangele der Einheit, sondern auch der weitere, die Episode von Rudenz und Bertha sei willkürlich und störend. Auch dem Adel, und zwar nach

seinen verschiedenen Parteiansichten repräsentirt, gebührte eine Stelle in dem Drama, welches mit unvergleichlicher Kunst, wie es alle Nuancen des deutschen Volkscharakters veranschaulicht, so auch alle Volksclassen zu einer nationalen Handlung vereinigt. Ja, ein ganzes Volk ist der Held des Schauspiels, welches darum auch seinen sittlichen und dichterischen Höhepunkt in jener Rütliszene erreicht, deren einfacher Größe und herzbewegender Macht ich in alter und neuer Literatur Nichts an die Seite zu stellen wüßte. Selbst Göthe, dem doch gewiß keine demokratischen Sympathieen zugeschrieben werden können, hat die Darstellung der Landsgemeinde einen außerordentlich glücklichen Griff genannt. Hier weht der Geist echter, d. i. gesetzmäßiger Freiheit, hier hat Schiller's Republikanismus seine schönste Offenbarung gefunden. Da ist auch ein Stück Revolution, aber man beachte, romanisch-blinder Wütherei gegenüber, den durch und durch germanischen Charakter derselben. Die Männer vom Rütli sie stehen auf dem Boden des Rechtes, des Gesetzes. Diesen wollen sie behaupten, im Nothfall auch mit dem Schwert, gegen List wie gegen Gewalt. Jene berühmten Verse voll ewigen Gehalts, welche der Dichter mit feinstem Takte nicht etwa dem jugendlich brausenden Melchthal, sondern dem besonnen abwägenden Rechtsbodenmann Stauffacher in den Mund legt, jene Verse von den „ew'gen Rechten, die unzerbrechlich und unveräußerlich wie die Sterne selbst droben am Himmel hangen," und vom letzten Mittel zu ihrer Behauptung, vom gegen Rechtsbruch und Willkür zu kehrenden Schwert, sie sind die deutsche Verkündigung der „Menschenrechte." Von dem Realismus zu reden, womit unser Dichter den landschaftlichen Charakter der Oertlichkeit seines Drama's wiedergegeben, ist überflüssig. Kein Gebildeter deutscher Zunge fährt über den Vierwaldstättersee, steht auf der Rütlimatte oder steigt die Gotthardstraße hinan, ohne daß rings um ihn her jene Schilderungen lebendig würden, in welchen Schiller, der die Schweiz nie gesehen, vermöge einer ans

Wunderbare gränzenden dichterischen Intuition die Größe und Schönheit der Alpenwelt in seinem heroischen Idyll vom Tell verherrlicht hat. Es ist da überall mehr als das bloße Bild, es ist mit diesem zugleich die Stimmung, die Seele der Landschaft gegeben. Endlich bedarf auch die hohe sprachliche Vollendung des Gedichtes, dessen Tonfall und Schmelz dem Gedächtniß schon so vieler Generationen sich eingeprägt hat, keines Lobes. Unser Dichter fand im Tell für Alles und Jedes in seiner Brust den entsprechenden Ton und sehr glücklich hat er passenden Ortes auch von dem volksmäßig Charakteristischen in unserem Sprachschatze Gebrauch zu machen verstanden.

Im vorletzten Winter seines Lebens, während er den Tell vollendete, scheint sich Schiller's Gesundheit ziemlich gut gehalten zu haben, weil er zu dieser Zeit häufiger als sonst an geselligen Zusammenkünften sich betheiligte. Heinrich Voß, des „Eutinischen Leuen" wohlgerathener Sohn, welcher damals eine Lehrstelle am Weimarer Gymnasium bekleidete, hat seine Erlebnisse im Winter von 1803—4 in einer Reihe von Briefen an seinen Freund Börm in Holstein geschildert. Darin spricht er auch viel von Schiller, dem „sanften und anmuthigen" Mann. „Ein paar mal — schrieb der junge Voß am 2. Mai 1804 — ging ich mit ihm spazieren, wo er ganz allerliebst war. Er spricht am liebsten über Gegenstände des gewöhnlichen Gesprächs, wenigstens dann, wann er, von seinen Geschäften ausruhend, Kräfte zu neuen Anstrengungen sammelt. Der Mann ist durchaus hingebender Natur, sanft und freundlich. Einmal habe ich ihn sehr kalt und einsylbig gesehen, als ihm im Café ein Jeder Complimente über seine Maria Stuart machte. Wer aber in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menschen sucht, der ist ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen." Voß erzählt dann, daß er mit einigen Freunden den Dichter auf die Maskerade eingeladen habe, und „denke dir den freundlichen Mann, er

folgte. Wir saßen in der Ecke dicht an dem Zimmer, wo die Farobank ist, und poculirten. Wir tranken laut seine Gesundheit und klingten an auf sein Wohlsein. Schiller ward so aufgeweckt, daß er sein Stück: „So leben wir" — intonirte, worüber sich einige Studenten, die zugegen waren, höchlichst verwunderten." Da haben wir also unsern Dichter am Trinktisch und so mag gerade ein Wort über die früher weit verbreitete Sage, Schiller sei ein Trinker bis zum Uebermaß gewesen, hier eingeflochten werden. Die unlautere Quelle dieser Sage brauchen wir nicht aufzuspüren. Genug, am 18. Januar 1827 sagte Göthe zu Eckermann: „Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern." Des Dichters Schwägerin ihrerseits bemerkt: „Beim fröhlichen Mahl im Kreise vertrauter ihn ansprechender Menschen überließ er sich gern einem heitern, aber mäßigen Genusse des Weines. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er sagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerstöre. Beim Schreiben trank er nie Wein — (also directe Widerlegung eines weitverbreiteten Klatsches) — aber oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß man sich derselben mit erfreuen mußte, wie man sich an dem Genusse eines heitern, glücklichen Kindes ergötzt." Es thut ordentlich wohl, zu vernehmen, daß es gerade den letzten Lebensjahren des Dichters an solchen Silberblicken von Glück und Wohlbehagen nicht gefehlt hat.

Seine schöpferische Kraft schien unermattet, schien der Ermattung gar nicht fähig zu sein. Kaum hatte er den letzten Federzug am Tell gethan, als ihn bereits wieder ein neues tragisches Thema beschäftigte. Schon am 10. März 1804 schrieb er in sein Notizenbuch: „Mich zum Demetrius entschlossen." Da gab aber der gute Iffland, welcher den Dichter schon lange gern in Berlin

gehabt hätte, keine Ruhe mehr und Schiller machte sich mit Lotte und den zwei älteren Kindern am 26. April nach der preußischen Hauptstadt auf. Ueber Leipzig, Wittenberg und Potsdam erreichten die Reisenden am 1. Mai Berlin, wo dem Dichter „allgemeine Bewunderung, begeisterte Anerkennung und herzliche Theilnahme" entgegenkam. Er traf hier von alten Freunden Fichte, Woltmann, Hufeland, er verlebte „viele vergnügte Stunden" mit Zelter, er sah im Theater den Wallenstein, die Jungfrau und die Braut mit der höchsten szenischen Vollendung aufführen, welche Iffland's begeisterte Sorgfalt der Darstellung zu geben vermochte. Der Prinz Louis Ferdinand, der so bald darauf heldenhaft wie Max Piccolomini bei Saalfeld fallen sollte, zog den Dichter zur Tafel, die Königin Luise empfing ihn voll Huld. Ueber den edlen Eindruck, den seine Persönlichkeit bei Allen, die ihm nahekamen, hinterließ, hat uns aus jenen Tagen eine geistvolle Beobachterin, Henriette Herz, diesen Bericht gegeben: — „Schiller mußte auf die Mehrzahl der Menschen nothwendig einen angenehmeren Eindruck machen als Göthe. Die äußere Erscheinung sprach allerdings im ersten Augenblick mehr für den Letzteren; aber auch Schiller's Aeußere war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchse, das Profil des oberen Theils seines Gesichtes war sehr edel. Aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten einigermaßen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Roth seine Wangen und erhöhte sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äußeren Erscheinung zu finden." Am 21. Mai war der Dichter wieder in Weimar und am 28. Mai schrieb er an Körner: „Daß ich bei dieser Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst du dir leicht denken; es war um mehr zu thun und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung in meiner Lage vorzunehmen." Das hing so zusammen. Die Ver-

ehrer und Freunde Schiller's in Berlin hatten den Plan gefaßt, ihn zu beständigem Aufenthalt dorthin zu ziehen, und dieser Plan wurde ohne Zweifel durch die Königin Luise wesentlich gefördert, falls er nicht überhaupt von ihr ausgegangen sein sollte. Feinfühlend, großgesinnt, voll Patriotismus, wie sie war, hatte die Königin von Schiller's Dichtungen nachhaltigste Eindrücke empfangen und sie empfand das Bedürfniß, sich dankbar zu bezeigen. Der sehr einflußreiche Geheime Kabinetsrath Beyme nahm sich der Sache ebenfalls mit Eifer an und so wurde von Friedrich Wilhelm III. erwirkt, daß unserm Dichter, wenn er sich in Berlin niederlassen wollte, ein Jahresgehalt von 3000 Thalern nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage förmlich angeboten, daneben auch ein Platz in der Berliner Akademie in Aussicht gestellt ward.

Der Antrag war lockend, um so mehr, da es Schiller und seiner Frau in Berlin besser gefallen, als sie erwartet hatten, wie er denn gegen Körner die dortige „große persönliche Freiheit und die Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben" zu rühmen sich veranlaßt sah. Die Anschauung der Verhältnisse der großen Stadt hatte offenbar seine Phantasie günstig angesprochen. „Ich habe — schrieb er nach seiner Heimkehr an Schwager Wolzogen — ein Bedürfniß gefühlt, mich in einer fremden und großen Stadt zu bewegen. Einmal ist es meine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben; meine dramatischen Arbeiten sollen auf sie wirken und ich sehe mich hier in so engen kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen Etwas leisten kann, das für die größere Welt ist." Aber „auf der andern Seite — äußerte er gegen Körner — zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse, und in neue mich zu begeben schreckt meine Bequemlichkeit (und Kränklichkeit). Hier in Weimar bin ich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich

loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun, zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz bietet, so habe ich Lust, zu bleiben." Und er blieb wirklich. Mit der Loyalität, die ihm eigen, legte er die ganze Angelegenheit dem Herzog vor, mit dem Bemerken, daß es sein Wunsch wäre, zu bleiben, wenn der Fürst es thunlich fände, seinen Jahresgehalt um 400 Thaler zu erhöhen. Karl August beeilte sich, diesem Gesuche zu entsprechen, und schrieb dazu: „Von Ihrem Herzen erwartete ich, daß Sie so handeln würden. Empfangen Sie, werthester Freund, meinen wärmsten Dank; ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können." Froh dieses Ausgangs der Sache, meldete Schiller, als „ein ordentlicher Hausvater," die Erhöhung seines Gehaltes an Humboldt, mit dem Beifügen: „Da ich nun auch für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Accorde gemacht, so bin ich in den Stand gesetzt, Etwas für meine Kinder zu erwerben, und wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, darf ich hoffen, ihnen die nöthige Unabhängigkeit zu verschaffen."

Voß der Jüngere hatte in dem oben angezogenen Briefe bemerkt, Lotte „denke ihrem Gatten ein neues Knäblein zu schenken, worüber er sich im Voraus fast über die Maßen freue," und da die „kleine Frau" bei obwaltenden Umständen für den alten Hausarzt Starke in Jena „ein ausschließendes Vertrauen" hegte, so siedelte Schiller mit ihr und den Kindern im Juli für einige Monate in die Universitätsstadt hinüber. Gerade zur Zeit, wo Lotte's Niederkunft erwartet wurde, zog eine Erkältung dem Dichter einen heftigen Anfall seiner Unterleibskrämpfe zu, und während ihn die Schmerzen auf dem Lager hielten, kam zwar nicht ein drittes Knäblein, aber ein zweites Töchterlein an, welches am 7. August Emilie Henriette Luise getauft wurde. Schwägerin Karoline brachte dem kranken Vater die Neugeborene, „die er mit

der lebhaftesten Freude empfing." Es ist geradezu unbegreiflich, wie man den klarsten Zeugnissen entgegen jemals an Schiller's Herzensgüte und an seiner Zärtlichkeit als Gatte und Vater hat zweifeln können. „Wie konnte er seine Kinder herzen und küssen, sich mit ihnen auf der Erde wälzen! schreibt Voß der Jüngere. Nie vergesse ich den innigen Blick, den er manchmal auf seine jüngstgeborene Emilie warf. Es war, als könne er sein ganzes Glück nicht ausschöpfen, mit solcher Wehmuth, Freude und Innigkeit hingen seine Augen an ihr." Schnorr von Carolsfeld erzählt: „Als ich drei Jahre vor Schiller's Hinscheiden gegen Abend in Weimar angekommen war, wandelte ich nach seiner Wohnung und da fand ich ihn, seine Tochter Karoline auf den Armen, das Köpfchen an des Vaters Gesicht gelehnt, die Aermchen um dessen Hals geschlungen, in dem dämmernden Zimmer gleichsam tanzend herumschreiten." Sehr schön hat nach des Dichters Hingang Frau Griesbach gesagt: „Die Meisten denken sich den großen Mann, wir beweinen den guten." Gerade in den letzten Jahren seines Lebens hatte sich der Adel seiner Natur zur höchsten Humanität und Liebenswürdigkeit herausgebildet, und wie der Dichter Bewunderung, so erregte der Mann Zuneigung, wohin er trat. „Schiller scheint mir ein sehr edler Mensch," schrieb Voß der Vater im Dezember 1802 an Esmarch, nachdem er den Dichter näher kennen gelernt hatte. Es ist uns bezeugt, daß noch fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode schlichte Bürger von Weimar mit Verehrung und Liebe von Schiller dem Menschen redeten. In Göthe's Andenken lebte der Freund als das Ideal eines Menschen fort. So schrieb er unterm 9. November 1830 an Zelter: „Schiller'n war die Christus-Tendenz eingeboren, daß er nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln," und so äußerte er zwei Jahre früher (am 11. September 1828) gegen Eckermann: „Schiller erschien immer im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur. Er war so groß am Theetisch, wie er es im

Staatsrathe gewesen sein würde. Nichts genirte ihn, Nichts engte ihn ein, Nichts zog den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein!" Es galt auch ebenso sehr dem Menschen wie dem Dichter Schiller, wenn ihm Wilhelm von Humboldt im Oktober 1803 aus Rom schrieb: „Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen Kraft, es festzuhalten. Es ist Ihre Region geworden, und nicht genug, daß das gewöhnliche Leben Sie nicht darin stört, so führen Sie aus jenem besseren eine Güte, eine Milde, eine Klarheit und Wärme in dieses herüber, die unverkennbar ihre Abkunft verrathen. So wie Sie in Ideen fester, in der Production sicherer geworden, hat das zugenommen. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten."

Aber das Schicksal war unerbittlich. Der Dichter sollte von dem heftigen Krankheitsanfall, welcher ihn zu Jena betroffen, nie wieder recht genesen. Als er mit seiner Familie von der alten Universitätsstadt, wo ihn diesmal besonders der Verkehr mit Johann Heinrich Voß, dem Pathen der kleinen Emilie, erfreut hatte, nach Weimar zurückgekehrt war, schrieb er unterm 4. September an Körner, er fühle sich noch immer sehr schwach und es sei ihm selbst nach der schwersten Krankheit nie so übel zu Muthe gewesen. Am 11. Oktober konnte er zwar dem Freunde in Dresden melden, daß er anfange, sich wieder zu erholen und einen Glauben an seine Genesung zu bekommen; allein Karoline von Wolzogen berichtet aus derselben Zeit, daß die physischen Kräfte des geliebten Schwagers sichtlich abgenommen hätten und daß sie durch seine veränderte, ins Graue spielende Gesichtsfarbe oft erschreckt worden sei. Wie licht und warm in der zerfallenden Hülle der Geist noch flammte, bezeugt das Festspiel „die Huldigung der Künste," welches Schiller auf Göthe's lebhaftes Andringen zur Begrüßung der Braut

des Erbprinzen binnen wenigen Tagen, vom 4. bis zum 8. November, gedichtet hat. Schiller legte auf dieses „Werk des Moments," auf das „Machwerk," wie er es gegen Humboldt und Körner nannte, keinen Werth, und doch gehört dieses kleine lyrische Spiel zu den freundlichsten Blüthen seiner Kunst. Was haben sich die Romantiker Mühe gegeben, die Poesie und die übrigen Künste poetisch zu verherrlichen; aber wie leicht fallen alle ihre bezüglichen Sonette und Ottaven in die Wagschale gegen die Schiller'sche Charakterisirung der Künste, gegen seine prachtvolle Strophe über die Poesie! Und wie edel ist die ganze Huldigung gehalten! Er konnte freilich zur Schmeichelei sich nicht erniedrigen. Sein Schwager Wolzogen, welcher das neuvermählte Paar aus Petersburg nach Weimar geleitet, hatte ihm von der Kaiserin von Rußland, die besonders an dem Don Carlos Gefallen gefunden, einen kostbaren Ring mitgebracht. Dankbar äußerte darauf der Dichter: „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit, in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen." Aber am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben." Am 9. November führte der Erbprinz in festlichem Aufzug seine junge Gemahlin, die Großfürstin Maria Paulowna, in Weimar ein und zehn Tage lang war die Stadt festlich bewegt. Am 12. November kam die Huldigung der Künste, gewiß die passendste Hochzeitsgabe der Musenstadt, zur Darstellung und wir wissen, daß die fürstliche Frau, welcher die Künste huldigten, noch nach Jahren dankbar des erhebenden Eindrucks gedachte, welchen sie an jenem Festabend von der Muse Schiller's empfing.

Die Nachrichten über den letzten Winter des Dichters sind dürftig und es dürfte daher vergeblich sein, aus denselben ein volles Lebensbild gewinnen zu wollen. Wir müssen uns ihn denken, wie seit lange, arbeitend und leidend. Völlig schmerzloser Tage scheint er sich in dieser Zeit gar nicht mehr erfreut zu haben. Die

peinlichen Krämpfe in den Eingeweiden nahmen an Heftigkeit zu und das häufige Fasten, womit er sie zu bändigen trachtete, vermehrte nur seine Hinfälligkeit. Um Weihnacht und Neujahr wurden die Anfälle schon höchst bedenklich. Eines Abends wachten Lotte und Heinrich Voß bei dem Schlaflosen. Gegen Mitternacht bat er seine Frau, hinunter zu gehen und sich zur Ruhe zu begeben. Sie zögerte, bis er den Wunsch dringender und zuletzt heftig wiederholte. Aber kaum war Lotte die Treppe hinab, so sank der Kranke bewußtlos in die Arme des jungen Freundes. Als ihn dieser durch Anwendung geeigneter Mittel ins Bewußtsein zurückgebracht hatte, fragte er sogleich: „Voß, hat meine Frau Etwas gemerkt?“ Er hatte die Ohnmacht kommen gefühlt und ihr den schmerzlichen Anblick ersparen wollen. Aber zu leben ohne zu arbeiten, war ihm unmöglich. Am 14. Januar 1805 meldete er Göthe, er versuche, sich für den Demetrius in die gehörige Stimmung zu setzen, und außer diesem Thema beschäftigten damals noch zwei andere dramatische Pläne seine Phantasie. Der eine, welcher den Tod des Themistokles zum Vorwurf haben sollte, ist nur ein flüchtiger Gedanke geblieben; der andere ist unter dem Titel „die Kinder des Hauses“ skizzirt worden. Am 20. Januar schrieb er an Körner: „Sowie das Eis wieder anfängt aufzuthauen, geht auch mein Herz und mein Denkvermögen wieder auf, welches Beides in den harten Wintertagen ganz erstarrt war.“ Da ihm aber sein leidender Zustand selbstständiges Schaffen fortwährend verwehrte, so hatte er sich, um „doch nicht ganz müssig zu sein,“ den Winter über daran gemacht, die Phädra des Racine metrisch zu übersetzen. Er sagt von diesem „Paradepferd der französischen Bühne,“ wie er das Stück nennt, es habe viele Verdienste und könne, die Manier einmal zugegeben, sogar „fürtrefflich“ heißen. Daß außerdem eine wohlbegründete Rücksicht auf die Vorliebe Karl August's für das französische Drama bei dieser Arbeit mitwirksam gewesen, ist unbedenklich anzunehmen. Der Herzog hatte auch,

wie seine Briefe vom 29. Januar und 5. Februar an Schiller darthun, eine große Freude an der wohlgelungenen Uebersetzung, welche schon am 30. Januar zur Aufführung gelangte. Mit einem wahren Heroismus, gelassen und selbst heiter, trug der Dichter seine winterlichen Leiden. „Eine unaussprechliche Milde — erzählt Karoline von Wolzogen — durchdrang im letzten Winter Schiller's ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Empfinden und Urtheilen; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm.“ In Wahrheit, er war im Frieden mit sich und der Welt und so sollte er scheiden.

Nachdem er zu Anfang des März mehrtägigen Fieberparoxysmen unterworfen gewesen, richtete er sich an dem großen Plane zu seiner Tragödie Demetrius zu neuer Lebenshoffnung auf. „Ich habe mich — schrieb er am 27. März an Göthe — mit ganzem Ernst an meine Arbeit angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge.“ Wie rührend ist an der schon halb geöffneten Pforte des Todes diese Energie des rastlos Strebenden, seinem Lande und der Welt ein unsterbliches Werk mehr zu geben! Man glaubt den kranken Dichter zu sehen, wie er sich in seinen schlaflosen Nächten auf seiner niedrigen Bettstelle aufrichtet und die erhabenen Phantasiegebilde, die ihn umschweben, festzuhalten strebt und wie er sich dann an den Schreibtisch schleppt, an den armen alten Schreibtisch aus den Jenenser Junggesellentagen, um mit zitternder Hand leuchtende Gedanken, unvergeßliche Worte, die er den Schmerzen, die er dem Tode abgerungen, aufs Papier zu bannen. Allein er konnte sein letztes Werk nicht vollenden. Der Demetrius ist Torso geblieben, aber ein Torso, der ein Kunstwerk von höchster Vollendung ahnen läßt. Idee und Anlage, wie die Ausführung der vorhandenen Szenen, Alles bezeugt noch die Vollkraft des Genius. Es ist,

wie wenn die Sonne, im Untergehen herrlich aufleuchtend, noch einmal ihre ganze Stralenmasse über den Abendhimmel hingießt; aber bevor die Goldhelle Zeit gehabt, das ganze Firmament zu erfüllen, ist das rothglühende Gestirn am Horizont hinabgesunken.

Die milderen Lüfte des Frühlings schienen die ermatteten Lebenskräfte des Dichters noch einmal anfrischen zu wollen. „Die bessere Jahreszeit — schrieb er am 25. April an Körner — läßt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Muth und Stimmung; aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch Etwas davon zurückbleibt. Die Natur hilft sich zwischen vierzig und fünfzig nicht mehr so wie im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält." Der Brief, dessen Eingang diese Worte bilden, war der letzte, welchen er an Körner schrieb. Vom Tage zuvor datirt seine letzte Zuschrift an Göthe, welche dieser wie ein „Heiligthum" bewahrte. Sie war in „schönen und kühnen" Schriftzügen entworfen, und wenn Göthe in seinen alten Tagen vertrauten Freunden diesen Brief zeigte, pflegte er von dem Urheber desselben zu sagen: „Er war ein prächtiger Mensch und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen." Der Gedanke, daß er höchstens fünfzig Jahre alt werden würde, kehrte in seiner letzten Lebenszeit oft bei unserem Dichter ein. Bis dahin, hoffte er, würde er bei fortdauernder Arbeitsfähigkeit seine Kinder einigermaßen unabhängig stellen können. Ueber den Tod sprach er sich mit der Gelassenheit aus, die einem weisen Manne ziemt. Ein bezügliches Gespräch mit seiner Schwägerin schloß er mit den Worten: „Der Tod kann kein Uebel sein, da er etwas Allgemeines ist." Für so nahe bevorstehend hielt er jedoch sein Ende nicht, um so weniger, da er sich in der zweiten Hälfte des Aprils eines Scheins von Genesung erfreuen durfte. Er empfand Reiselust, bei Kranken bekanntlich oft ein Vorzeichen der letzten großen

Reise. Eine lebhafte Sehnsucht, die Schweiz zu sehen, bemächtigte sich seiner. Dann sehnte er sich auch wieder nach dem Wiesengrün und den Waldschatten von Bauerbach, wo einst der Flüchtling Rast gefunden. Als die milde Witterung Bewegung in freier Luft erlaubte, ging er mit Lotte und Karoline mehrmals im Parke spazieren. Aber sein erster Gang galt Göthe, welcher sich ebenfalls von einer harten Krankheit, einer Nierenkolik, nur langsam erholte. Heinrich Voß war bei dieser Zusammenkunft zugegen und konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Die zwei großen Freunde fielen sich um den Hals und küßten sich mit einem langen herzlichen Kusse, bevor Einer ein Wort hervorbrachte. Auch sprach Keiner weder von der eigenen noch von des Anderen Krankheit, sondern Beide überließen sich der ungemischten Freude, endlich wieder mit heiterem Geiste vereint zu sein. Am 28. April war Schiller zum letztenmal bei Hofe. Voß war ihm bei seiner Toilette behülflich und freute sich der stattlichen Figur, welche der Dichter im grünen Galakleide machte. Am folgenden Tage erhielt Schiller, eben im Begriff ins Theater zu gehen, einen Besuch von Göthe, der zum erstenmal wieder ausgegangen war, sich aber noch so mißbehaglich fühlte, daß er den Freund nicht ins Theater begleitete, sondern an dessen Hausthüre von ihm Abschied nahm — auf immer. Denn sie sollten sich nicht wieder sehen. Karoline holte mit ihrem Wagen den Schwager ins Theater ab und auf dem Wege sagte er ihr, sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar Nichts mehr. Der Grund hievon war ein nur zu trauriger: der seit Jahren kranke linke Lungenflügel hatte aufgehört, zu schmerzen, weil er total zerstört war.

Die Illusion einer Genesung verschwand rasch. „Da liege ich wieder!" sagte der Dichter von seinem Kanapee aus mit hohler Stimme zu Heinrich Voß, als dieser am 1. Mai bei ihm eintrat. Mit dem Freunde waren die drei älteren Kinder heraufgekommen,

aber sie vermochten dem Vater keine Theilnahme abzugewinnen. Das war ein Zeichen, daß seine Wiedererkrankung etwas Bedenklicheres war als ein bloßes Katarrhfieber, für was er selbst sie Anfangs hielt. Doch glomm die erlöschende Lebenslampe in den nächstfolgenden Tagen noch einmal soweit auf, daß der Kranke mehrere Freunde, darunter seinen durchreisenden Verleger Cotta, empfangen konnte. Er traf auch keinerlei Anordnungen, welche auf ein Vorgefühl des nahen Todes gedeutet hätten; nur verlangte er lebhaft, seinen Schwager Wolzogen, welcher die Erbprinzessin zur Leipziger Messe begleitet hatte, heimkehren zu sehen. Am 6. Mai nahm aber die Krankheit eine schlimmere Wendung. Der bis dahin ganz frei gewesene Kopf begann zeitweilig wirre zu werden, die Sprache abgebrochen. An diesem oder einem der zwei folgenden Tage traf Voß den Göthe weinend in dessen Garten und erzählte ihm von Schiller's bedrohlichem Befinden. „Das Schicksal ist unerbittlich und der Mensch wenig!" hat Göthe darauf gesagt. Als am Abend des 7. Mai Karoline dem Kranken Gute Nacht bot, erwiderte er fast mit den Worten Wallenstein's: „Ich denke diese Nacht gut zu schlafen." Bei Tage wollte er nur seine Frau und seine Schwägerin um sich haben, bei Nacht nur seinen treuen Diener Rudolf. Dieser hat in den letzten Nächten den Kranken viel im Halbschlummer reden gehört, meist vom Demetrius. Der scheidende Genius wollte von seinem letzten Werke nicht ablassen. Als er geschieden, fand man den herrlichen Monolog der Marfa auf des Dichters Schreibtisch und so sind diese glühenden Zeilen wahrscheinlich das Letzte, was er gedichtet. Als am Morgen des 8. Mai Karoline an sein Lager trat und nach seinem Befinden fragte, gab er zur Antwort: „Immer besser, immer heiterer!" Als man darauf die kleine Emilie heraufbrachte, betrachtete er sie mit Freude und Wohlgefallen und es war der Mutter, als wollte er dem Kinde seinen Segen geben. Gegen Abend zu verlangte er die Sonne zu sehen.

Man öffnete den Vorhang, mit heiterem Auge blickte er in den schönen Abendhimmel hinaus und „die Natur empfing seinen Scheidegruß.“ Am folgenden Tage unterzog er sich Morgens geduldig den Vorschriften des Arztes, welcher ein Bad und dann zur Stärkung ein Glas Champagner verordnete. Aber die Schwäche nahm zu und immer zu. Er forderte mit gebrochener Stimme Naphtha, doch die letzte Sylbe erstarb auf seinen Lippen. Vorher hatte er noch unzusammenhängend phantasirt, meist in lateinischer Sprache. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde das Athmen des Kranken unregelmäßig und stockend. Gesprochen hat er dann Nichts mehr. Karoline stand mit dem Arzt am Fuße des Bettes und hüllte die erkaltenden Füße des Sterbenden in gewärmte Kissen. Die Kinder waren da: Karl lag schluchzend am Boden, Ernst weinte still in einer Ecke, Karoline hielt sich neben der Mutter, die an dem Lager kniete. Ihr hat er noch in der Agonie letzte Liebeszeichen gegeben, indem er ihr die Hand drückte, sie anlächelte und sie küßte. Das Ende sollte schmerzlos und sanft sein. In der sechsten Abendstunde war es, da fuhr Etwas wie ein elektrischer Schlag über die Züge des Sterbenden. Dann sank sein Haupt zurück und auf seinem Antlitz lag die Ruhe des Todes...... So starb Friedrich Schiller, fünfundvierzig Jahre, fünf Monate und neunundzwanzig Tage alt, am 9. Mai 1805.

Dem kranken Göthe die Todesbotschaft zu bringen, hatte Niemand den Muth. Meyer war bei ihm, als draußen die Nachricht von Schiller's Hingang eintraf. Meyer wurde hinausgerufen, aber er brachte es nicht über sich, zu Göthe zurückzukehren. Die Einsamkeit, in welcher dieser sich befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, — Alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke schon, sagte er endlich, Schiller muß sehr krank sein.“ Die übrige Zeit des Abends war er in sich gekehrt. Er muß geahnt haben, was geschehen war, denn man hörte ihn in der Nacht weinen.

Am Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Der Nachdruck, womit er das „sehr" aussprach, wirkt so heftig auf Jene, daß sie sich nicht länger halten kann, sondern in Thränen ausbricht. „Er ist todt?" fragte Göthe mit Heftigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen," entgegnete sie. „Er ist todt!" wiederholte er und schlug die Hände vor das Gesicht.

Es war bestimmt worden, daß die Bestattung des großen Todten Sonntags den 12. Mai stattfinden sollte. Weil aber der Leichnam zu schnell in Verwesung überging, wurde er in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag zu Grabe gebracht. Die trauernde Familie hatte die Beerdigung dem Oberconsistorialrath Günther übertragen. Der Sarg sollte nach gewohntem Brauch durch Handwerker getragen werden. Aber auf Anregung des nachmaligen Bürgermeisters von Weimar Karl Leberecht Schwabe vereinigten sich zwanzig junge Männer, Gelehrte, Künstler und Beamte, zu diesem Liebes- und Ehrendienst. Ein Sohn des Genannten hat aus dem handschriftlichen Nachlasse seines Vaters die folgende authentische Erzählung der Bestattung des Dichters veröffentlicht. „Still und ernst begab sich nach Mitternacht der kleine Zug von Schwabe's Wohnung nach Schiller's Haus. Es war eine mondhelle Mainacht, nur einzelne Wolken verhüllten bisweilen den Mond. Still war das Todtenhaus, nur aus einem Zimmer desselben tönte dumpfes Weinen und Schluchzen. Während die Freunde die Treppe hinab vorangingen, wurde der Sarg hinuntergetragen und vor der Hausthüre von ihnen aufgenommen. Kein Mensch war vor dem Hause oder in den Straßen; tiefe, lautlose Stille herrschte in der Stadt. So ging der Zug durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgasse nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche. Gleich rechts am Eingange befindet sich noch jetzt das sogenannte Kassengewölbe, vor dessen Thüre die Träger die Bahre mit dem Sarge niedersetzten. Hell

durchbrach in diesem Augenblicke der Mond die verhüllenden Wolken und übergoß mit seinem Lichte den Sarg des Dichters. Gleich darauf verbarg sich die Lichtscheibe wieder hinter den rasch am Himmel dahin eilenden Wolken und hörbar rauschte der Wind über Dächer und Bäume dahin. Nun öffnete sich die Pforte des düstern Gewölbes, der Todtengräber und seine drei Gehülfen nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, öffneten eine Fallthüre und der theure Todte wurde an Seilen in die unterirdische, von keinem Lichtstral erhellte Gruft hinabgesenkt. Die Fallthüre ward wieder niedergelassen und dann das äußere Thor des Grabgewölbes wieder verschlossen. Kein Trauergesang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort unterbrach die Stille der Mitternacht. Still wollten sich die Männer des Trauergeleites vom Kirchhof entfernen, als Aller Aufmerksamkeit durch eine hohe, in einen Mantel tief verhüllte Männergestalt angezogen wurde, welche zwischen den dem Kassengewölbe nahen Grabhügeln herumirrte und durch Gebärden und lautes Schluchzen ihre innige Theilnahme an dem eben hier Vollbrachten zu erkennen gab.“ Dieser Trauernde, dessen Anwesenheit später Sage und Novellistik in einem romantischen Lichte erscheinen zu lassen versuchten, war kein Anderer als Wilhelm von Wolzogen, welcher, auf der Rückreise von Leipzig begriffen, zu Naumburg den Tod des theuren Schwagers erfahren, sich sofort auf ein Pferd geworfen und Weimar gerade noch zur rechten Stunde erreicht hatte, um sich unvermerkt dem kleinen Leichenzug anzuschließen . . . . Man hat es damals und später noch bitter getadelt, daß die Musenstadt Weimar unseren Dichter in einer Weise bestattete, welche die Vergleichung mit der Bestattung, die unlange zuvor die Kaufmannsstadt Hamburg Klopstock bereitet hatte, herausfordern mußte. Auf die in den Zeitungen darüber laut gewordenen Anklagen gab Göthe, wenigstens mittelbar, die Antwort: „Eben das ist es, was mir an Schiller's Hingang so ausnehmend gefällt.

Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen kam er nach Weimar und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht, was ich liebe." Es liegt etwas Großes darin, daß der Mann, dessen Geistesreichthum den Kulturschatz der Menschheit mehrte und fortwährend mehrt, die Welt so arm und einfach verließ, wie er sie betreten hatte. Am Ufer des Neckars in einer dürftigen Bäckerstube geboren, ist er am Ufer der Ilm in einem Sarge, welcher drei Thaler kostete, zu Grabe getragen worden. Uebrigens wurde am 12. Mai zu Ehren des großen Todten in der St. Jakobskirche eine kirchliche Feier begangen, wobei die herzogliche Kapelle Mozart's Requiem aufführte und der Generalsuperintendent Voigt die Gedächtnißrede hielt. Die Kirche vermochte die Menge der Theilnehmenden nicht zu fassen.

Allgemein, tief und herzlich war die Trauer um den Dahingegangenen, in der Nähe und Ferne. Es ging ein Ton der Klage durch das ganze Vaterland. Henriette von Knebel, die Erzieherin der Prinzessin Karoline von Weimar, schrieb unterm 15. Mai an ihren Bruder: „Das schmerzhafte Ereigniß von Schiller's unvermuthetem Tod hat mein Herz so verwundet, daß mir der Balsam der Freundschaft sehr nothwendig ist. Wir haben die Nachricht von Schiller's Tod in Auerstädt erfahren. Meiner armen Prinzeß kam dieser Fall zu unerwartet. Sie weinte und schluchzte und konnte sich kaum fassen, obgleich die Erbprinzessin, der es auch sehr nahe ging, Alles that, um sie zu trösten. Wir sind fast täglich bei Frau Schiller, deren Schmerz zwar tief, aber doch sanft ist. Die Wolzogen ist viel heftiger." Die Erbprinzessin bezeugte der vaterlosen Familie ihre Theilnahme in hochsinniger Weise, indem sie sofort die Kosten der Erziehung von Schiller's Söhnen übernahm. Dannecker, der Akademiegenosse

des Dichters, schrieb im Mai aus Stuttgart an Wilhelm von Wolzogen: „Schiller's Tod hat mich sehr niedergedrückt. Durch Kapellmeister Granz kam die fürchterliche Nachricht zuerst hieher. Im ersten Moment konnte ich kein Wort hervorbringen, es erstickte in mir. Ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen, und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen und da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen; aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose!" Und zu dem Churfürsten von Würtemberg hat der edle Künstler gesagt: „Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen!" und wenn auch die Ungunst der Zeit die Ausführung dieses Gedankens verwehrte, so konnte sie Dannecker doch nicht verhindern, seine berühmte Kolossalbüste des Dichters zu schaffen. Aus Erlangen schrieb Fichte unterm 1. Juni 1805 an Wolzogen: „Innigst erschüttert hat mich und meine Frau die Nachricht von dem Tode unseres theuren Schiller. Ich hatte an ihm noch einen der höchst seltenen Gleichgesinnten über geistige Angelegenheiten. Er ist hin. Ich achte, daß in ihm ein Glied meiner geistigen Existenz mir abgestorben sei." Zelter schrieb aus Berlin an Göthe: „Der unvermuthete Tod unseres lieben Schiller hat bei uns eine allgemeine und starke Sensation erregt." Iffland veranstaltete in der preußischen Hauptstadt zur Todtenfeier des Dichters die Aufführung einer Reihenfolge seiner Dramen. Göthe schrieb unterm 1. Juni an Zelter: „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun den Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins." Als er sich ermannt hatte, erzählt er in seinen Annalen, blickte er nach einer entschiedenen, großen Thätigkeit umher und da war sein erster Gedanke, den Demetrius zu vollenden, um so „dem Tode zum Trotz die Unterhaltung mit dem Freunde fortzusetzen, dessen Gedanken, Ansichten und Absich-

ten bis ins Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten hier zum letztenmal auf seinem höchsten Gipfel zu zeigen." Dieser so vollendete Demetrius sollte dann als Todtenfeier Schiller's auf allen Theatern zugleich gespielt werden. Aeußerliche und wohl auch innerliche Hindernisse ließen den großen Plan nicht zur Verwirklichung kommen. Aber ohne Todtenopfer ließ er das Grab des Freundes doch nicht, nein, er brachte ihm das schönste, welches je ein Dichter einem Dichter dargebracht hat: — den herrlichen „Epilog zu Schiller's Glocke." Derselbe wurde zuerst am 10. August 1805 gesprochen, wo das Glockenlied zum Gedächtniß seines Schöpfers auf der Bühne zu Lauchstädt dramatisch dargestellt ward. So innige und mächtige Herzenstöne wie in diesem Gedicht hat Göthe nachher nie mehr gefunden. Wie Klage und Triumph zugleich scholl das in dem Epilog mehrmals wiederkehrende: „Er war unser!" über Deutschland hin. Er hatte das Gedicht der Schauspielerin Wolf, die es als Muse sprechen sollte, selber eingelernt. Aber bei einer besonders ergreifenden Stelle überwältigte ihn sein Gefühl so sehr, daß er sie bat, innezuhalten, und mit Thränen in den Augen in die Worte ausbrach: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!" Lotte hatte in der Bitterkeit des ersten Schmerzes an Fischenich geschrieben: „Ich habe das Schrecklichste erlebt, habe Schiller sterben sehen! Die Erde ist mir nun Nichts mehr, ich finde keinen Ruhepunkt mehr!" Einen Monat später (3. Juli) ergoß sich ihre Trauer in sanfteren Worten gegen den genannten vertrauten Freund von Jena her. „Ach, Sie kannten ihn nur halb — schrieb sie — denn in dem letzten Theil seines Lebens, wo seine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühl seiner Krankheit sich erhob, wo er immer milder, immer liebender wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder erfreute, war er ganz anders, als da Sie mit uns lebten. Diese Liebe, diese Freude an den lieben Geschöpfen, diese Heiterkeit würde Ihrem Herzen

wohlgethan haben. Das lange Zusammensein mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe gestellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg .... Es hat Niemand, kann ich behaupten, dieses edle, hohe Wesen so verstanden, als ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns zu erklären, zurechtzulegen wie Niemand. Die Jahre verbanden uns immer fester, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nöthig zu seiner Existenz als er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwirken, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verknüpfte. Ich würde zu keinem Menschen sonst so sprechen, lieber Freund, so sprechen können. Aber Sie sollen nur fühlen, daß ich Unersetzliches verlor, daß ich alle Kräfte meines Geistes zusammenrufen muß, um dieses Leben zu ertragen. Sie sollen Zeuge meines Lebens sein, daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines solchen Geistes zu sein, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Resignation auch zeigen will, daß ich meinen Geist an Schiller's Beispiel zu stärken verstand.“ Sie hat Wort gehalten. Mit religiöser Innigkeit das Andenken ihres großen Gatten pflegend und mit aufopfernder Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder leitend, lebte sie, im regen geistigen Verkehr mit vielen der Besten ihrer Zeit, geachtet und geliebt bis zum Jahre 1826. Da ist sie am 9. Juli in den Armen ihres Sohnes Ernst zu Bonn gestorben und so hat die bescheidene, keusche, verständniß- und liebevolle Lebensgefährtin Schiller's am schönen Rheinstrom ihre letzte Ruhestätte gefunden. Ihre Schwester Karoline sollte sie um zwanzig Jahre überleben. Denn erst am 11. Januar 1847 starb Frau von Wolzogen, nahezu vierundachtzigjährig, nachdem sie 1809 den Gatten, 1825 den einzigen Sohn verloren und lange Jahre in Schiller's ehemaligem Garten-

haus zu Jena ihren Erinnerungen gelebt hatte. Dort hat sie auch die warmgefühlte Lebensgeschichte ihres großen Schwagers geschrieben. Die Drei, welche im Leben so innig, so treu verbunden waren, sollten im Tode getrennt werden: Karoline ruht in Jena, Lotte in Bonn, Schiller in der Fürstengruft zu Weimar.

Einundzwanzig Jahre lang hielt das Kassengewölbe auf dem Friedhof der Jakobskirche die irdischen Ueberreste des Dichters verschlossen. Im März 1826 erfuhr Karl Leberecht Schwabe, Bürgermeister von Weimar, daß das Landschaftscollegium damit umgehe, das Kassengewölbe „in der Kürze aufräumen zu lassen." Der treffliche Mann konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Schiller's Gebeine bei dieser Gelegenheit für immer verloren gehen könnten, ja müßten, und er setzte sofort Alles in Bewegung, um den Untergang der geweihten Reste zu verhindern. So wurde denn in der Nacht vom 19. März das Kassengewölbe von Sachkundigen durchsucht und aus dreiundzwanzig Todtenschädeln der Schiller'sche herausgefunden. Die genaueste, unter Beiziehung von Anatomen vorgenommene Untersuchung stellte die Echtheit der Reliquie fest. Im September gelang es dann auch, die meisten Theile des übrigen Skeletts aufzufinden, zu verifiziren und zusammenzusetzen. Der Schädel selbst wurde in Anwesenheit von Schiller's Sohn Ernst mit angemessener Feierlichkeit in dem hohen Piedestal der Schillerbüste von Dannecker niedergelegt, welche der Künstler der Familie seines großen Freundes zum Geschenk gemacht, Karl August von dieser käuflich erworben und im Bibliotheksaale der Büste Göthe's gegenüber hatte aufstellen lassen. Indessen erregte diese Trennung des Schädels von den übrigen Gebeinen manche Bedenken im Publicum und auch König Ludwig von Baiern sprach bei einem Besuche in Weimar eine Mißbilligung aus. So befahl denn Karl August, die verehrten Ueberreste sollten wieder vereinigt und in der Fürstengruft, welche er für sein Geschlecht auf dem neuen Friedhof erbaut hatte, be-

stattet werden. In der Morgenfrühe des 16. Dezember 1827 wurden demzufolge Schiller's Gebeine in einem nach einer Zeichnung von Göthe gefertigten Sarkophag in der Fürstengruft beigesetzt. Hier gesellte sich dem Sarge Schiller's am 28. Juni 1828 der Karl August's, am 8. Februar 1830 der Sarg der Herzogin Luise, am 26. März 1832 der Sarg Göthe's. In der Mitte des Friedhofs, auf einer sanftansteigenden Erhöhung, steht der einfache Grabtempel mit Vordach und Säulen. Aus dem innern Raume, einer schmucklosen, von oben erhellten Rotunde, führt zur Linken eine steinerne Treppe in das Gewölbe hinab. Etwa in der Mitte desselben steht der Sarkophag von Erz, in welchem der treffliche Fürst ruht, und ihm zur Seite der Sarg seiner hochgesinnten Gemahlin. Links von der Treppe erblickt man auf gemauerten Unterlagen zwei ganz gleiche Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander. Auf dem einen ist in Metallbuchstaben zu lesen: Schiller, auf dem andern: Goethe. Sonst kein Schmuck, außer auf jedem der Särge ein von Zeit zu Zeit fromm erneuerter Kranz von Lorbeer und Eppich.

Der würdigen Bestattung des Dichters folgte nach zwölf Jahren die Apotheose. In Stuttgart hatte sich ein Verein gebildet, welcher alljährlich den Todestag Schiller's feierlich beging. Von diesem Kreise ging der Gedanke aus, dem geliebtesten Heros der Nation ein seines Namens würdiges Denkmal aufzurichten. Der Gedanke reifte zur That und am 8. Mai 1838 feierte auf demselben Platze, wo er vor achtundfünfzig Jahren, in der kümmerlichen Uniform eines Feldscherers bei der Parade erscheinend, halb das Mitleid halb den Spott seiner Kameraden erregt hatte, der große Todte durch die Liebe der Nation und durch die Kunst eine monumentale Auferstehung. Der Raum zwischen der Stiftskirche und dem alten Schloß mit seinen mittelalterlichen Thürmen war Kopf an Kopf von den Festgästen besetzt, unter welchen auch

die zwei Söhne des Dichters nicht fehlten. Mörike's schöner Festhymnus erklang; dann zog der Enkel die bergende Hülle von dem Erzbild des Großvaters und, von feierlichem Glockengeläute begrüßt, blickte Thorwaldsen's Schiller auf das ehrfurchtsvoll lauschende Volk nieder.

Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.

Diese Anspielung auf Achill's Geschick in Schiller's „Nänie" schwebte ohne Zweifel Göthe vor, als er in die allgemeine Todtenklage um den großen Freund hinein die herrlichen Trostworte sprach: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er in dem, was er gewollt und gewirkt, stets seinem Volke und der Menschheit leben" . . . . . Sehr glücklich, scheint mir, ist in dieser ganz hellenischen Grabrede das getroffen, was unseres Dichters Werken in hohem und höchstem Grade eigenthümlich. Ich meine das Ewig-Jugendliche, das Thaten Zeugende. Nur die Schöpfungen von wenigen Auserwählten besitzen diesen nie veraltenden Zauber. Sie stehen am Eingange neuer Weltperioden und formuliren, vorschauend, die höchsten Ziele derselben auf Jahrhunderte und wieder

Jahrhunderte hinaus. Diese seltenen Geister sind die eigentlichen Helden der Menschheit, weil sie ihre Erzieher und Bildner sind. So ein Heros ist Friedrich Schiller. Man kann ohne Anmaßung sagen, daß seit den Tagen Homer's kein Dichter aufgestanden, der in solchem Grade wie Schiller die Geltung eines Völkerlehrers gehabt hätte. Zu ihm, der sich mit beispielloser Energie aus der Region des ungestümen Naturalismus zur Höhe der idealen Kunstform emporgeschwungen, hat vom Erscheinen des Wallenstein an die deutsche Jugend hinaufgeblickt als zu einem „Wesen höherer Art." Ihr hinterließ er scheidend ein theures Vermächtniß, den Tell, der in der deutschen Geschichte wahrlich nicht bloß eine literarische Bedeutung hat. In jener Unglückszeit, als der Grundgedanke von Napoleon's Politik, die Vernichtung Deutschlands, erfüllt schien, zu jener Zeit, wo ein Patriot wie Stein keine Fußbreite deutschen Bodens mehr fand, darauf zu stehen, zur Zeit, wo ein Poet ersten Ranges, ein Mann von Genie und Herz, Heinrich von Kleist, sich selber den Tod gab, um das überwältigende Elend nicht länger mitansehen zu müssen, — zur Zeit, wo Deutsche gegen Deutsche kämpfen mußten wie Gladiatorenbanden und alle Länder für fremde Interessen mit ihrem Blute düngten, — zu dieser Zeit voll Druck, Noth und Schmach haben sich am Tell und anderen Schöpfungen Schiller's die Gemüther erquickt, die Geister wieder aufgerichtet zu vaterländischem Fühlen, zu opferfreudigem Handeln. Auf jeder Seite jener ruhmreichen Kampfgeschichte, die von der Katzbach bis nach Waterloo reicht, leuchtet für Jeden, der Augen hat, der Name unseres Dichters und er wird auch für alle Zukunft in der deutschen Geschichte da leuchten, wo immer Großes geschieht. Denn in seinen Werken ist, ich wiederhole es, ewige Jugend, Mannheit und Thaten zeugende Kraft. Den ganzen Werth und Umfang dieses Genius erkennt man erst, wenn man als reiferer Mann wieder zu ihm zurückkehrt. Da erst lernt man den Idealismus des Dichters, hinter dem „im wechsellosen Scheine alles Ge-

meine" weit zurückgeblieben, so recht kennen, bewundern, lieben; da erst gewinnen alle seine hohen Worte, die uns vertraut sind wie süßeste Jugenderinnerungen, ihre volle Bedeutung; da erst stimmt man dankbaren Herzens in den Ausspruch jenes Aesthetikers ein, welcher gesagt hat, Schiller habe „die Erziehung des Volkes zum Idealismus nicht nur vorgeschlagen, sondern durch seine Werke auch begonnen; er habe die Ideale der Nation geschaffen und den Volksgeist im Sinne der großen humanen Idee umgebildet." Und was ist das Grundmotiv dieser erstaunlichen, aus allen zeitweiligen Verdunkelungen immer wieder siegreich aufleuchtenden Wirksamkeit? Kein anderes als die sittliche Begeisterung, welche in Schiller lebte, der unwandelbare Glaube an den „göttlichen Lichtgedanken," die Seele der Geschichte der Menschheit. In diesem hohen Sinne, im Sinne einer rastlosen Entwicklung seines Volkes und aller Völker zum Menschlich-Freien, Großen, Guten, Schönen, war Schiller Dichter, war er Seher und Prophet. Und so sei er es immer und immer! Mit Stolz hat Göthe über das Grab des großen Freundes hinweg der Nation zugerufen: „Er war unser!" Ich vertraue meinem Volke, daß es nie aufhören werde, mit Liebe und Stolz zu fühlen und zu sprechen: — „Er ist unser!"

Druck von Otto Wigand in Leipzig.